

sub \ urban

zeitschrift für kritische stadtforschung

2022

band 10, heft 1

Jubiläumsausgabe

10 Jahre sub \ urban



sub\urban

2022
band 10, heft 1

jubiläumsausgabe

10 Jahre
sub\urban



zeitschrift-suburban.de

2022

band 10, heft 1

jubiläumsausgabe

10 jahre
sub\urban

Editorial

sub\urban Redaktion 7

sub\urban in Zahlen und Bildern

sub\urban Redaktion, Clara Berlinski
(Illustrationen) 18

aufsätze

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

Urbane Gesundheit relational gedacht
Richard Bůžek, Susanne Hübl,
Lisa Kamphaus, Iris Dzudzek 41

Kritische Stadtgeographie und geographische Bildung

Forschendes Lernen zum Recht auf Stadt am Beispiel der Dresdner „Straßenbahn-Streichler“
Matthias Naumann, Nicole Raschke 73

Renderings Bildwelten zur Legitimation von spekulativen Stadtentwicklungsprojekten in Lagos und New York
Sophie Mélix 97

debatte

Was ist Stadt? Was ist Kritik?

Einführung in die Debatte zum Jubiläumsheft von sub\urban
Nikolai Roskamm, Lisa Vollmer 127

Was ist urban?

Harald Bauder 131

Stadt als Metabolismus: Ort der Nicht-Nachhaltigkeit und der Kämpfe für Umweltgerechtigkeit

Sybille Bauriedl 133

Radikale Kritik kapitalistischer Urbanisierung

Bernd Belina 136

Vom Begehren des *doing otherwise*

Beate Binder 139

Was ist Stadt?

Wolf-D. Bukow 142

Das Urbane konzeptualisieren

Allan Cochrane 146

Zur Rolle von Kritik in der Angewandten Kritischen Stadtgeographie

Iris Dzudzek, Henning Füller 150

Vom analogen zum digital-algorithmischen Urbanismus

Susanne Frank 154

Was für ein Phänomen ist das Urbane und wie können wir es kritisieren?

Matthew Gandy 158

Stadt und postkoloniale Kritik

Noa K. Ha 161

Die Vorläufigkeit von Stadt und Kritik: Vergeblichkeit und Bescheidenheit im Definieren

Susanne Heeg 166

Die Stadt lebt in ihrer Auflösung

Roger Keil 170

Kritische Stadtforschung jenseits von Großstädten und Wissenschaftsbetrieb

Matthias Naumann 174

Warum die Frage nach dem verwendeten Stadtbegriff „vorkritisch“ ist

Anke Strüver 177

Kritische Stadtforschung: Differenz und Ungleichheiten im Fokus

Anne Vogelpohl 180

Stadt und Kritik

Jan Wehrheim 183

Fach, Gesellschaft und Wissenschaft

Max Welch Guerra 188

magazin

Von sub\urban zu Pro:Polis?

Anmerkungen zur ambivalenten Geschichte des Städtischen im kurzen ersten Jahrzehnt der Zeitschrift für kritische Stadtforschung

Grischa Bertram 191

#traumfabrikcb Die Aneignung der Stadtpromenade in Cottbus

Lucas Opitz, Ursula Nill 211

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

Eine Auswertung von Licht und Schatten einer breiten gesellschaftlichen Kampagne

Kalle Kunkel 221

Die Unbestimmtheit als Chance Wie in kreativen Quartiersentwicklungen die Planungszeit gelebt wird

Yvonne Siegmund 237

rezensionen

Feministische Geographien in der Hand

Autor*innenkollektiv
Geographie und Geschlecht: Handbuch
Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte.

Katharina Schmidt 253

Aber das sind doch die Guten – oder? Wohnungsgenossenschaften in Hamburg

Joscha Metzger: Genossenschaften und die Wohnungsfrage. Konflikte im Feld der Sozialen Wohnungswirtschaft.

Lisa Vollmer 261

Editorial

Liebe Leser_innen,

die interdisziplinäre Stadtforschung hat sich in den vergangenen Jahren weiter ausdifferenziert. Nie zuvor wurde so vielfältig über städtische Phänomene, Urbanisierungsprozesse und urbane Theorien geforscht wie heute. Solche Forschungen werden mit unterschiedlichen Zielen und von unterschiedlichen Startpunkten aus betrieben, die sich auf unterschiedliche Traditionen und Routinen berufen. Stadtwissen entsteht dabei nicht zuletzt auch außerhalb der Akademie: im städtischen Alltag, in urbanen Bewegungen, in Initiativen und im stadtpolitischen Handeln. Dieses weite Feld der Entstehung von Stadtwissen und der damit verbundenen Positionierung ist der Bereich, den wir mit unserer Zeitschrift immer wieder erkunden.

Dabei freuen wir uns, mit diesem Heft unsere Jubiläumsausgabe zum zehnjährigen Bestehen von sub\urban präsentieren zu können. Zehn Jahre sub\urban. *zeitschrift für kritische stadtforschung* ist für uns zunächst ein Grund zum Feiern: Wir sind froh und auch ein bisschen stolz, dass sich die Zeitschrift in dieser bewegten, ereignisreichen, unruhigen und nervösen Zeit nicht nur gehalten, sondern ständig weiterentwickelt hat. In diese Entwicklung möchten wir einige Einblicke geben. Daher erinnern wir uns im ersten Teil des Editorials an einige Positionen, die am Anfang unseres Projekts gestanden und es inhaltlich geformt haben. Im zweiten Teil lassen wir einige sub\urban-Stationen Revue passieren und zeichnen eine kurze Chronologie unserer Zeitschrift nach.

Das Jubiläum ist für uns Anlass zur Freude, aber auch Anstoß für Veränderung: Dieses Heft sieht anders aus als die in den vergangenen zehn Jahren erschienenen 28 Ausgaben von sub\urban. Das liegt vor allem daran, dass wir das Erscheinungsbild unserer Zeitschrift geändert

und ihr ein kompakteres und erneuertes Layout gegeben haben.[1] Es liegt aber auch daran, dass in dieser Jubiläumsausgabe besondere Formate enthalten sind. So haben wir einige statistische Daten zu uns, unseren Beiträgen und unseren Leser_innen erhoben und die Ergebnisse illustrieren lassen; wir haben in einem Jubiläums-CfP mit dem Titel „sub\ x: Verortungen, Entortungen“ spannende Texte eingeworben, die teils auch das Jubiläum als Ausgangspunkt nehmen, sich mit unserer Zeitschrift auseinandersetzen; und wir haben eine umfangreiche Debatte der Mitglieder unseres wissenschaftlichen Beirats initiiert und kuratiert, bei der es um zwei große Begriffe der kritischen Stadtforschung geht, die unser Heft seit seiner Gründung begleiten: nämlich um Stadt und um Kritik. In diese Formate der Jubiläumsausgabe führen wir im dritten Teil des Editorials ein.

1. Gründungsgedanken

Die Idee zur Gründung von sub\urban beruhte auf der Diagnose einer Leerstelle: Während international bereits eine große Anzahl wissenschaftlicher Zeitschriften mit einem Fokus auf die Stadt und das Urbane existierte, gab es im deutschsprachigen Kontext nur wenige Orte, an denen eine kritische und transdisziplinäre Diskussion über städtische Themen geführt werden konnte. Daher publizierten Stadtgeograph_innen ihre Arbeiten in der Regel in geographischen Zeitschriften, Stadtsoziolog_innen in soziologischen, Stadtplaner_innen in Planungszeitschriften und so weiter. Eine produktive Auseinandersetzung über die Grenzen disziplinärer Zugänge hinaus fand dagegen eher vereinzelt statt. Im Kontext des Städtischen existierten zwar durchaus intensive und auch kritische Debatten, es mangelte jedoch an einem Medium, das Diskussionen über einzelne Buch- und Tagungsprojekte hinaus ermöglicht, ihnen Kontinuität und Sichtbarkeit verschafft und welches akademische Stadtforschung und aktivistisches Wissen zusammenbringt. Um diese Leerstelle zu füllen, haben wir uns vor zehn Jahren zur Gründung einer neuen Zeitschrift entschlossen, die auf hinterfragende, kritische, subversive Weise das Urbane erkunden möchte.

Entstanden ist die Idee einer neuen Zeitschrift im Rahmen der Gruppe „Kritische Geographie Berlin“. Erste Diskussionen führten wir im Sommer 2011 im Rahmen der International Conference of Critical Geography in Frankfurt am Main. Aufgrund der positiven Resonanz auf unsere Initiative haben wir uns dann im Sommer 2012 entschieden, die ersten konkreten Schritte einzuleiten. Um das Vorhaben auf eine

breitere und stärker interdisziplinäre Basis zu stellen, wurden weitere Mitstreiter_innen gesucht und gefunden. Auf diese Weise ist das Redaktionskollektiv entstanden, das von Anfang an alle anfallenden Aufgaben ehrenamtlich übernommen hat. Wir kamen und kommen bis heute aus verschiedenen Disziplinen, von verschiedenen Orten und haben verschiedene wissenschaftliche Prägungen, theoretische Ausrichtungen und Schwerpunkte. Das Ziel, das uns vereint, war und ist es, der deutschsprachigen kritischen Stadtforschung einen Publikationsraum zu geben und unterschiedliche Positionierungen im heterogenen, umkämpften und nicht selten widersprüchlichen Feld der Stadtforschung zu ermöglichen.

Zum Gründungsworkshop im Oktober 2012 in Berlin haben wir ein Positionspapier[2] verfasst, das unsere Ausgangsposition skizziert. Die dort formulierte Annäherung an kritische Stadtforschung hat in der Zwischenzeit kaum an Aktualität eingebüßt. Daher möchten wir in dieser Einleitung noch einmal einige Punkte daraus aufrufen.

Kritische Stadtforschung ist interdisziplinär, sie geht soziologisch, kulturwissenschaftlich, sozialgeographisch, politikwissenschaftlich, philosophisch, planungstheoretisch und/oder aktivistisch vor. Für uns kann Stadtforschung zudem auch Forschung sein, die sich nicht explizit mit „Stadt“ beschäftigt, sondern mit darüber hinausweisenden oder quer dazu liegenden Inhalten. Zudem sind wir der Überzeugung, dass Universitäten und Forschungsinstitutionen nicht die einzigen Orte kritischer Wissensproduktion sind und akademisches Wissen nicht die einzige Form von Wissen darstellt. Kritische Stadtforschung ist unserem Verständnis nach nicht nur interdisziplinär, sondern transdisziplinär im Sinne einer Forschung, deren Ansätze sich zugleich in, zwischen und über Disziplinen sowie (Bewegungs-)Praxen hinweg entwickeln und durch die nötigen Verständigungsprozesse neuartige Perspektiven hervorbringen. Kritische Stadtforschung zeichnet sich nicht zuletzt dadurch aus, dass die verwendeten Konzepte selbst kritisch hinterfragt werden. Begriffe wie Kritik, Stadt und Stadtforschung sind keineswegs eindeutig besetzt; viele der Analysekatoren aus unserem Forschungsfeld sind in hohem Maße als instabil zu bezeichnen. Das zeigt sich in Diskussionen zwischen den Disziplinen, aber auch zwischen unterschiedlichen Richtungen innerhalb eines Faches, bei denen oftmals ganz unterschiedliche Inhalte mit denselben Namen bezeichnet werden. Zudem zeigt es sich in solchen Debatten, in denen die Tragweite von Begriffen wie Stadt selbst unterlaufen wird.

Unser Verständnis von Kritik, auch das haben wir bereits in unserem Positionspapier von 2012 formuliert, ist in unterschiedlichen

kritischen Traditionen und Debatten verortet. Genannt haben wir neben klassischen Ansätzen von Karl Marx und Michel Foucault auch eine Reihe von aktuellen Zugängen, unter denen uns besonders queere/feministische, postkoloniale, postfundamentalistische, postmaterielle, konstruktivistische, handlungsorientierte und fundamental machtkritische Ansätze am Herzen lagen und liegen. Uns ist es wichtig, die Besonderheiten der verschiedenen Theorien und die konkrete Art der Kritik, die sie erlauben, zur Debatte zu stellen. Solche Interventionen basieren auf einer Positionierung, die auf eine Überwindung, Destabilisierung oder die positive Veränderung konkreter (kapitalistischer, postkolonialer, rassistischer, sexistischer, homo- und transphober, neo-liberaler, biopolitischer und anderer) Formen der Macht und Herrschaft abzielt. Im städtischen Kontext bedeutet das beispielsweise einen kritischen Umgang mit Aufwertungsprozessen in Städten sowie mit der anhaltenden Privatisierung von Gemeingütern und Stadtpolitik, der Ökonomisierung sozialer (Reproduktions-)Beziehungen (die sich etwa in der Nutzung und Planung städtischer Räume widerspiegelt), mit zunehmender Marginalisierung, Normierung und Kontrolle von Menschen, mit rassistischen Stadt-, Migrations- und Grenzpolitiken oder mit stadtpolitisch und vor allem planerisch eingesetzten Begrifflichkeiten wie „soziale Mischung“, „Parallelgesellschaften“ und „Integration“.

2. Zehn Jahre sub\urban

Der Weg von sub\urban war weder konfliktarm noch frei von Hindernissen. Nach dem aufregenden und erfolgreichen Gründungsworkshop im Oktober 2012 gab es Anfang 2013 einen ersten Rückschlag: Unser Finanzierungsantrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG wurde abgelehnt, unter anderem mit der Begründung, dass wir die Ausgangssituation der wissenschaftlichen Auseinandersetzung in der Stadtforschung verkennen würden, weil die bestehenden Publikationsorte der deutschsprachigen Raumforschung doch schon kritisch genug seien. Zudem wären die Antragsteller_innen – also das Redaktionskollektiv – im fachwissenschaftlichen Diskurs bisher noch wenig bekannt, ihre eigene Publikationsleistung noch relativ gering und daher Zweifel angebracht, ob sie einen wirklich umfassenden und breiten Überblick über die Forschungslandschaft besäßen. Als Hauptgrund für die Ablehnung wurde jedoch die befristete und damit prekäre Situation der Antragstellenden genannt. Es wäre, so formuliert eine_r der anonymen Gutachter_innen, nicht sichergestellt, dass die Redaktionsmitglieder nach Ablauf ihrer

befristeten Verträge auch weiterhin im wissenschaftlichen Kontext tätig seien. Deshalb solle sich, wenn überhaupt, ein universitäres oder außeruniversitäres Forschungsinstitut des Projektes annehmen und einen Förderantrag stellen. Der von uns im Antrag in Aussicht gestellte Trägerverein sei dagegen keine angemessene Lösung.

Diese ablehnende Bewertung hat uns nicht entmutigt – ganz im Gegenteil.[3] Im Juli 2013 haben wir unsere erste Ausgabe[4] ohne institutionelle Förderung herausgegeben – getragen von der Idee, ein kollektives und unabhängiges Projekt auf die Beine zu stellen. Eingeführt wurden in diesem ersten Heft bereits die drei Rubriken von *sub|urban* – Aufsätze, Debatte, Magazin. In der Debatte des ersten Heftes diskutierten verschiedene Autor_innen zum einen die *Thesen zur Soziologie der Stadt* von Hartmut Häußermann und Walter Siebel aus dem Jahr 1979, zum anderen den Text *Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt* von Margit Mayer (2013). Von Anfang an war unser Projekt online und komplett im *open access* zugänglich.

Ebenfalls ab dem ersten Heft führten wir eine – wie es im neoliberalen BWL-Sprech heißt – Qualitätssicherung durch, also eine doppelte und anonymisierte externe Beurteilung der in der Rubrik Aufsatz eingereichten Beiträge. Es gibt unseres Erachtens gute Argumente für und gegen ein solches Review-Verfahren. Nachdem wir vor allem in den ersten Jahren unseres Bestehens das Instrument immer wieder auf den Prüfstand gestellt haben, denken wir inzwischen, dass die Vorteile einer solchen Begutachtung doch überwiegen. In aller Regel erhalten wir wertschätzende und konstruktive Gutachten zu den eingereichten Aufsätzen, die unsere Autor_innen offenbar anspornen, ihre Texte zu verbessern und noch leichter zugänglich zu machen.[5] Wo die Gutachten die Ebene einer konstruktiven Kritik verlassen, nehmen wir uns als Redaktion die Freiheit, sie zu kürzen oder zurückzuhalten. So versuchen wir, diese gerade für junge Wissenschaftler_innen teilweise abschreckenden Verfahren etwas abzumildern.

Im Oktober 2013 haben wir dann – nachdem wir einen weiteren Antrag bei der DFG eingereicht hatten, der von Gutachter_innen bewertet wurde, die mit unserer Idee mehr anfangen konnten – tatsächlich einen Bewilligungsbescheid zu einer Anschubförderung für wissenschaftliche Zeitschriften erhalten. Mit dieser Finanzierung konnten wir sowohl Satz als auch Lektorat/Korrektorat bezahlen und uns stärker auf die redaktionelle Arbeit konzentrieren. Die DFG-Förderung hat entscheidend dazu beigetragen, die bei der Publikation einer solchen Zeitschrift entstehenden

Kosten – etwa für Satz und Lektorat sowie Übersetzungen, aber auch Redaktionsklausuren – zu tragen. Ab diesem Moment konnten wir mit Personen zusammenarbeiten, die mit ihrer fachlichen Expertise in teils nun schon jahrelanger Kooperation entscheidend dazu beigetragen haben, dass unser Zeitschriftenprojekt stabil und in guter Qualität erscheint. Wir bedanken uns an dieser Stelle für die jahrelange gute Zusammenarbeit vor allem bei Robert Hänsch (Satz) und Joscha Barisch (Lektorat), dem Übersetzungsbüro sociotrans und Tereza Bodemann, bei der wir regelmäßig in Stolzenhagen für unsere Redaktionsklausuren zu Gast sein können.

Im Dezember 2013 erschien bereits die zweite Ausgabe, dieses Mal mit einem Themenschwerpunkt: „Die postpolitische Stadt?“. Für diese zweite sub\urban-Ausgabe konnten wir eine Förderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung einwerben (der später weitere folgten). Zu dieser Zeit schufen wir auch das Instrument der Förderabos, durch das uns Privatpersonen und Institutionen sehr dabei geholfen haben, unsere Zeitschrift voranzubringen und auszubauen.

In den vergangenen zehn Jahren haben wir insgesamt 27 Hefte herausgegeben, meist drei Ausgaben pro Jahr. Inhaltlich haben wir neben den Aufsätzen und Magazinbeiträgen zu verschiedensten Themen Debatten organisiert – etwa über die Perspektive von Akteur-Netzwerk-Theorie und Assemblageforschung, über die (Un-)Möglichkeiten postkolonialer Stadtforschung, über Theorien von Gentrifizierung, zur Frage „Wer plant die Planung?“, zur nicht-sexistischen Stadt und zum städtischen Umgang mit der Coronakrise.

Unsere Themenschwerpunkte „Stadt und Migration“, „Stadt von rechts“, „Gefühlsräume – Raumgefühle“, „Stadt von oben“, „Riots“, „Planung als politische Praxis“, „Stadt der Reproduktion“, „Illegalität – Stadt – Polizei“, „Die Natur der Stadt“, „Digital war besser“, „Wie können wir die Stadt wissen?“ und „Kindheit in der Stadt“ haben wir immer wieder mit der Beteiligung von Gastherausgeber_innen organisiert. Dabei ist es uns einerseits ein Anliegen, Themen kritisch aufzugreifen, die bereits in der Stadtforschung breit diskutiert werden, und andererseits Themen neu zu setzen, für die wir uns mehr Aufmerksamkeit wünschen.

Die Organisation von Debatten und das Setzen von Schwerpunktthemen macht ein stärkeres kuratierendes Eingreifen der Redaktion notwendig als die Begleitung von schwerpunktunabhängig eingereichten Beiträgen. Auch deshalb ist es uns stets ein Anliegen, dass in der Redaktion möglichst viele verschiedene Disziplinen, Sichtweisen und Zugänge zu Wissenschaft

und Stadtwissen vertreten sind, was wir bei Redaktionserweiterungen über die Jahre immer berücksichtigt haben. Diese Heterogenität wird auch durch die Besetzung unseres Beirats unterstützt.

Neben der Herausgabe der Zeitschrift entwickelten sich vielfache weitere Aktivitäten im *sub|urban*-Umfeld. So organisierten wir Heft-Releases, aber auch Podiumsdiskussionen und Workshops zu aktuellen Themen sowie politische Aufrufe (etwa gegen die Rücktrittsforderungen an Andrej Holm als Staatssekretär im Jahr 2016[6]) oder wurden zum Publikationsort für bestimmte Themen (etwa im Jahr 2018 „Für eine wirklich soziale Wohnungspolitik“), trugen mit *sub|urban-lectures* zu Fachkonferenzen bei und schmissen wilde Partys zu verschiedenen Anlässen. Enorm wichtig für den Zusammenhalt des Redaktionskollektivs waren und sind die legendären Klausurwochenenden, die wir zweimal im Jahr durchführen. Im Jahr 2014 gründeten wir unseren gemeinnützigen Trägerverein, der seitdem das strukturelle Dach von *sub|urban* darstellt (und im Übrigen ganz wunderbar funktioniert).

Im Dezember 2016 feierten wir ein erstes *sub|urban*-Jubiläum – mit Band 4, Heft 2/3 (Themenschwerpunkt: „Bedingungen kritischer Wissensproduktion“) hatten wir unser zehntes Heft veröffentlicht. Am 20. Januar 2017 veranstalteten wir eine Podiumsdiskussion zu diesem Thema im von Studierenden besetzten Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität und feierten im Anschluss – wieder im Südblock in Berlin/Kreuzberg – bis weit in den Morgen.

Im Jahr 2018 konnten wir unser Projekt noch einmal stabilisieren: Ein weiterer erfolgreicher DFG-Antrag – wieder im zweiten Anlauf – ermöglichte es uns im Folgejahr erstmals, mit Michael Keizers einen Redaktionssekretär einzustellen. Dies hat den redaktionellen Abläufen der Zeitschrift enorm gutgetan und konnte die hohe Arbeitsbelastung für das Redaktionskollektiv von *sub|urban*, die jede Veröffentlichung einer neuen Ausgabe mit sich bringt, in vertretbarere Dimensionen bringen. Zudem stellten wir im Jahr 2020 die Einreichung der Beiträge auf das halbautomatisierte Open Journal Systems um, was eine weitere spürbare Erleichterung der Zeitschriftenabläufe mit sich gebracht hat.

Das *sub|urban*-Heft, das der vorliegenden Jubiläumsausgabe vorausgegangen ist, hat den Schwerpunkt „Stadt der Kindheit“. Die Ausgabe (Band 9, Heft 3/4) ist nicht nur das mit Abstand umfangreichste Heft in unserer zehnjährigen Geschichte (430 Seiten), sondern umfasst zusätzlich eine liebevoll gestaltete, von der Redaktion übersetzte und vorab veröffentlichte Kinderausgabe und beschreitet auch hier neue

Wege. Diese Sonderausgabe für Kinder schließt an eine ganze Reihe spannender Magazinbeiträge in *sub\urban* an, die auch in (audio-) visueller Form Stadtwissen vermitteln. Und dies ist es wahrscheinlich, was unsere Zeitschrift immer wieder mit neuer Energie versorgt und unsere Leidenschaft für *sub\urban* aufrechterhält: Die Freude an kollektiven Produktionsprozessen und die selbst geschaffene Möglichkeit, mit dem trans- und interdisziplinären Publizieren zu experimentieren und dabei zusammen mit unseren Autor_innen immer wieder neue Wege zu gehen.

3. Das Jubiläumsheft

Für das vorliegende Heft veröffentlichten wir im Januar 2021 einen Call for Papers mit dem Titel „*sub*x: Verortungen, Entortungen“. Darin haben wir Autor_innen eingeladen, in ihren Beiträgen das Urbane als Variable zu betrachten. Das *x*, so schreiben wir in dem Call, hält den Platz offen und fordert dazu auf, ihn aus den eigenen Perspektiven und Positionierungen heraus neu zu füllen – und die eigenen Perspektiven dabei auch in die Reflexion einzubeziehen. Das Urbane hat aus unserer Sicht immer wieder als ein Platzhalter fungiert, der ausreichend unbestimmt ist, um eine Vielzahl von kritischen Positionen zu versammeln. Diesen Ansatz wollten wir hier kenntlich machen und in den Mittelpunkt stellen, mit dem *sub*x also nach expliziten und impliziten Interpretationen des Städtischen suchen. Jedoch ist nicht nur das *urban* in *sub\urban* ein *x*, auch das *sub* ist von unterschiedlichen Richtungen aus zugänglich. Aus unserer Sicht war das *sub* von Anfang an etwas, das vielleicht als ein „halb-leerer Signifikant“ bezeichnet werden kann. Das *sub*, so unsere Intention, transportiert ein Stück weit das Kritische eines kritischen Stadtforschungsansatzes. Ein solcher Ansatz ergreift Partei, er verbündet sich mit dem Unten und beleuchtet die Dinge (und Nicht-Dinge) von dort – er nimmt gewissermaßen ihre Unterseiten und Unterströme in Augenschein. Gleichzeitig – auch darum geht es – lässt sich das *sub* verschiedenartig lesen: als subversiv, suboptimal, subaltern, subkulturell, substanziell, subjektiv, sublim, subtil, suburban. Erhofft hatten wir uns, mithilfe des Calls solche Beiträge aus der kritischen Stadtforschung einzuwerben, die das Urbane der kritischen Stadtforschung thematisieren und über die Bedeutung des *x* in „*sub*x“ nachdenken.

Der Bericht von unserem Call erfolgt hier im Konjunktiv, weil es dann am Ende doch etwas anders gekommen ist: Wir haben zwar eine Menge interessanter Abstracts erhalten, und daraus sind auch bereits einige spannende Beiträge geworden. Von den Texten, die wir in unserer Jubi-

läumsausgabe veröffentlichen, beziehen sich am Ende jedoch nur drei direkt auf unseren Jubiläums-Call – der Aufsatz von Matthias Naumann und Nicole Raschke, der Magazinbeitrag von Yvonne Siegmund sowie der ebenfalls im Magazin erscheinende Text von Grischa Bertram. Beeinflusst hat unser Jubiläums-Call allerdings einige der Beiträge zu unserer Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“. Weitere im Rahmen des Calls eingereichten Aufsätze und Magazinbeiträge sind noch im Arbeitsprozess, und wir freuen uns schon sehr darauf, diese Texte in der im Herbst 2022 erscheinenden Ausgabe von *sub|urban* zu veröffentlichen. Und so wurde die Intention unseres Calls am Ende doch aufgegriffen: Es ist – wie immer bei unseren Autor_innen – etwas ganz Eigenes entstanden.

Damit kommen wir zu den Beiträgen in dieser Jubiläumsausgabe. Wir publizieren in der Rubrik „Aufsätze“ dieses Mal drei Texte. In dem Beitrag „Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen. Urbane Gesundheit relational gedacht“, der bereits online vorabveröffentlicht wurde, erörtern Richard Bůžek, Iris Dzudzek, Susanne Hübl und Lisa Kamphaus das Verhältnis von Gesundheit und Ungleichheit, das in der kritischen Stadtgeographie unterrepräsentiert ist. Mithilfe eines relationalen Gesundheitsverständnisses fragen die Autor_innen, wie Machtverhältnisse – vermittelt über Gesellschaftsstrukturen und (politisch konstruierte) Umwelten – krank machen.

In ihrem Text „Kritische Stadtgeographie und geographische Bildung. Forschendes Lernen zum Recht auf Stadt am Beispiel der Dresdner ‚Straßenbahn-Streichler‘“ schreiben Matthias Naumann und Nicole Raschke über das Beispiel eines Konflikts um öffentliche Räume in der Dresdner Neustadt, über die Chancen und Herausforderungen einer engeren Verknüpfung zwischen kritischer Stadtgeographie und Geographiedidaktik sowie über mögliche konzeptionelle und bildungspraktische Anschlüsse.

Mit dem Titel „Bildwelten zur Legitimation von spekulativen Stadtentwicklungsprojekten in Lagos und New York“ überschreibt Sophie Mélix ihren Artikel, in dem sie anhand von zwei Beispielen großmaßstäblicher Stadtentwicklungsprojekte – Eko Atlantic in Lagos (Nigeria) und Hudson Yards in New York (USA) – erläutert, wie mithilfe von Renderings als Form der digitalen Architekturvisualisierung umfassende Bildwelten innerhalb der jeweiligen Planungsprozesse entstehen und wie sie wirkmächtig werden.

Passend zum Jubiläum ist die Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“ die – was die Anzahl der Beiträge betrifft – mit Abstand umfangreichste Debatte, die wir in unserer Zeitschrift bisher geführt haben. Inhaltlich wird

in diese Debatte noch einmal gesondert eingeführt, daher können wir es hier kurz machen: Die 18 kompakten Beiträge, die sämtlich von Mitgliedern unseres wissenschaftlichen Beirats verfasst worden sind, ergeben gerade in ihrer Gesamtheit einen ziemlich guten Einblick in den Stand der Themen und Konzepte, um die in der deutschsprachigen, aber auch der internationalen kritischen Stadtforschung aktuell gerungen wird. Damit passt die Debatte aus unserer Sicht sehr gut zu diesem Jubiläumsheft und liefert das, was schon seit jeher auf unserem Aufgabenzettel ganz oben steht: eine multiple Positionierung (in) der kritischen Stadtforschung.

In der Abteilung „Magazin“ veröffentlichen wir in der Jubiläumsausgabe folgende Texte: In „#traumfabrikcb. Die Aneignung der Stadtpromenade in Cottbus“ berichten Lucas Opitz und Ursula Nill über eine unmöglich traumhafte Intervention in das ehemals glänzende sozialistische Zentrum der Stadt. In „Die Unbestimmtheit als Chance. Wie in kreativen Quartiersentwicklungen die Planungszeit gelebt wird“ plädiert Yvonne Siegmund dafür, die Planungszeit nicht nur als Zwischenzeit zu begreifen, sondern sie aktiv zu gestalten. In „Von sub\urban zu Pro:Polis? Anmerkungen zur ambivalenten Geschichte des Städtischen im kurzen ersten Jahrzehnt der zeitschrift für kritische stadtforschung“ schreibt Grischa Bertram über uns. Der Text, der sich ganz direkt auf den Call for Papers dieser Jubiläumsausgabe bezieht, reflektiert die von uns (nicht) verwendeten Begrifflichkeiten und lässt sich als weitere Chronologie der Geschichte unserer Zeitschrift lesen. Kalle Kunkel untersucht in seinem Beitrag „Was hat ‚Deutsche Wohnen & Co enteignen‘ zu dem gemacht, was es ist? Eine Auswertung von Licht und Schatten einer breiten gesellschaftlichen Kampagne“ Organisationspraktiken der Kampagne und geht der Frage nach, welche Möglichkeiten und Grenzen für eine möglichst breite Einbindung vieler gesellschaftlicher Gruppen bestehen. Zwei Rezensionen runden den Magazinteil ab: Katharina Schmidt schreibt über das vom Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht herausgegebene „Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte“ und Lisa Vollmer rezensiert das Buch von Joscha Metzger mit dem Titel „Genossenschaften und die Wohnungsfrage. Konflikte im Feld der Sozialen Wohnungswirtschaft“.

Schließlich haben wir noch einen ganz besonderen Beitrag, mit dem wir dieses Editorial ergänzen und das Jubiläumsheft eröffnen: einen graphisch reich illustrierten Statistikbeitrag „sub\urban in Zahlen und Bildern“, der zum einen auf von uns erhobenen Daten zu unserer Zeitschrift beruht und zum anderen auf einer großen Leser_innumfrage, die wir in den

Editorial

vergangenen Wochen durchgeführt haben. In diesem Beitrag könnt ihr mehr über uns erfahren – über das Redaktionskollektiv von sub|urban, über die Beiträge dieser Zeitschrift, aber auch über euch – die hochverehrte Leser_innenschaft unserer Zeitschrift. Endlich wird sichtbar, wie hoch der Frauenanteil unserer Autor_innen ist, welches unsere beliebteste Rubrik und – ganz wichtig – welches das längste je bei uns erschienene Wort ist. Graphisch gestaltet hat den Beitrag Clara Berlinski, der wir herzlich für die gute Zusammenarbeit danken.

Wir hoffen, dass wir mit diesem Editorial Lust auf die Lektüre der sub|urban-Jubiläumsausgabe machen konnten, und wünschen viel Spaß beim Lesen!

Herzliche Grüße
das Redaktionskollektiv von sub|urban

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad ElKayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Justin Kadi, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Endnoten

- [1] An dieser Stelle möchten wir Christian Bauer herzlich für das neue Layout danken.
- [2] <http://www.zeitschrift-suburban.de/sys/files/docs/Postitionspapier1012.pdf>
- [3] Sie hat uns darin bestärkt, uns intensiv mit den Produktionsbedingungen kritischer Wissenschaft und den Arbeitsverhältnissen im universitären Feudalsystem auseinanderzusetzen – so zum Beispiel unter dem Themenschwerpunkt „Bedingungen kritischer Wissensproduktion“, Band 4, Heft 2/3, einer damit verbundenen Zukunftswerkstatt und einer Podiumsdiskussion in Berlin.
- [4] Gefeiert haben wir das Ereignis mit einigen Autor_innen und Unterstützer_innen im Berliner Südblock am Kottbusser Tor im Rahmen der zeitgleich stattfindenden RC21-Konferenz.
- [5] Den engagierten Gutachter_innen sei an dieser Stelle noch einmal extra gedankt!
- [6] <https://zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/announcement/view/40>

sub\urban in Zahlen und Bildern

sub\urban Redaktion,
Clara Berlinski (Illustrationen)

Über die Redaktion

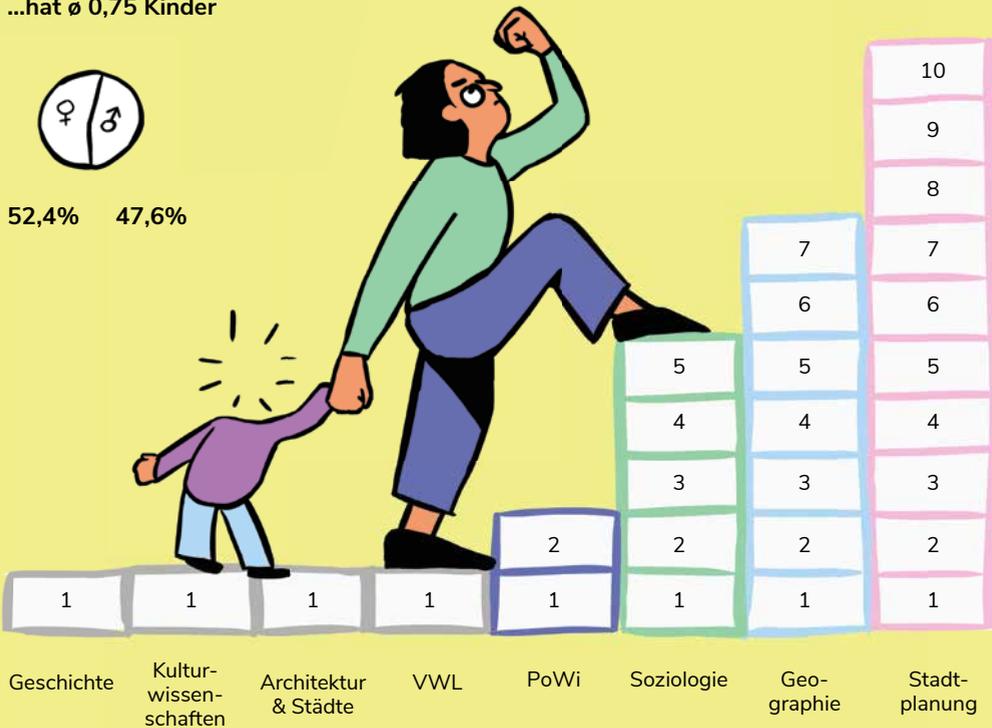
Das durchschnittliche
sub\urban Redaktionsmitglied...

...ist ø 40,6 Jahre alt

...hat ø 0,75 Kinder



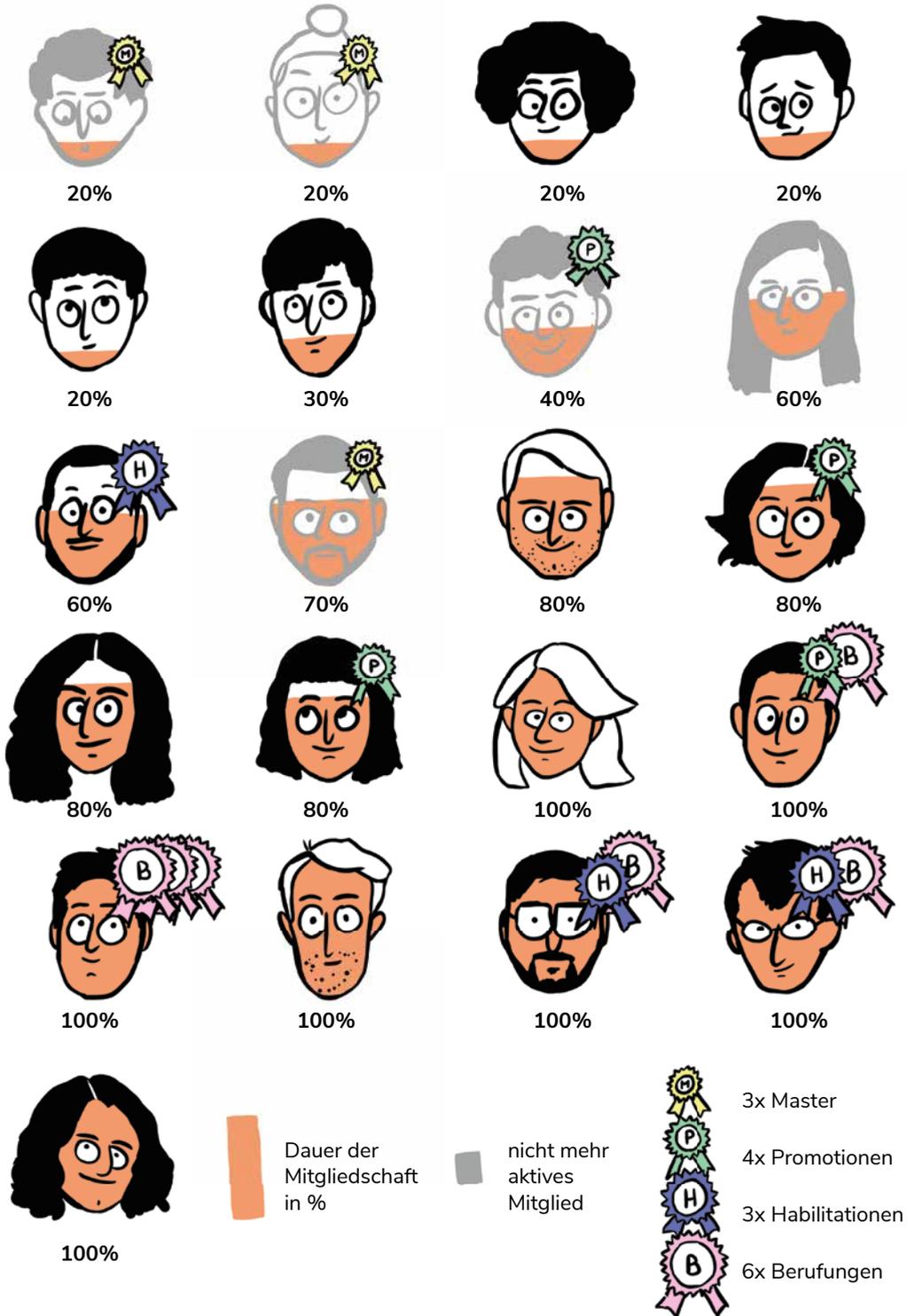
52,4% 47,6%



Disziplinäre Selbstverwaltung der sub\urban Redaktion

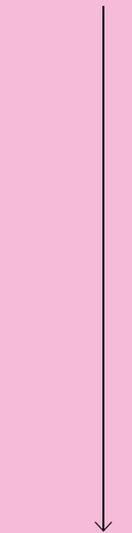
Über die Redaktion

Dauer der Mitgliedschaft in der sub\urban Redaktion und Abschlüsse & Berufungen währenddessen



Über die Beiträge

Frauen*anteil der Veröffentlichungen von 475 Autor*innen



Geschlecht/Status von Autor*innen, die sich gegenüber der Redaktion im Ton vergreifen

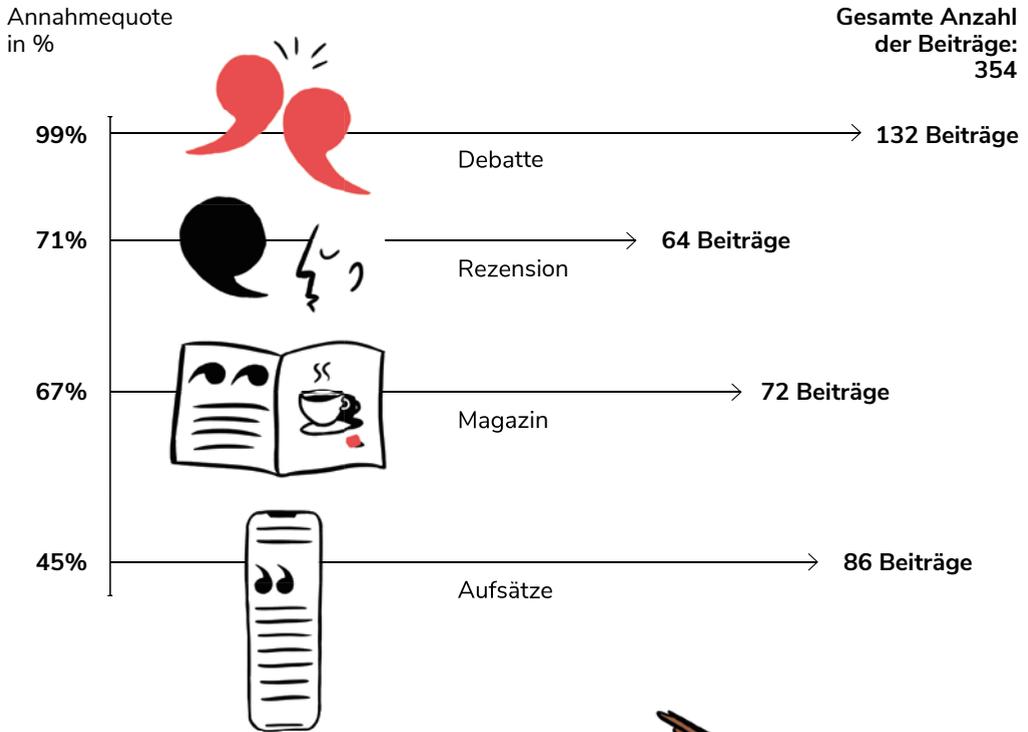


100% männlich, Professor (gefühlte Wahrheit)

* Geschlechtszuordnung erfolgte nach Vornamen der Autor*in, nicht durch Selbstzuordnung; diverse/nicht-binäre Geschlechtsidentitäten wurden daher ggf. nicht angemessen berücksichtigt

Über die Beiträge

Veröffentlichungen nach Rubrik



Langsamster veröffentlichter Aufsatz
794 Tage



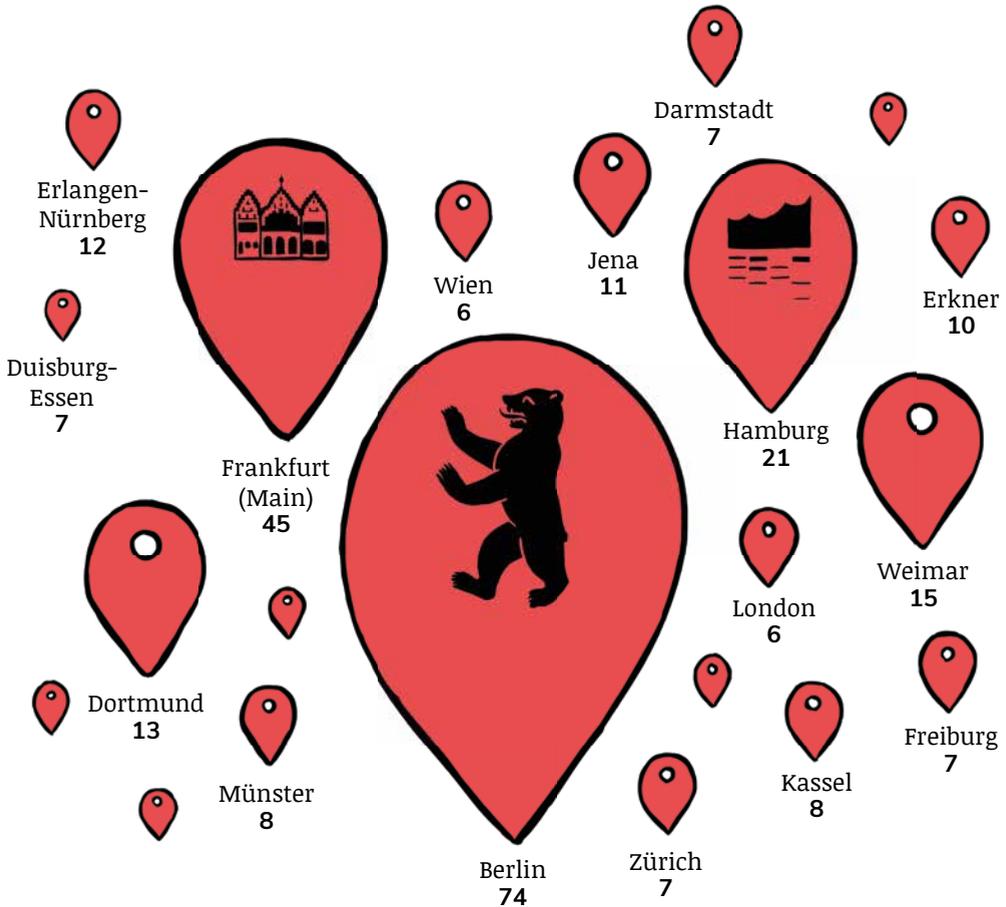
Schnellster veröffentlichter Aufsatz
116 Tage

Längste Wörter

34 Zeichen
Zweckentfremdungsverbotsverordnung

33 Zeichen
Reproduktionsarbeitsverpflichtung
Immobilienverwaltungsgesellschaft

Wo kommen unsere Autor*innen her?*



Graz	5	Frankfurt (Oder)	2	Princeton	1	Luzern	1
Kiel	5	Erfurt	2	Linz	1	Manchester	1
Oldenburg	5	München	2	Luxemburg	1	Paderborn	1
Leipzig	4	Lüneburg	2	Montreal	1	Rostock	1
Dresden	4	Bayreuth	2	Singapur	1	Salzburg	1
Bonn	4	Giessen	2	Rapperswil	1	Trier	1
Bremen	4	Stuttgart	2	Braunschweig	1	Vechta	1
Osnabrück	4	Berkeley	2	Nürnberg	1	Wuppertal	1
Tübingen	4	Klagenfurt	1	Santiago		Bordeaux	1
Köln	3	Potsdam	1	de Chile	1	Cambridge	1
Bochum	3	Duisburg	1	Brasília	1	Kapstadt	1
Bogotá	3	Düsseldorf	1	Mailand	1	Groningen	1
Toronto	3	Triesdorf	1	Bern	1		
Paris	2	Kaiserslautern	1	Innsbruck	1		

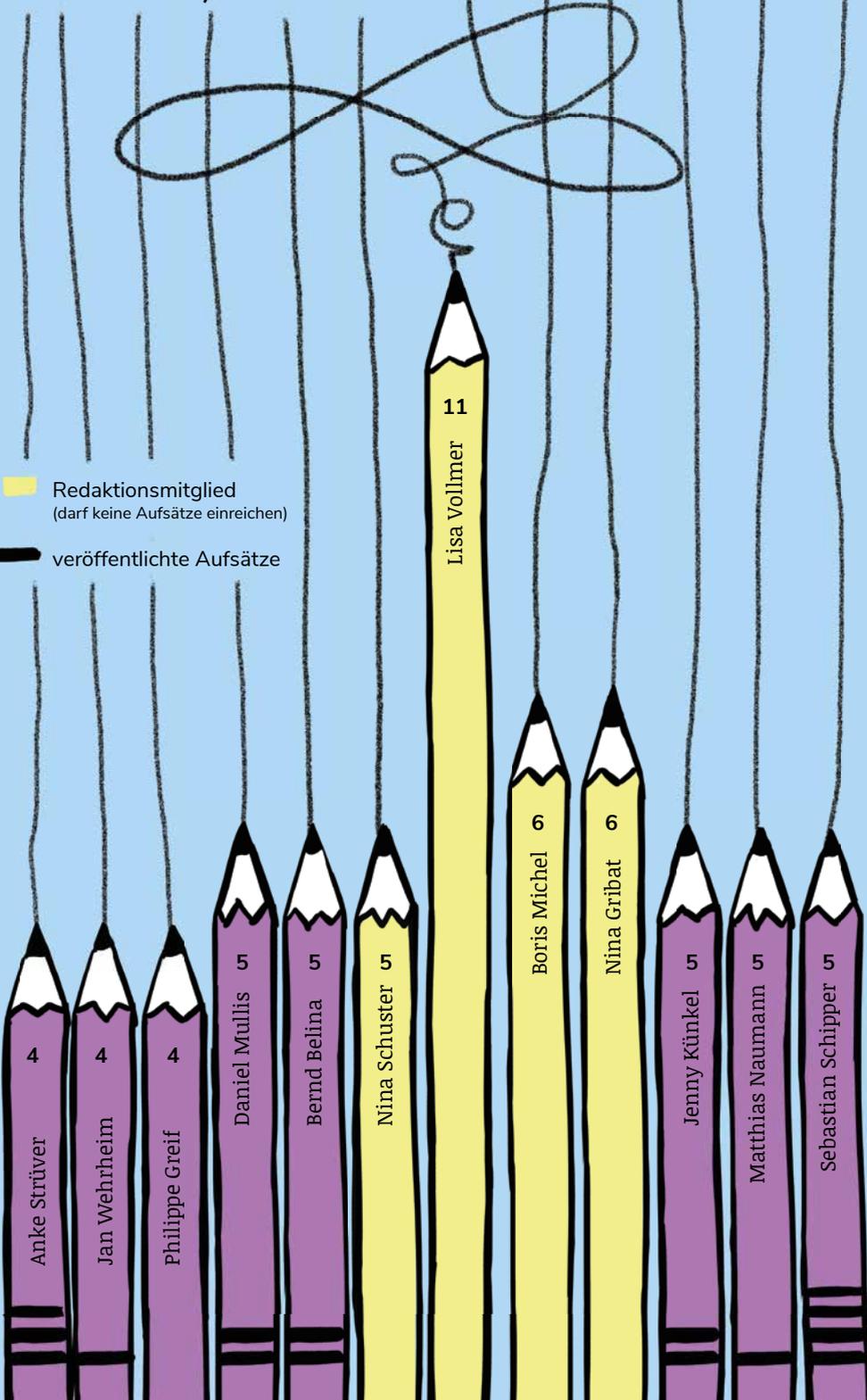
*Ermittlung der institutionellen Affiliation anhand E-Mail-Adresse

Über die Beiträge

Autor*innen mit den meisten
veröffentlichen Beiträgen
(in allen Rubriken)

 Redaktionsmitglied
(darf keine Aufsätze einreichen)

 veröffentlichte Aufsätze

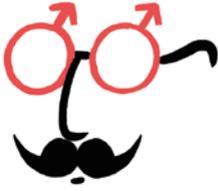




Die Top 21 meist- zitierten Autor*innen

Harvey, David	99x
Bourdieu, Pierre	59x
Wacquant, Loïc	56x
Lefebvre, Henri	52x
Foucault, Michel	51x
Holm, Andrej	43x
Smith, Neil	42x
Swyngedouw, Erik	41x
Rancière, Jacques	40x
Roy, Ananya	34x
Mayer, Margit	33x
Robinson, Jennifer	33x
Žižek, Slavoj	32x
Latour, Bruno	28x
Belina, Bernd	28x
Lanz, Stephan	27x
Butler, Judith	25x
Brenner, Neil	23x
Hayden, Dolores	23x
Marchart, Oliver	22x
Jessop, Bob	22x

Über die Beiträge



Meistzitierte Literaturquellen

Gesamtzahl zitierter Quellen

10.582

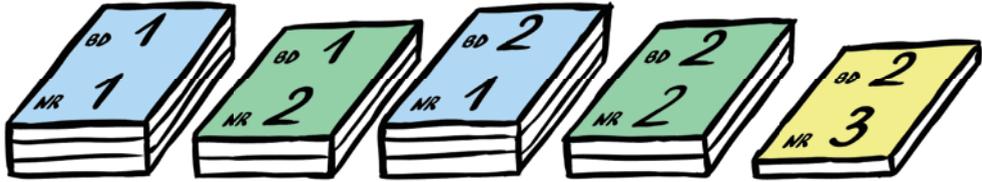
	Lefebvre, Henri (1974): The Production of Space. Malden u.a.: Blackwell Publishing. [+ franz. Originalausgabe: Lefebvre, Henri (1974): La production de l'espace. Paris: Anthropos.]	18x
	Rancière, Jacques (2002): Das Unvernehmen. Politik und Philosophie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.	15x
	Harvey, David (2013): Rebellische Städte. Berlin: Suhrkamp Verlag. [+ engl. Originalausgabe: Harvey, David (2013): Rebel Cities. From the Right to the City to the Urban Revolution. London: Verso.]	15x
	Boltanski, Luc / Chiapello, Ève (1999): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.	13x
	Foucault, Michel (1975): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.	12x
	Marchart, Oliver (2010): Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben. Berlin: Suhrkamp Verlag.	12x
	Harvey, David (1989): From managerialism to entrepreneurialism. The tranformation in urban governance in late capitalism. In: Geografiska Annaler, Series B, Human Geography 71/1, 3-18.	9x
	Harvey, David (1973): Social justice and the city. Athens: University of Georgia Press.	9x
	Mitscherlich, Alexander (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte – Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.	9x
	Rancière, Jacques (2008): Zehn Thesen zur Politik. Berlin/Zürich: Diaphanes Verlag.	9x
	Smith, Neil (1996): The New Urban Frontier. Gentrification and the Revanchist City. London/New York: Routledge.	9x

TOP 10 Seitenaufrufe, meistgeklickte Beiträge

- 1 Juliane Karakayali, Birgit zur Nieden**
Rassismus und Klassen-Raum. Segregation nach Herkunft an Berliner Grundschulen: **14.253 Seitenaufrufe**
- 2 Malte Steinbrink, Daniel Ehebrecht, Christoph Haferburg, Veronika Deffner**
Megaevents und favelas. Strategische Interventionen und sozialräumliche Effekte in Rio de Janeiro: **14.025 Seitenaufrufe**
- 3 Die Unterzeichnenden**
Für eine wirklich soziale Wohnungspolitik. Wissenschaftler_innen fordern Schutz der Bestandsmieten, Gemeinnützigkeit und Demokratisierung: **12.814 Seitenaufrufe**
- 4 Sabine Hess, Henrik Lebuhn**
Politiken der Bürgerschaft. Zur Forschungsdebatte um Migration, Stadt und citizenship: **12.399 Seitenaufrufe**
- 5 Susanne Heeg**
Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens: **11.729 Seitenaufrufe**
- 6 Sebastian Schipper, Felix Wiegand**
Neubau-Gentrifizierung und globale Finanzkrise. Der Stadtteil Gallus in Frankfurt am Main zwischen immobilienwirtschaftlichen Verwertungszyklen, stadtpolitischen Aufwertungsstrategien und sozialer Verdrängung: **11.037 Seitenaufrufe**
- 7 Noa Ha**
Perspektiven urbaner Dekolonisierung. Die europäische Stadt als ‚Contact Zone‘: **10.326 Seitenaufrufe**
- 8 Jan Kemper, Anne Vogelpohl**
Zur Konzeption kritischer Stadtforschung. Ansätze jenseits einer Eigenlogik der Städte: **10.326 Seitenaufrufe**
- 9 Margit Mayer**
Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt: **10.131 Seitenaufrufe**
- 10 Yaşar Adnan Adanalı, Nina Gribat**
Das Unsichtbare sichtbar machen. Die Networks of Dispossession kartieren türkische Stadtentwicklungsprozesse. Ein Interview mit Yaşar Adnan Adanalı: **8.839 Seitenaufrufe**

Über die Beiträge

Seitenzahlen der sub\urban Hefte



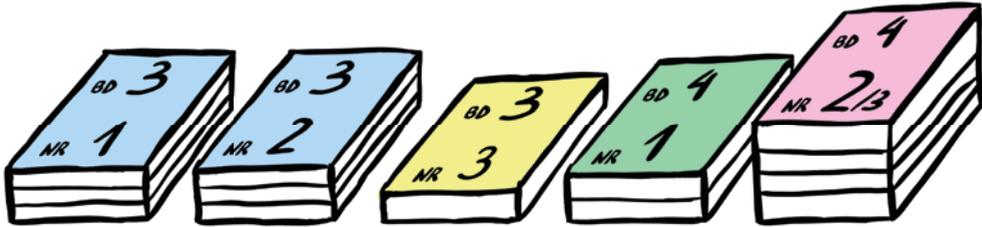
2013
Offene Ausgabe
208 Seiten

2013
Die postpolitische
Stadt?
158 Seiten

2014
Offene Ausgabe
193 Seiten

2014
Illegalität -
Stadt - Polizei
159 Seiten

2014
Stadt und
Migration
125 Seiten



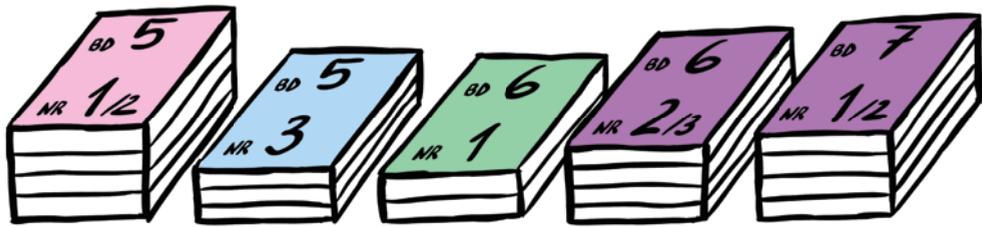
2015
Offene Ausgabe
183 Seiten

2015
Gefühlsräume -
Raumgefühle
186 Seiten

2015
Offene Ausgabe
142 Seiten

2016
Riots
168 Seiten

2016
Bedingungen kritischer
Wissensproduktion
345 Seiten



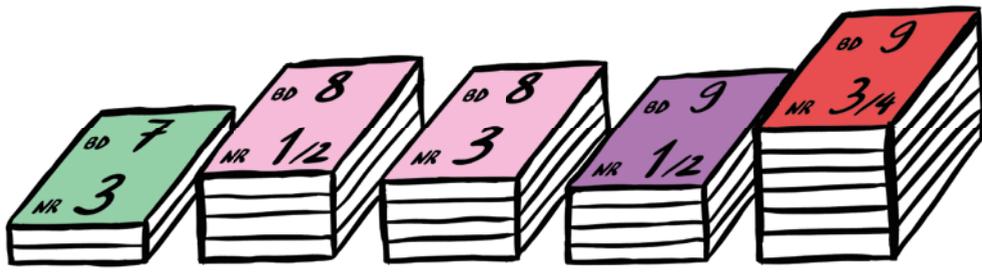
2017
Planung als
politische Praxis
320 Seiten

2017
Stadt der
Reproduktion
184 Seiten

2018
Offene Ausgabe
165 Seiten

2018
Stadt von oben
264 Seiten

2019
Stadt von rechts?
286 Seiten



2019
Offene Ausgabe
163 Seiten

2020
Die Natur der Stadt.
Urbane politische
Ökologien
301 Seiten

2020
Wie können wir
die Stadt wissen?
291 Seiten

2021
digital war
besser
247 Seiten

2021
Kindheit in
der Stadt
428 Seiten

Über die Leser*innen



*Die folgenden Darstellungen basieren auf einer Onlineumfrage unter den Lesenden von sub\urban, zu der wir über unseren Newsletter und andere Kanäle aufgerufen haben und an der insgesamt 310 Personen teilgenommen haben (vielen Dank!). Ob die Umfrage repräsentativ für die sub\urban-Leser*innenschaft ist, wissen wir nicht.

Über die Leser*innen

Wie bist du das erste Mal auf sub\urban aufmerksam geworden?

Literaturrecherche → 37% 

Google → 6% 

musste einen Text für eine Lehrveranstaltung lesen → 8% 

Twitter → 4% 

habe von anderen von sub\urban gehört → 45% 

Weitere Wege, die zu sub\urban führten

Newsletter/Verteiler

Zufall

Georg Simmel Center

eure erste Ausgabe hat doch für ordentlich Furore gesorgt...

kenne Teile der Redaktion

habe irgendwie die Gründung mitbekommen

weiß ich nicht mehr, zu lange her...

Politische Arbeit

ich wurde für die sub/urban interviewt

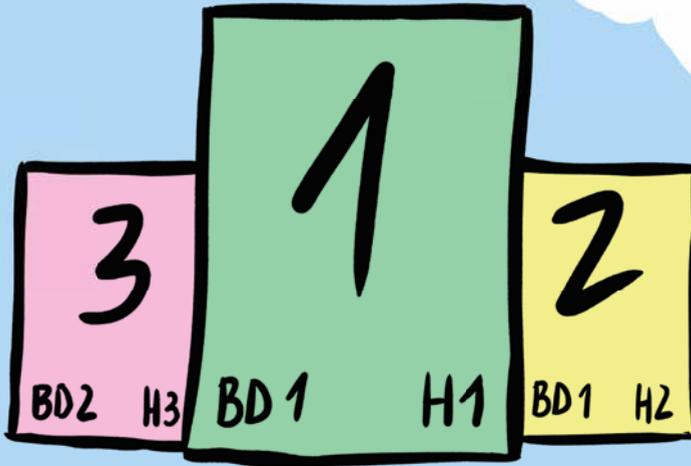
Verweis/Werbung in einer Lehrveranstaltung

durch Kontakte zu Personen, die sub\urban gegründet haben

habe früh von interessantem, neuem Projekt gehört

ein ehemaliger Dozent arbeitet in eurer Redaktion

Was war die erste sub\urban-Ausgabe, an die du dich erinnerst?

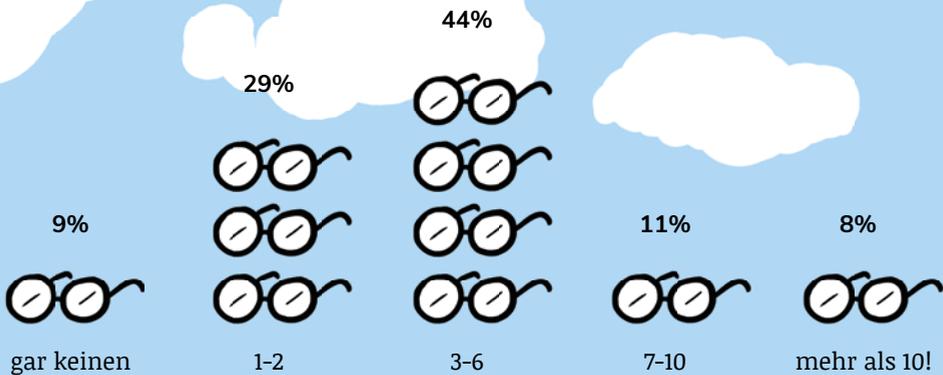


Stadt und Migration

Offene Ausgabe

Die postpolitische Stadt?

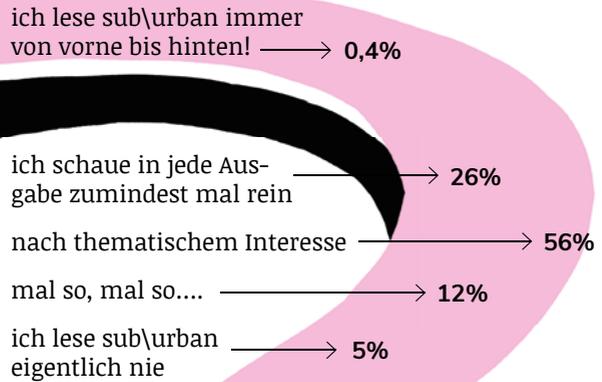
Wie viele Artikel aus sub\urban hast du in den vergangenen 12 Monaten ungefähr gelesen?



Über die Leser*innen

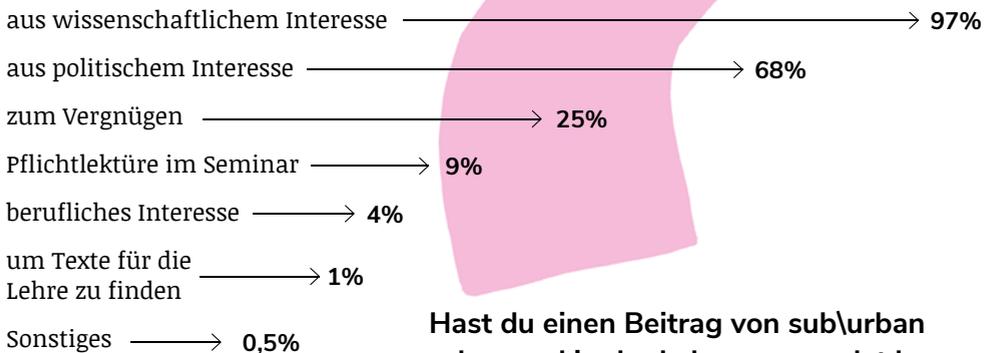


Wie liest du sub\urban?

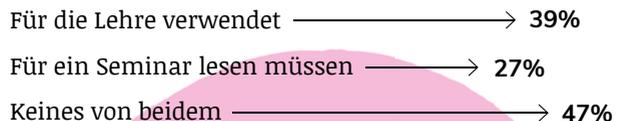


Warum liest du sub\urban?

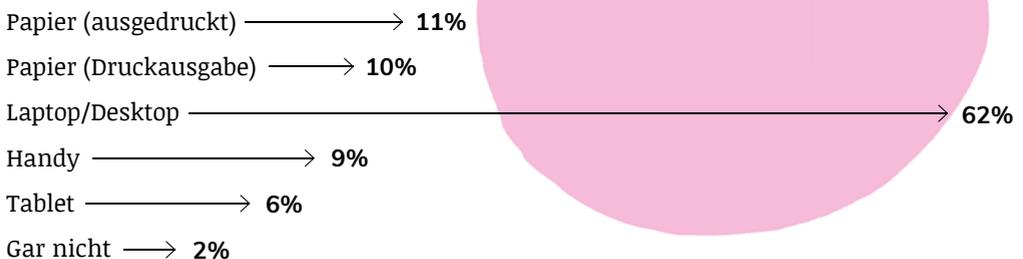
(Mehrfachnennungen waren möglich)



Hast du einen Beitrag von sub\urban schon mal in der Lehre verwendet bzw. in einem Seminar gelesen?



The Medium is the Message – auf welchem Endgerät liest du sub\urban?



Besonders wichtig an sub\urban
finde ich, dass sub\urban...

(TOP 5 Antworten)

kritisch
ist.

kollektiv
heraus-
gegeben
wird.

stadt-
bezogen
ist.

interdiszi-
plinär ist.

open-
access
ist.



Über die Leser*innen

Dieses Thema fehlt in sub\urban
und sollte mehr vorkommen:

Ländliche Räume,
Stadt-Land-Beziehungen

Künstlerische Inter-
ventionen, Graffiti

Klimawandel,
Naturverhältnisse

Soziale Ungleichheit,
Diskriminierungs-
formen

Mobilität,
Verkehr

Bildungs- & Gemein-
wesenarbeit

Städtebau-
geschichte &
-theorie

Kritische Selbstreflexion
von Stadtforschung
& akademischen
Arbeitsbedingungen

Kreuzwort-
rätsel!

Globaler
Süden





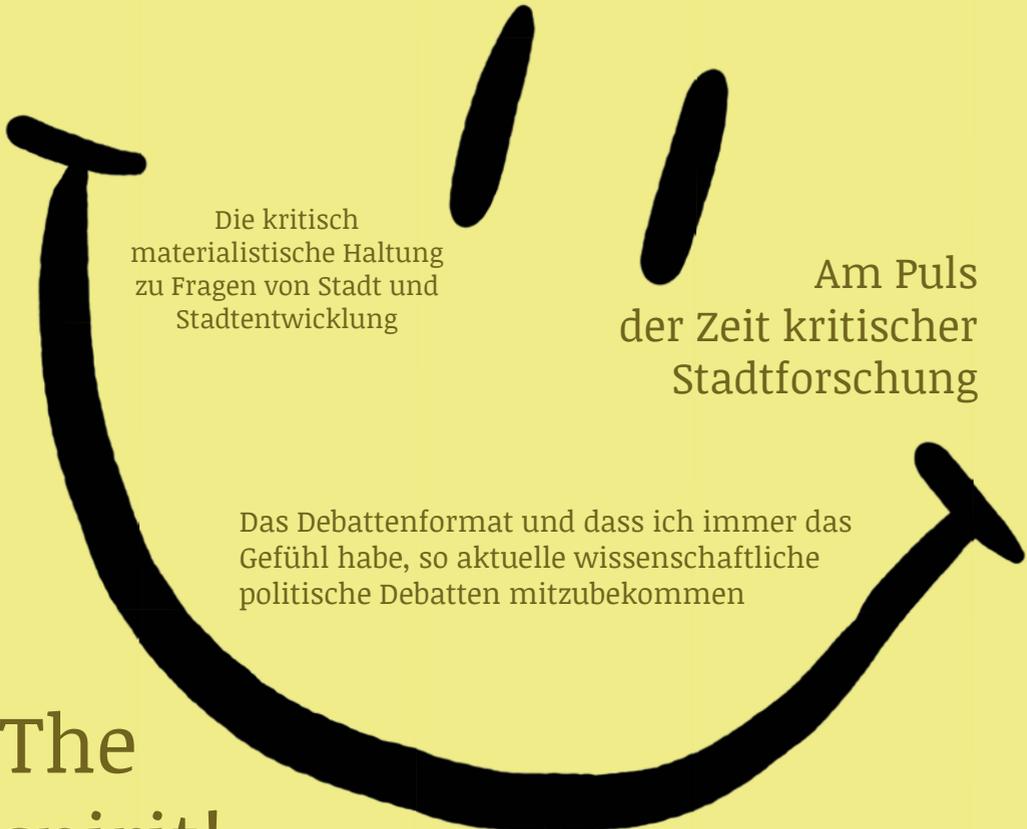
Das gefällt mir an sub\urban
besonders gut:

Gemeinsame Arbeit
des Redaktionsteams

Freier Zugang, kritischer Anspruch,
interdisziplinäre Ausrichtung

Open-access-
verfügbarkeit!!!

Spannende Schwerpunkte;
„junge“, originelle Autor*innen



Die kritisch
materialistische Haltung
zu Fragen von Stadt und
Stadtentwicklung

Am Puls
der Zeit kritischer
Stadtforschung

Das Debattenformat und dass ich immer das
Gefühl habe, so aktuelle wissenschaftliche
politische Debatten mitzubekommen

The
spirit!

Das gefällt mir an sub\urban
gar nicht:

Ivory Tower: Keine Rück-
kopplung zur Planungspraxis

Mehr
Bilder!

Gestaltung/Layout¹

Metrozentrismus der
fächerübergreifenden
Stadtforschung

Zu komplex,
wenig
ansprechend



Zu politisch,
zu wenig empirisch

Der Backslash
im Titel

Kein online first ist
nicht optimal²

Nüschte

Fände eine Druckausgabe super.
Wie kommt man da ran?³

Texte könnten zugänglicher
geschrieben sein



1 Diesen Hinweis haben wir dankend
aufgenommen und mit dieser Ausgabe
gleich umgesetzt.

2 Wir veröffentlichen Beiträge online-
first. Die Redaktion entscheidet, welcher
Text sich dafür eignet.

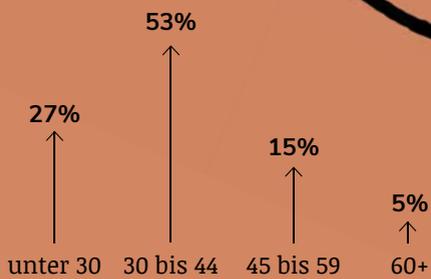
3 Fördermitglieder, die uns mit mehr
als 75 EUR/Jahr unterstützen, erhalten
unsere Hefte als Druckausgabe.

Alter

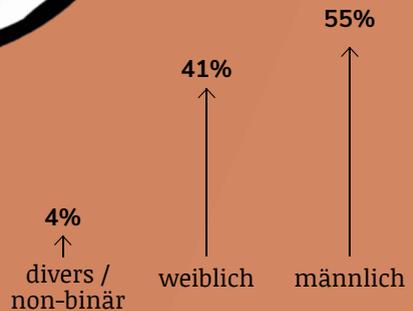
älteste lesende Person	73
jüngste lesende Person	20
Durchschnittsalter	37
häufigster Geburtsjahrgang	1988



Alter

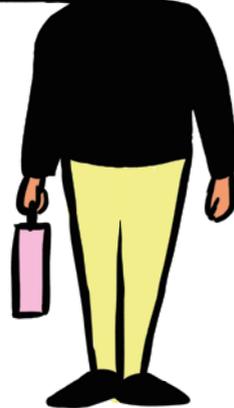


Geschlecht



Über die Leser*innen

Bist du gerade an der Uni eingeschrieben oder beschäftigt?



Welcher akademischen Statusgruppe an der Uni gehörst du an?

Studierende → 31%

Promovierende → 23%

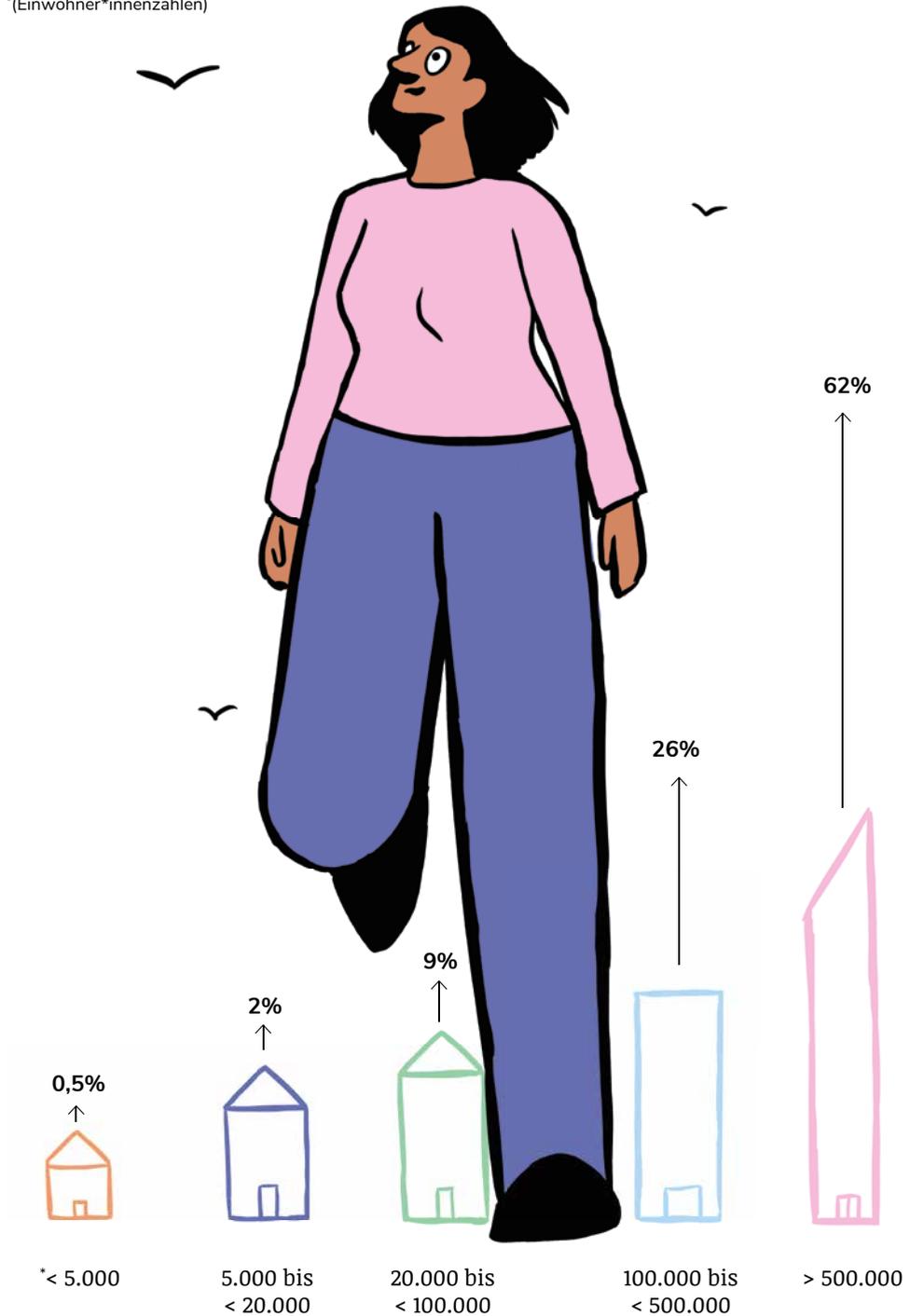
Mittelbau → 34%

Professor*innen → 12%

Technik und Verwaltung → 1%

Wo wohnst du aktuell?

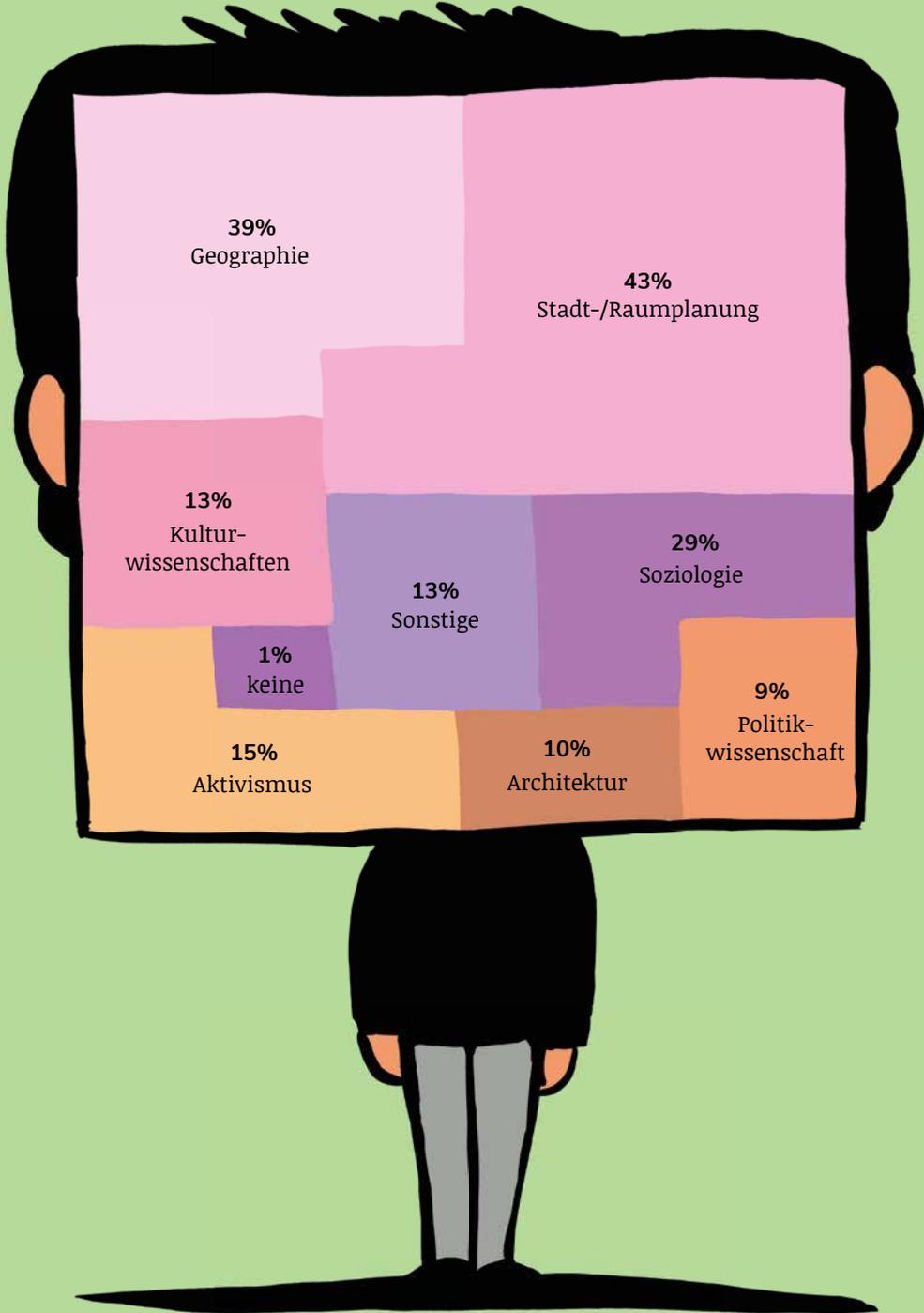
*(Einwohner*innenzahlen)



Über die Leser*innen

In welcher Disziplin oder welchem Bereich würdest du dich verorten?

(Mehrfachnennungen waren möglich)



Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

Urbane Gesundheit relational gedacht

Richard Bůžek, Susanne Hübl,
Lisa Kamphaus, Iris Dzudzek

Insbesondere in Städten werden Gesundheitsungleichheiten individuell verkörpert. Gleichzeitig werden sie in Recht-auf-Stadt-Kämpfen kollektiv adressiert. Dennoch bleibt das Verhältnis zwischen Gesundheit und Ungleichheit in der Kritischen Stadtgeographie unterrepräsentiert. Wie genau werden Machtverhältnisse in Form von Gesundheit und Krankheit konkret und ortsspezifisch ungleich verkörpert und mit welcher Raumwirksamkeit? Mithilfe eines relationalen Gesundheitsverständnisses fragen wir, wie Machtverhältnisse – vermittelt über Gesellschaftsstrukturen und (politisch konstruierte) Umwelten – krank machen. Urbane Gesundheitsinitiativen verfolgen vielfältige räumliche Strategien zur Sichtbarmachung und Bearbeitung krankmachender Verhältnisse. Mithilfe des Konzepts Worlding tragen wir das verstreut vorliegende Wissen dieser Initiativen bezogen auf Stadtteilgesundheit, Frauen- und migrantische Gesundheit zum Einfluss bioökosozialer Verhältnisse auf Gesundheit zusammen. Wir diskutieren die Raumrelevanz für die Hervorbringung von Krankheit und die kollektive Repolitisierung von Gesundheit auf Stadtteilebene. Damit tragen wir zu einer Kritischen Stadtgeographie verkörperter Ungleichheiten bei, die zeigt, wie Machtverhältnisse sich in Form von Krankheit und Gesundheit in Körper einschreiben.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

„Es zeigt sich in Glasgow und Athen genauso wie in Hamburg, dass Menschen, die in armen marginalisierten Stadtvierteln leben, eine bis zu 10 Jahre kürzere Lebenserwartung haben als ihre Nachbarn in den wohlhabenderen Vierteln. Mortalitätsrelevante Erkrankungen und v. a. auch chronische Krankheiten liegen in ärmeren Stadtvierteln weit über dem Durchschnitt.“ (Poliklinik Veddel 2017; vgl. auch Lampert/Kroll 2014)

„Kohleausstieg ist die beste Medizin.“ (Aktionsgruppe Gesundes Klima 2021)

„Achtung! Wohnungsmarkt mit Nebenwirkungen! [...] Sowohl körperliche als auch psychische Krankheiten werden durch den Druck des Kapitals auf den Wohnungsmarkt vermehrt ausgelöst.“ (Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen 2021)

Die Problematisierung städtischer Gesundheitsungleichheiten gewinnt in aktivistischen Recht-auf-Stadt-Bündnissen zunehmend an Aufmerksamkeit. Diese fordern eine Neuverhandlung urbaner Ressourcen und Räume, solidarische Teilhaberechte und politische Selbstbestimmung über die Prozesse der Urbanisierung (Harvey 2013: 28). Aktivist*innen der „Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ wollen durch eine demokratische Gemeinwohlorientierung des Wohnungswesens ein gesundes Wohnumfeld für alle ermöglichen (vdää 2021). Krankenpfleger*innen und Ärzt*innen organisieren sich in Bündnissen zur Verbesserung von Arbeitsbedingungen und Patient*innenwohl durch eine bedarfsgerechte Finanzierung, Dekommodifizierung und Demokratisierung der Gesundheitsversorgung (Bündnis Krankenhaus statt Fabrik 2020). Aktivist*innen vom Bündnis „Health for Future“ begegnen drohenden Gesundheitsrisiken aufgrund von Umweltveränderungen mit Kämpfen für mehr Klimaschutz (Health for Future Münster 2021).

Doch wie genau werden gesellschaftliche Machtverhältnisse (Diskriminierung, Ungleichheit, Exklusion) in Form von Gesundheit und Krankheit konkret und ortsspezifisch ungleich verkörpert und welche Rolle spielt Raum dabei? In der Praxis wird diese Frage tagtäglich auf vielfältige Weise beantwortet, etwa in der Arbeit von Gesundheitsinitiativen in verschiedenen Städten. Darunter verstehen wir Zusammenschlüsse in Städten, die sich jenseits des privatwirtschaftlichen und öffentlich-institutionalisierten Gesundheitswesens partizipativ und selbstorganisiert sowie strukturell oder patient*innenbezogen für bessere Gesundheit einsetzen. All diese Initiativen arbeiten *upstream*. Dieser Begriff bezeichnet in der Sozialmedizin Strategien, die an der Quelle eines Problems ansetzen und dann gewissermaßen stromaufwärts vorgehen. In diesem Falle sind soziale Ungleichheiten der Ausgangspunkt für die Lösung gesundheitlicher Probleme (Gehlert et al. 2008). Bislang liegen in Deutschland im Bereich der Kritischen Stadtgeographie noch keine Erkenntnisse über den Beitrag von *Upstream*-Strategien vor, etwa zur Frage, wie bioökosoziale Verhältnisse im Stadtteil Menschen krank machen. Im Rahmen unserer empirischen Arbeit haben wir uns das Ziel

gesetzt, das disparat vorhandene Wissen hierzu zusammenzutragen, es sichtbar zu machen und miteinander zu verknüpfen. In diesem Artikel gehen wir von der These aus, dass Gesundheit und Krankheit – ebenso wie Stadt – in konkret gelebten bioökosozialen Verhältnissen jeweils kontextspezifisch hervorgebracht werden.

Mit dieser These einer orts- und kontextspezifischen, bioökosozialen Hervorbringung von Gesundheit und Krankheit wollen wir einen Beitrag zu einer Kritischen Stadtgeographie verkörperter Ungleichheiten leisten. Soziale Verhältnisse und Stadt sind zwei zentrale Einflussgrößen auf menschliche Gesundheit. Als solche werden sie auch von städtischen sozialen Bewegungen adressiert. Vor diesem Hintergrund ist es verwunderlich, dass die Kritische Stadtforschung dem Thema Gesundheit bislang kaum Aufmerksamkeit geschenkt hat (Dzudzek/Strüver 2020). Arbeiten, die sich im Kontext des Rechts auf Stadt dem Thema Gesundheit widmen, beleuchten Kämpfe um Gesundheit vor allem vor dem Hintergrund urbaner Austerität (Vaïou/Kalandides 2015; Bernat 2019), Illegalisierung (Huschke 2013) oder queerer Räume in der Stadt (Doderer 2011; Davies/Lewis/Moon 2018). Unserer Ansicht nach sollten Gesundheit und Krankheit als verkörperte Dimensionen gesellschaftlicher Machtverhältnisse jedoch ein zentraler Gegenstand Kritischer Stadtforschung sein. Schließlich ist es deren Anliegen, „alternative Perspektiven auf Stadt und Urbanisierung [zu eröffnen], an die eine sozial gerechtere und emanzipatorische politische Praxis ansetzen kann“ (Brenner 2012: 16; Übers. d. A.).

Im Gegensatz zur Kritischen Stadtgeographie befassen sich die *Public-Health*-Forschung, die Sozialepidemiologie, die Gesundheitsgeographie sowie die Kritische Medizinanthropologie seit Jahrzehnten sehr eingehend mit der gesellschaftlichen Produktion von Gesundheit und Krankheit auch in Städten. Denn während die Medizin Krankheit überwiegend als individuelles Leiden fasst, dem durch individuelle Verhaltensprävention vorgebeugt werden kann, erklären die *Public-Health*-Forschung und die Sozialepidemiologie Ungleichheit entlang „sozialer Determinanten von Gesundheit“ (Dahlgren und Whitehead 2007 [1991]) und thematisieren Wohnverhältnisse (Kearns 2020), Obdachlosigkeit (Fazel/Geddes/Kushel 2014) oder Vulnerabilität (Wolking et al. 2020) als zentrale Einflüsse auf den Gesundheitszustand städtischer Bewohner*innen. Arbeiten zu Gesundheitsungleichheiten zeigen deutliche Disparitäten in der Lebenserwartung (Lampert/Kroll 2014; Razum/Spallek 2015) zwischen unterschiedlichen räumlichen und sozialen Lagen. Stadt fungiert in diesen Debatten nicht nur als Container für *urban advantages* (z. B. in

Form eines guten Zugangs zu Gesundheitsversorgung) und *urban penalties* (z. B. in Form einer höheren Exposition gegenüber Umweltstressoren wie Lärm oder Toxinen, vgl. Rydin et al. 2012). Die zentrale Auswirkung von Urbanisierung auf Gesundheit (Alirol et al. 2011) betonen diese Disziplinen ebenso wie die Notwendigkeit einer gesundheitsorientierten Stadtpolitik und -planung (Capolongo et al. 2018; Lowe/Whitzman/Giles-Corti 2018). Letztere findet auch Eingang in zahlreiche *Policy*-Programme wie das „Gesunde Städte-Netzwerk“ (Tsouros 2015).

Gesundheitsgeographische Arbeiten betonen daran anschließend die sozialräumlichen Konstitutionsbedingungen von Gesundheit, beispielsweise in Bezug auf Vulnerabilität (Sakdapolrak 2010), den Zugang zu Gesundheitsleistungen (Butsch et al. 2015; Anthonj/Rechenburg/Kistemann 2016), die Stigmatisierung von HIV/Aids-Erkrankten (Geiselhart 2010) oder die Relevanz von urbanem Grün und Blau (Claßen/Kistemann 2017).

Die Kritische Medizinanthropologie adressiert mit Konzepten wie der „Politischen Ökonomie von Gesundheit“ (Baer/Singer/Susser 2004), der „strukturellen Gewalt“ (Farmer/Connors/Simmons 1996) oder den „Pathologies of Power“ (Farmer 2003) vor allem ungleiche Machtverhältnisse auf globaler wie lokaler Ebene als zentrale Ursache von Gesundheitsungleichheiten. Ähnlich wie die Critical Global Health Studies (Biehl/Petryna 2013; Herrick/Reubi 2019) unterstreicht sie dabei die Interaktion und relationale Hervorbringung von Gesundheit zwischen polit-ökonomischen Strukturen auf der Makroebene, sozialer Organisation und Handeln auf der Mesoebene sowie individuellen Erfahrungen auf der Mikroebene. Untersuchungen etwa zu Migration und Flucht zeigen, dass nicht nur die Fluchterfahrung selbst, sondern auch rechtliche Regelungen und damit verbundene Ängste (etwa bei einem unsicheren Aufenthaltsstatus) psychische und andere Krankheiten verschlimmern können (Hanewald et al. 2016; Willen et al. 2017).

Um unserer These einer orts- und kontextspezifischen bioökosozialen Hervorbringungen von Gesundheit und Krankheit nachgehen zu können, mobilisieren wir in Abschnitt 2 verschiedene Ansätze aus den genannten Forschungsfeldern, die es erlauben, die Hervorbringung von Gesundheit und Raum relational zu verstehen (Prior/Manley/Sabel 2019). Abschnitt 3 stellt die Ergebnisse unserer empirischen Untersuchung vor. In dieser arbeiten wir die konkreten bioökosozialen Determinierungen heraus, die Menschen krank machen und zeigen die besonderen Implikationen, die Städte und Stadtquartiere bei der Herstellung von Gesundheit für alle haben können. Abschließend diskutieren wir in Abschnitt 4 die Rolle von Raum für die Hervorbringung von Krankheit und Gesundheit. Aus einer

kritisch-geographischen Sicht betonen wir damit insgesamt die Relevanz eines relationalen Verständnisses von Gesundheit/Krankheit und Raum. Damit tragen wir zu einer Kritischen Stadtgeographie verkörperter Ungleichheiten (Dzudzek/Strüver 2020) bei, die die Ursachen der ungleichen Einschreibung von Machtverhältnissen in Körper in Form von Krankheit und Gesundheit analysiert und erklärt.

2. Zur relationalen Hervorbringung von Gesundheit (in der Stadt)

Das relationale Gesundheitsverständnis, das wir in diesem Beitrag mobilisieren, um die ungleichen Verkörperungen von Gesundheit und Krankheit in der Stadt zu verstehen, schließt an Arbeiten aus dem Feld der neuen Gesundheitsgeographie (Kearns 2020; Brown et al. 2017) an. Diese Arbeiten kritisieren bisherige Analysen zu städtischer Gesundheit wegen ihres dualistischen Verständnisses von Sozialem gegenüber Räumlichem (Bambra/Smith/Pearce 2019; Dzudzek/Füller 2021; Fox/Powell 2021), ebenso wie wegen ihrer fehlenden Aufmerksamkeit für die ungleiche Verkörperung von Gesundheit und Krankheit (Dzudzek/Strüver 2020; Prior/Manley/Sabel 2019; Strüver 2019). Darauf aufbauend skizzieren wir ein relationales Verständnis von Stadt und Gesundheit, das die räumlichen Dimensionen von Stadt nicht als a priori und determinierend, sondern in ihrer Soziomaterialität als ko-konstitutiv begreift (Senanayake/King 2019; vgl. auch Massey 2005; Cummins et al. 2007). Hierzu stellen wir in diesem Abschnitt zwei wesentliche Forschungsrichtungen dar: gesellschaftliche und mehr-als-menschliche Relationen. Ansätze aus der Sozialmedizin, der *Public-Health*-Forschung und der Kritischen Sozialepidemiologie können erklären, wie gesellschaftliche Verhältnisse verkörpert werden (2.1). Mehr-als-menschliche Ansätze sind geeignet zu erklären, wie sich Mensch-Umwelt-Verhältnisse in Form von Gesundheit und Krankheit materialisieren (2.2). Die Verbindung dieser beiden Ansätze erlaubt es uns, die unterschiedlichen machtgeladenen Verschränkungen und ihre Verkörperungen in Form von Krankheit und Gesundheit relational zu analysieren, also entlang der sie hervorbringenden Verhältnisse und Raumrelationen.

2.1. Gesellschaftliche Relationen und Gesundheit: Sozialmedizin, *Public-Health*-Forschung und Kritische Sozialepidemiologie

Mit der Sozialmedizin, der *Public-Health*-Forschung und ihren gesundheitspolitischen Interventionen sowie der Kritischen Sozialepidemiologie stellen wir nachfolgend drei Denktraditionen vor, die gesellschaftliche

Verhältnisse als Ursache von Krankheit in den Vordergrund stellen. Als Ursprung des Zusammendenkens von Gesellschaftlichem und Gesundheit gilt die Sozialmedizin, etwa mit Arbeiten von Johann Peter Frank (1960 [1790]), Rudolph Virchow (1848) oder Friedrich Engels (1972 [1848]). Diese stellten in ihren Analysen „Zusammenhänge zwischen den menschengemachten Lebensbedingungen und der Gesundheit her und entwickelte[n] weitgehende Vorstellungen und Forderungen zur Verbesserung der Gesundheit durch Verbesserung der Lebensbedingungen“ (Klemperer 2020: 39). Für die Sozialmedizin ist die soziale (Klassen-)Lage – determiniert durch kapitalistische Produktionsverhältnisse – zentral für das Verständnis von Gesundheit und Krankheit.

Während die Tradition der Sozialmedizin in Deutschland mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus abrupt endete, lebte die Sozialmedizin in anderen Ländern – ohne entsprechenden gesellschaftstheoretischen Überbau – als *Public Health* fort. *Public Health* ist „die Wissenschaft und die Praxis der Verhinderung von Krankheiten, Verlängerung des Lebens und Förderung der Gesundheit durch organisierte Anstrengungen der Gesellschaft“ (Acheson 1988). Auch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) rückt in ihrer Gründungserklärung mit ihrer Definition von Gesundheit als „Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und *sozialen* Wohlergehens“ (WHO 1946: 1, Herv. d. A.) die Bedeutung gesellschaftlicher Relationen in den Vordergrund. Seitdem sind zahlreiche politische Programme zur Gesundheitsförderung verabschiedet worden, die auf diesem Paradigma der *Public-Health-Forschung* basieren und zu einer Durchsetzung von Gesundheit als Menschenrecht (ebd.) beitragen sollen. Dem *Public-Health-Paradigma* zufolge können Gesundheitsungleichheiten innerhalb der bestehenden gesellschaftspolitischen Ordnung durch Reformanstrengungen der internationalen Staatengemeinschaft verringert werden.

Zugleich stellten sozialepidemiologische Untersuchungen wie der britische *Black Report* (Department of Health and Social Security 1980) heraus, dass ein umfassender Zugang zu gesundheitlicher Primärversorgung allein Gesundheitsungleichheiten nicht überwindet. Die Sozialepidemiologie als wichtiger Strang der *Public-Health-Forschung* befasst sich mit den Effekten sozial-struktureller Faktoren für die ungleiche Verteilung von Gesundheit in der Bevölkerung. Wegweisend in diesem Feld waren die britischen *Whitehall-Studien* (Marmot et al. 1978, 1991), die den sozialen Gradienten als entscheidende Relation für die Gesundheitsungleichheit herausstellen. Demnach lassen sich Unterschiede in der Lebenserwartung nicht nur als eine Lücke zwischen

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

arm und reich beschreiben. Sie verlaufen zudem entlang eines Kontinuums: Je höher der sozioökonomische Status eines Menschen, desto höher seine Lebenserwartung. Der Gesundheitszustand wird zudem von der subjektiven Wahrnehmung eigener Gestaltungsmöglichkeiten und den Chancen zur Selbstverwirklichung beeinflusst. Hier setzt Margaret Whiteheads Definition von „Health Inequities“ (1991: 220) an: Gesundheitsungleichheiten werden als ungerecht empfunden, wenn Menschen über unzureichende Möglichkeiten verfügen, ihre persönlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen zu wählen.

Die Ottawa-Charta der WHO (1986) verankert das Ziel „Gesundheit für alle“ durch Gesundheitsförderung, auch jenseits medizinischer Versorgung, beispielsweise durch Community-basierte Präventionsansätze zur Bekämpfung gesundheitlicher Ungleichheit. Mit den darauf basierenden *Healthy-City*-Programmen (Tsouros 2015), der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung (UN 2015) oder der Neuen Urbanen Agenda (UN Habitat 2016) rücken auch Städte als Orte der aktiven Reduktion gesundheitlicher Ungleichheit ins Zentrum und werden zu einem inhärenten Bestandteil von Kommunalpolitik und Stadtentwicklung.

Darüber hinaus ist das Modell der „sozialen Determinanten von Gesundheit“ (SDOH) nach Dahlgren und Whitehead (2007 [1991]) die Grundlage vieler *Public-Health*-Programme. Damit wurde die Bedeutung gesellschaftlicher Relationen für die Gesundheitsförderung als integraler Bestandteil von Gesundheitspolitik auf allen politischen Ebenen etabliert. Die SDOH bezeichnen die „societal conditions in which people are born, grow, live, work and age“ (WHO 2011: 2), ergänzt um „inequities in power, money, and resources“ (Marmot et al. 2020: 5). Allerdings reduziert das derzeit in der Sozialepidemiologie vorherrschende Paradigma die SDOH auf einzelne Risikofaktoren, die den Einfluss auf den Gesundheitsstatus als statistische Größe angeben (Klemperer 2020: 62; Berkman/Kawachi/Glymour 2014). Die SDOH dienen somit auch der evidenzbasierten Evaluierung der Wirksamkeit von *Public-Health*-Programmen zur Bekämpfung von Gesundheitsungleichheit, auch im globalen Maßstab (Commission on Social Determinants of Health 2008). Komplexe gesellschaftliche, kontextbezogene und ortsspezifische Wirkungszusammenhänge auf Gesundheit werden dabei ausgeblendet.

Vertreter*innen der Kritischen Sozialepidemiologie gehen diese Ansätze der *Public-Health*-Forschung und die daraus abgeleiteten Programme jedoch nicht weit genug. Sie kritisieren, die hinter der sozialen Ungleichheit und den Risikofaktoren liegenden Macht- und Herr-

schaftsverhältnisse würden durch das Risikofaktorenmodell verschleiert. Fragen nach Krankheit und Gesundheit blieben somit entpolitisiert (Navarro 2009: 440). Stattdessen verhandeln die Kritische Medizinanthropologie und – seit den 1970er Jahren mit eigener Theoriebildung auch die Kritische Sozialepidemiologie aus Lateinamerika – Gesundheit vornehmlich als soziale und politische Frage, die tief in Machtverhältnissen wie Kolonialismus oder Neoliberalismus verwoben ist (Breilh 2021; Eibenschutz/Tamez González/González Guzmán 2011). Diese im anglophonen Sprachraum bislang wenig rezipierte Forschung schlägt vor, die positivistischen sozialepidemiologischen Risikofaktorenmodelle um sozialwissenschaftlich gestützte Erklärungen zu erweitern (Breilh 2021: 110). Hierzu stellt Jaime Breilh (2021: 138-139) der Risikofaktorenlogik eine Analyse krank machender Verhältnisse zur Seite. In Anlehnung an David Harvey und Henri Lefebvre beschreibt er diese als eine in gesellschaftlichen „Widersprüchen operierende Bewegung sozialer Determinierung“ (Breilh 2021: 139 f.). Im Unterschied zum Begriff Determinanten (SDOH) verwendet die Kritische Sozialepidemiologie den Begriff Determinierung (*determinación*), um deren Verständnis als gesellschaftlich umkämpften Prozess zu betonen. Dahinter steht der Gedanke, dass die Verteilung bestimmter Risikofaktoren, wie etwa schlechter Wohn- oder Arbeitsverhältnisse, weder gleich noch „zufällig“ ist. Auch seien diese Faktoren kein Ausdruck freier individueller Entscheidungen, sondern materieller Ausdruck von Macht- und Herrschaftsverhältnissen im Kapitalismus. Die Betroffenheit von spezifischen Risikofaktoren beziehungsweise Determinanten (SDOH) sei wiederum determiniert von Ungleichheiten und Machtverhältnissen entlang der Differenzkategorien Klasse, Gender oder *race*. Diese seien die bestimmende Ursache gesundheitlicher Ungleichheit. Damit verfolgt die Kritische Sozialepidemiologie einen dezidiert intersektionalen Ansatz (Breilh 2008: 748). Mit diesem versteht sie sich als Teil der sozialmedizinischen Bewegung Lateinamerikas, die Strategien für stadtteilbezogene Gesundheitsarbeit, Empowerment und sozialen Wandel vorantreibt (Krieger 2001: 670). Da die Kritische Sozialepidemiologie Gesundheitsungleichheiten als Resultat sozialer Determinierung versteht, sieht sie deren Bearbeitung allein durch staatliche Gesundheitspolitik als unzureichend an. Eine Überwindung dieser strukturellen Ungleichheiten innerhalb der staatlichen Logik ist aus ihrer Sicht unmöglich, weshalb diese durch kollektive Bewegungen *upstream* politisch verändert werden müssen (Breilh 2021: 114).

2.2. Mehr-als-menschliche Relationen von Gesundheit und Krankheit

Neben dem Sozialen spielt auch der ökologische Kontext eine zentrale Rolle bei der ungleichen Verkörperung von Gesundheit und Krankheit in der Stadt. Mehr-als-menschliche Geographien, die den Menschen als eingebettet in sozio-technische und sozio-ökologische *agencements* begreifen und somit radikal dezentrieren, betonen die aktive Rolle von Umwelt für die Verkörperung von Gesundheit und Krankheit. Arbeiten an der Schnittstelle von Natur- und Sozialwissenschaften, etwa aus den Feldern der Politischen Ökologie, der Wissenschafts- und Technikforschung sowie der Epigenetik, untersuchen das komplexe Zusammenspiel zwischen Biologischem, Ökologischem und Sozialem. Besonderes Augenmerk liegt hierbei auf den Interaktionen oder vielmehr „Intra-aktionen“ (Barad 2007) zwischen unterschiedlichen Spezies wie Menschen, Tieren und Pathogenen sowie deren komplexen Einflüssen auf die menschliche Gesundheit (Andrews 2019; Senananayake/King 2019). Elton (2021) beispielsweise theoretisiert die Handlungsmacht von Pflanzen in sozialen Wohnungsbausiedlungen in Form von förderlichen Einflüssen auf die menschliche Gesundheit. Lorimer (2017) zeigt, dass das Mikrobiom im menschlichen Darm ein eigenes Ökosystem aus Mikroben darstellt, das nicht nur zentral für die menschliche Gesundheit ist und dessen ökologische Vielfalt regional und sozial sehr unterschiedlich ausgeprägt ist. Damit unterstreicht er die konstitutive Verschränkung zwischen Mensch und Ökologie. Darüber hinaus wendet sich die Umweltepigenetik seit einigen Jahren der Frage zu, inwiefern sich gesellschaftliche Umweltverhältnisse in menschliche Genexpressionen einschreiben (Mansfield 2017; Prior/Manley/Sabel 2019; Shantz/Elliott 2021). Mit dem Konzept des *neurourbanism* (Pykett/Osborne/Resch 2020) werden neurologische Effekte städtischer Strukturen wie Angst, Stress oder mentale Dysfunktionen erforscht. Mit dem Begriff „ökologischer Nischen“ adressieren Rose/Birk/Manning (2021) die Verschränkungen zwischen Psyche und Umwelt jenseits individualistischer und verhaltenstheoretischer Erklärungsmuster. Arbeiten aus der Perspektive der *environmental justice* stellen den ungleichen Zugang zu gesundheitsfördernden Räumen, wie Nahversorgung, Naherholungsflächen oder sauberer Luft heraus. So zeigen beispielsweise Geiselhart et al. (2020), wie innerstädtische Nachverdichtungsmaßnahmen und soziale Wohnungsbaumaßnahmen zu umweltbezogenen Mikrosegregationen beitragen, die unter dem Radar des statistisch Erfassbaren bleiben.

Gemeinsam ist den genannten Ansätzen, dass sie sich gegen eine klare Abgrenzbarkeit einzelner gesundheitsrelevanter Faktoren (wie Pathogene,

Parasiten oder Toxine) wenden und stattdessen den komplexen bioökosozialen Wechselwirkungen zwischen Körpern, verschiedenen Krankheiten und Umwelt nachspüren. Mehr-als-menschliche Forschungsperspektiven auf Gesundheit legen damit den Fokus auf die Frage, wie Umweltverhältnisse in Gesundheit und Krankheit verkörpert werden und wie sie sich als biophysikalische Ungleichheiten in einzelnen Lungen, Fettzellen oder genetischen Veränderungen (Mansfield 2017; Strüver/Marquardt 2021) materialisieren. Menschliche Gesundheit wird damit verstanden als eingebettet in ein dynamisches und mehr-als-menschliches Netz.

2.3. ...wie die Verhältnisse unter die Haut gehen

Mit den beschriebenen Ansätzen lässt sich erklären, wie Machtverhältnisse, vermittelt über gesellschaftliche Strukturen und (politisch konstruierte) Umwelten, gewissermaßen unter die Haut gehen. Damit haben wir ein Instrumentarium erarbeitet, um die bioökosoziale Hervorbringung von Gesundheit und Raum relational verstehen zu können. *Erstens* geraten mit dem Konzept der Determinierung die gesellschaftlichen Prozesse in den Fokus, die für Gesundheit und Krankheit ursächlich sind. *Zweitens* wird die mehr-als-menschliche Produktion sowohl krank machender als auch gesundheitsfördernder Verhältnisse betont. Mit ihnen gerät stärker in den Blick, wie urbane Umweltverhältnisse, die ihrerseits ebenso sozial hervorgebracht werden, Gesundheit und Krankheit beeinflussen. *Drittens* richtet die Kritische Sozialepidemiologie als aktivistischer Ansatz ihre Aufmerksamkeit auf die Potenziale kollektiver Neuaushandlungen von Gesundheit durch lokale Bewegungen *upstream*. Gesundheit ist eine genuin politische Frage: Die Gesundheit determinierenden Verhältnisse sind stets Ausdruck und Ausgangspunkt gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Dies unterstreicht die Handlungsfähigkeit gesellschaftlicher Bewegungen und betroffener Communities, strukturelle Gesundheitsungleichheiten durch kollektive, transformative und damit auch räumliche Praktiken zu bearbeiten (Breilh 2021: 114; zu Grenzen partizipativer Ansätze in der unternehmerischen Stadt siehe z. B. Dzudzek 2013, 2016).

2.4. Forschungsdesign

Im Folgenden nutzen wir die vorgestellten Ansätze, um herauszuarbeiten wie Machtverhältnisse, vermittelt über gesellschaftliche Strukturen und (politisch konstruierte) Umwelten, unter die Haut gehen. Dazu haben wir Interviews und kollektives Kartieren mit Aktivist*innen von Gesundheitsinitiativen in sieben deutschen Städten durchgeführt.

wie Menschen an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen Kontexten ihre Welten auf jeweils spezifische Weise „ins Werk setzen“ (Heidegger 1975). Als Methode erlaubt uns *Worlding*, die unterschiedlichen Arten und Weisen, in denen Gesundheitsinitiativen Gesundheit *upstream*, also partizipativ, von unten gestalten, zusammenzutragen und nach ihren Beiträgen für Wissenschaft und Praxis zu befragen (vgl. auch Füller/Dzudzek 2020). Im folgenden Abschnitt verdichten wir die von unseren Interviewpartner*innen skizzierten Problemlagen im Sinne eines „ethnographischen Theoretisierens“ zu drei zentralen krank machenden Verhältnissen. Dabei begreifen wir das Wissen und die alltäglichen Arbeitsrealitäten Community-basierter, kollektiver und aktivistischer Gesundheitsinitiativen als Vorgriffe auf mögliche, transformative Zukünfte (Hübl 2022). Auf diese Weise machen wir die Verkörperung von Ungleichheit sowohl für akademische Debatten als auch für eine stadtpolitische Öffentlichkeit sichtbar – ein Anliegen, das die Aktivist*innen in den Interviews teilten und für das ihnen häufig die finanziellen und zeitlichen Ressourcen fehlen (Interview (I): Bia, FF*GZ Köln 2020: 439 f.; I: Joalie, Medinetz 2020: 312 f.). Auf Wunsch unserer Interviewpartner*innen werden zum Teil nur deren Vornamen genannt.

3. Wie Verhältnisse krank machen

Im Folgenden arbeiten wir exemplarisch miteinander verschränkte bio-ökosoziale Prozesse der Determinierung von Gesundheit heraus und zeigen, welche Rolle diese für die ungleiche Verkörperung von Gesundheit und Krankheit in der Stadt spielen. Im Rahmen der Interviews und kollektiven Kartierungen haben die Vertreter*innen von Gesundheitsinitiativen eine Reihe krank machender Verhältnisse benannt, deren Auswirkungen auf die menschliche Gesundheit sie in ihrer alltäglichen Arbeit adressieren und kritisieren. Allen gemein ist, dass diese über verschiedene Maßstabsebenen hinweg als krank machende Faktoren verkörpert werden. In den Interviews haben sich drei Problemfelder als besonders relevant erwiesen: rassistische Diskriminierung, die räumliche Aushebelung von Arbeitsrechten sowie vergeschlechtlichte Ungleichheiten. Diese drei arbeiten wir zunächst als Prozesse der Determinierung von Gesundheit heraus, die wortwörtlich unter die Haut gehen. Anschließend zeigen wir, wie krank machende Verhältnisse durch die kollektiven Raumproduktionen von Gesundheitsinitiativen bearbeitet und somit Stadtteile als Orte einer Neuverhandlung von Gesundheit relevant werden.

3.1. Diskriminierungen machen krank

Stress macht krank. Studien aus der Stressforschung zeigen, dass wiederkehrender Stress auf der biophysikalischen Ebene zu einem erhöhten Cortisol-Spiegel führt, der wiederum das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Bluthochdruck begünstigt (Pfeiffer 2016; Waller et al. 2016; Yehuda 1997). Allerdings sind die Ursachen für krank machenden Stress sehr ungleich verteilt. Gleiches gilt für psychosoziale Krankheitsbilder wie Depressionen oder Angststörungen. Empirische Befunde belegen, dass deren vermehrtes Auftreten häufig in Zusammenhang mit rassistischer Diskriminierung steht (Yeboah 2017). „Angst, Wut oder Frustration durch rassistische Erfahrungen lösen Stressreaktionen des Körpers aus.“ (Poliklinik Veddel 2021; vgl. auch Marmot et al. 1978) Die Epidemiologin und Aktivistin Camara Jones drückt es so aus: „Es ist, als würde man durch pausenloses Gas geben den Motor eines Autos strapazieren, ohne jemals nachzulassen. Strapazieren, ohne nachzulassen, ohne Pause. Und ich denke, dass der Stress des alltäglichen Rassismus genau das mit dem menschlichen Körper tut.“ (Jones 2008: 7) Es sind alltägliche *racial micro-aggressions*, also „verbale oder nonverbale Beleidigungen, Kränkungen und Demütigungen, die Weiße bewusst oder unbewusst durch ihr rassistisches, stereotypes Verhalten gegenüber Schwarzen und PoC“ (Yeboah 2017: 148) ausdrücken, die sich verkörpert im Gesundheitszustand widerspiegeln. „Wenn ich tagtäglich Diskriminierungen ausgesetzt bin, hat das massive gesundheitliche Auswirkungen, die krank machen, oder im Zweifelsfall auch einfach tödlich sind“ (I: 2020: 246 ff.), schildert Jonas von der Poliklinik Leipzig im Interview. Doch wie machen Diskriminierungen krank?

In unseren Interviews haben wir mit Aktivist*innen aus dem Medinetz, auch Medibüros genannt, gesprochen. Als eine ihrer Hauptaufgaben vermitteln sie an 39 Standorten in Deutschland medizinische Behandlungen für Menschen, die keinen ausreichenden Versicherungsschutz haben – anonym und kostenlos (Medibüros 2021). Insbesondere Geflüchtete und *sans papiers*, die beim Medinetz Hilfe suchen, berichten Aktivist*innen wie unsere Interviewpartnerin Hannah, von ihren wiederkehrenden diskriminierenden Erfahrungen beim Besuch von Ärzt*innenpraxen oder Krankenhäusern: Sie werden unhöflicher empfangen, ihre Schmerzen werden nicht ernst genommen und häufig werden sie von Ärzt*innen nur unzureichend über Behandlungen und ihre Rechte aufgeklärt (I: Hannah, Medinetz Göttingen 2020: 624 ff.). Auch schildert Hannah, dass „medizinisches Personal an einen Punkt kommen [kann], wo es Gewalt

ausübt – vielleicht gar nicht mal willentlich, aber es passiert trotzdem“ (ebd.: 628 f.). Neben einer akuten Stresssituation führen solche Erfahrungen in medizinischen Behandlungssettings oftmals dazu, dass Schwarze, Indigene und People of Color (BIPOC) seltener *weiße* Behandler*innen zur therapeutischen Unterstützung aufsuchen (Yeboah 2017) und „Krankheiten sich chronifizieren oder verschleppen werden“ (I: Hannah, Medinetz Göttingen 2020: 626).

Zum Medinetz kommen genau die Menschen, die trotz der Krankenversicherungspflicht nach § 5 des Sozialgesetzbuch V in Deutschland vom Recht auf medizinische Versorgung ausgeschlossen sind. „Und das sind keine Einzelfälle“, betont Hannah (ebd.: 569). So schätzt das Statistische Bundesamt, dass 2019 in Deutschland 143.000 Menschen ohne Krankenversicherung lebten – mehr als doppelt so viele wie noch 2015 (DESTATIS 2020). Dazu zählen neben wohnungslosen EU-Bürger*innen zu einem großen Teil Menschen ohne oder mit prekärem legalem Aufenthaltsstatus. Letztere haben in Deutschland keinen Anspruch auf eine gesetzliche Krankenversicherung, sondern erhalten reduzierte Versorgungsleistungen auf der Grundlage des Asylbewerberleistungsgesetzes (AsylbLG), „was nur die Versorgung akuter Schmerzzustände und Notfälle mit einschließt“ (I: Joalie, Medinetz Göttingen 2020: 262). Die Medinetze kritisieren diese Leistungseinschränkung durch das Gesetz, da dieses mit dem Recht auf Gesundheit im Grundgesetz, das auch die WHO als Recht für alle definiert, im Konflikt steht. „Warum sollen Leute nur wenn sie Schmerzen haben zum Arzt gehen? Aus medizinischer Sicht ist das total untragbar, weil Krankheitszustände, die nicht behandelt werden, solange sie noch nicht akut sind, irgendwann akut werden und sich dann chronifizieren und noch viel schlimmere Sachen machen.“ (I: Joalie, Medinetz Göttingen 2020: 266 ff.) Psychologische Therapien nach traumatisierenden Fluchterfahrungen oder ärztliche Behandlungen vor einem Akutfall werden für Menschen ohne Papiere ebenso wenig übernommen wie für Menschen in laufenden Asylverfahren (ebd.: 273 f.). Zwar können diese Personen beim Sozialamt einen Krankenschein beantragen, allerdings vermeiden insbesondere *sans papiers* dies aus Angst vor einer Abschiebung. Denn lokale Behörden müssen im Rahmen ihrer „Übermittlungspflicht“ die Ausländerbehörden über undokumentierte Menschen informieren (Geeraert 2020). Diese hohen Barrieren werden durch fehlende Dolmetscher*innen häufig noch verstärkt: So komme es vor, „wenn Menschen nicht so gut Deutsch sprechen [...] [oder ohne] Versichertenkarte kommen“ (I: Hannah, Medinetz

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

Göttingen 2020: 604), dass einige Ärzt*innen bei der Aufklärung aus Kostengründen auf Übersetzer*innen verzichten und somit schlechtere und für die Patient*innen schwer nachvollziehbare Behandlungen durchführen. Die im AsylbLG wirksam gemachte Trennung zwischen Menschen mit deutscher Staatsbürger*innenschaft und Menschen mit prekärem oder gänzlich ohne Aufenthaltsstatus schafft eine Gruppe von Menschen, deren Körper nach einer nationalistischen Logik als weniger schützenswert betrachtet werden. Mit dieser Trennung geht in Gesundheitseinrichtungen häufig eine Praxis einher, die Patient*innen anhand von *race* oder Armutsmarkmalen differenzierte und graduierte Ansprüche auf einen Gesundheitsschutz zuschreibt. Diese ineinander verschränkten Prozesse der Determinierung – nämlich der Nationalismus in der Gesetzgebung, der sich in der Praxis der Gesundheitsversorgung in einen Rassismus transformiert – wirken diskriminierend für *sans papiers* (Geeraert 2020: 21). Die vorangegangenen Ausführungen zeigen, dass die Verkörperung rassistischer Diskriminierung in Form von Krankheit entlang vielfältiger Maßstabsebenen operiert, die von globalen postkolonialen Verhältnissen über die nationale Rechtssetzung bis hin zu einem menschenfeindlichen persönlichen Umfeld reichen.

3.2. Räumliche Aushebelung von Arbeitsrecht macht krank

Fehlende Arbeitsrechte machen krank. Krankheiten können sich chronifizieren oder gar tödlich verlaufen, wenn sich Arbeiter*innen aus Angst vor Arbeitsplatzverlust seltener krankschreiben lassen oder gar nicht über eine Krankenversicherung verfügen, etwa weil sich die verantwortlichen Subunternehmen nicht darum kümmern, berichtet Szabolcs Sepsi (I : Faire Mobilität 2020: 39 ff.). Er setzt sich als Berater im Projekt „Faire Mobilität“ des Deutschen Gewerkschaftsbundes für die Durchsetzung gerechter Löhne und fairer Arbeitsbedingungen für migrantische Arbeiter*innen aus Mittel- und Osteuropa ein. Er berichtet von Schlachtbetrieben, in denen Vorarbeiter*innen die Krankenversicherungskarten der Angestellten einsammeln und im Krankheitsfall die Entscheidungsmacht darüber haben, ob Erkrankte ärztliche Hilfe aufsuchen dürfen (ebd.: 32 ff.).

Die fehlende Möglichkeit einer transnationalen gewerkschaftlichen Organisation zur wirksamen Durchsetzung von Arbeitsrechten in den Betrieben lassen krank machende Arbeitsverhältnisse zu, wie Szabolcs Sepsi in seinen Beratungsgesprächen mit betroffenen Arbeiter*innen regelmäßig erfährt. „Wenn Arbeiter chronische Schmerzen bekommen, werden sie – anstatt sie zu versorgen – einfach ausgetauscht. So erscheint es, als wären Menschen

eine Ware und austauschbar – die Unternehmen verbrauchen sie regelmäßig.“ (ebd.: 5 ff.) Er berichtet von einem Arbeitsunfall, bei dem sich ein Arbeiter mit einer Knochensäge den Finger absägte, weil die vorhandene Schutzvorrichtung demontiert war, damit im Schlachtbetrieb schneller gearbeitet werden kann. Noch während der Behandlung des Arbeiters im Krankenhaus wurde der Schutz wieder angebracht. Anschließend beschuldigte der Betrieb den Verletzten, die Vorrichtung selbst entfernt zu haben und somit für den Unfall verantwortlich zu sein (ebd.: 19 ff.). „Es steht dann Aussage gegen Aussage. Und man kann das im Nachhinein nicht mehr beweisen, dass die Schutzvorrichtung abmontiert wurde. [...] Man bräuchte Betriebsräte, die im Unternehmen drin sind und das live und real miterleben und sich da direkt einschalten können und sagen können: ‚Das funktioniert so nicht‘“ (ebd.: 53 ff.).

Die Forderung nach gesunden Produktions- und Reproduktionsbedingungen für Arbeiter*innen war stets Teil gesellschaftlicher Kämpfe, in denen hierzulande über Jahrhunderte mit Reformen erhebliche Verbesserungen der Arbeitsbedingungen für große Teile der Lohnarbeitenden erkämpft wurden (Hien 2018), wie etwa eine allgemeine Sozialversicherung oder das Recht auf gewerkschaftliche Organisation. Demgegenüber zeigt Szabolcs Sepsis' Bericht über gesundheitsschädigende Arbeitsbedingungen, dass trotz der in Deutschland geltenden Arbeitsschutzbestimmungen in Branchen wie der Fleischindustrie Arbeitsverhältnisse wie im Manchester-Kapitalismus des 19. Jahrhunderts vorherrschen, die frühe sozialmedizinische Schriften (Engels 1972 [1848]) als gesundheitsschädigend beschrieben.

In Nordrhein-Westfalen wurden 2019 in 26 von 30 behördlich kontrollierten Schlachthöfen „teils gravierende Verstöße gegen Arbeitsschutzvorschriften festgestellt“ (MAGS 2019: 1): Arbeitszeitverstöße mit 16-stündigen Arbeitstagen, die Unterlassung arbeitsmedizinischer Vorsorgeuntersuchungen für Arbeiter*innen sowie Gefährdungen des Arbeitsschutzes durch „entfernte Schutzeinrichtungen, gefährliche[n] Umgang mit Gefahrstoffen, abgeschlossene Notausgänge [und] gefährlich abgenutzte Arbeitswerkzeuge“ (ebd.: 2). „Aufgrund der fehlenden Vertretung durch Betriebsräte kann niemand die Rechte der Beschäftigten durchsetzen. Daraus folgt auch ein fehlender Schutz von Gesundheit.“ (I: Sepsis, Faire Mobilität 2020: 11 ff.)

Die Prozesse der Determinierung der hier dargestellten Verkörperungen von Krankheiten sind vor dem Hintergrund der „Zerlegung des Arbeitsschutzes in der Fleischindustrie durch Werkverträge“ (Kohte/Rabe-Rosendahl 2020) innerhalb der Politischen Ökonomie ungleicher europäischer Arbeitsmärkte und transnationaler Arbeitsmigration zu verstehen. Um zu

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

verhindern, dass räumlich fixiertes Kapital in Form von Produktionsstätten deutscher Fleischbetriebe aufgrund zu hoher regionaler Lohnkosten bei der Fleischproduktion in der globalen Konkurrenz entwertet wird, werden durch Outsourcing von Produktionsschritten die Kosten gesenkt. Die Fleischproduktion erfolgt zwar weiterhin in Deutschland, die Beschäftigten werden aber über Subunternehmen rekrutiert. Diese werben im Regime innereuropäischer Arbeitsmigration osteuropäische Arbeiter*innen für zeitlich befristete Werkverträge an. Im Gegensatz zu Festangestellten in denselben deutschen Fleischbetrieben haben diese keine Möglichkeit, sich gewerkschaftlich zu organisieren, etwa um bei systematischen Verstößen der Arbeitsschutznormen seitens der Subunternehmen ihre Arbeitnehmer*innenrechte wirksam durchzusetzen.

Dieser *spatial fix* (Harvey 2007) deutscher Fleischverarbeitungsbetriebe – also die Senkung von Lohnkosten und die Externalisierung von Arbeitgeber*innenpflichten durch das Outsourcing an Subunternehmen und Werkvertragsnehmer*innen – ermöglicht somit eine systematische Aushebelung der in Deutschland geltenden Arbeitnehmer*innenrechte im Kontext transnationaler Arbeitsmigration. Die räumliche Strategie zur Fortsetzung von Kapitalakkumulation in der deutschen Fleischindustrie führt also dazu, dass die durch die Arbeit verursachten langfristigen Gesundheitskosten nicht von den Verursachenden beglichen werden, sondern in die sozialen Herkunftskontexte der Arbeiter*innen verlagert oder einfach erlitten werden. Das Beispiel zeigt zudem, dass der „stumme Zwang“ (Marx 1962 [1867]: 765) abstrakter Kapital- und Produktionsverhältnisse nicht alle Arbeiter*innen gleichermaßen krank macht. Vielmehr zeigen wir anhand der Prozesse der Determinierung, wie selektive räumliche Strategien der Arbeitskraftrekrutierung zu einer Aushebelung von Arbeitsrechten führen und damit dazu, dass die Betroffenheit von Krankheit aufgrund der Arbeit höchst ungleich verkörpert wird.

3.3. Vergeschlechtlichte Ungleichheiten machen krank

Frauen überleben schwere Herzinfarkte seltener als Männer. Bei Frauen bleiben Infarkte häufig unerkannt oder werden erst sehr spät diagnostiziert. Das als klassisches Symptom für einen Infarkt beschriebene starke Stechen in der Brust, das bis in den linken Arm ausstrahlt, tritt vornehmlich bei Männern auf. Die vornehmlich bei Frauen diagnostizierten Symptome wie Übelkeit, Müdigkeit oder Schlafstörungen beschreibt die Forschung hingegen als atypisch (Steck et al. 2020). Wegen dieser Typisierung werden die Symptome häufig übersehen. Dieses Beispiel zeigt,

dass in der medizinischen Forschung und Lehre nach wie vor der Mann und seine Krankheitssymptome als Norm gelten. Unterschiede zwischen Frauen und Männern in den symptomatischen Verläufen bestimmter Krankheiten sind zwar wissenschaftlich bewiesen (ebd.), werden in der medizinischen Praxis jedoch viel zu wenig berücksichtigt.

Auch in klinischen Studien zur Zulassung neuer Medikamente dominiert noch immer die Orientierung an männlichen Testgruppen als Norm (Steck et al. 2020). Dies führt zu Wissenslücken bezüglich der Wirksamkeit bestimmter Medikamente bei Frauen und damit auch zu einer schlechteren gesundheitlichen Versorgung. Diesen geschlechtsblinden Lücken in Forschung, Lehre und klinischer Medizin – auch *gender health gap* (Bird/Rieker 2008) genannt – begegnet das Feld der Gendermedizin seit einigen Jahren auch in Deutschland.

„Es geht darum, dass man das Thema Geschlecht in diesem System, in der ganzen Medizin und der Gesundheitsversorgung mitdenkt. Dass Medikamente anders wirken, dass Frauen anders einen Herzinfarkt kriegen oder andere Anzeichen haben. Dass das nicht das Gleiche ist.“ (I: Bia, FF*GZ Köln 2020: 457-461) Bia ist hauptamtliche Mitarbeiterin beim Feministischen Frauen*gesundheitszentrum (FF*GZ)[1] in Köln. Das FF*GZ ist eine Anlaufstelle für Frauen, die sich eine unabhängige und fachkundige Beratung zu frauenspezifischen Erkrankungen wünschen oder Unterstützungs- und Weiterbildungsangebote zu Gesundheitsthemen suchen. Im Interview macht Bia deutlich, dass Gesundheit und Krankheit auch geschlechtsspezifisch geprägt sind, die Sensibilität dafür jedoch an vielen Stellen nach wie vor fehlt.



Abb. 2 Ausschnitt kollektives Kartieren mit Bia und Renate vom FF*GZ Köln (Foto: S. Hübl)

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

Die interviewten Mitarbeiterinnen des FF*GZ Köln sagen auch, dass nicht nur die fehlende Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede auf biologischer Ebene zur schlechteren gesundheitlichen Situation von Frauen beiträgt (vgl. Abb. 2). Es sei vielmehr ein Zusammenwirken mehrerer Aspekte, wie finanzieller Existenzängste, Erfahrungen häuslicher Gewalt oder früherer Erkrankungen, die den gesundheitlichen Zustand von Frauen entscheidend prägten:

„Man weiß, dass Frauen, die an Brustkrebs erkrankt sind und dann wieder in ihren Beruf einsteigen und in Nachtschichten arbeiten oder da viel Stress haben – das ist oft reiner Überlebensstress. Stress, weil sie später zu wenig Rente kriegen, sie zu wenig abgesichert sind. Der Stress erhöht die Metastasierungsrate – das wissen wir alles“ erläutert Doris Braune, die bereits seit vielen Jahren ehrenamtlich im FF*GZ in Stuttgart arbeitet (I: FF*GZ Stuttgart 2020: 535 ff.).

Die Mitarbeiterinnen verschiedener FF*GZ erfahren bei ihren individuellen Beratungsgesprächen immer wieder von unterschiedlichen Mehrfachbelastungen von Frauen (ebd.: 430 f.; I: Bia, FF*GZ Köln 2020: 160 ff.). Diese Frauen stehen in ihrer doppelten Vergesellschaftung – also der doppelten Einbindung in Erwerbsarbeit und unbezahlte Sorgearbeit – wesentlich mehr unter Druck als Männer. So trägt etwa die insbesondere durch den Lockdown verstärkte Retraditionalisierung der Geschlechterrollen zu einer höheren Belastung im Bereich der unbezahlten Sorgearbeit bei (Hümmler/Speck 2021). Zudem sind Frauen einem wesentlich höheren Risiko ausgesetzt, Gewalt zu erfahren. Sie sind statistisch betrachtet häufiger von Altersarmut und von prekären Arbeitsbedingungen betroffen (ebd.: 183). Das Zusammenspiel all dieser Belastungen hat Auswirkungen auf den Gesundheitszustand insbesondere marginalisierter Frauen: „Diagnosen wie Depression, Angsterkrankungen und Schmerzen sind doppelt so häufig bei Frauen verglichen mit Männern, alleinerziehende Frauen sind stark psychisch belastet, Frauen im mittleren Lebensalter haben vermehrt Burnout-Fehltage am Arbeitsplatz und Frauen bekommen zwei bis dreimal mehr Psychopharmaka als Männer verordnet.“ (Burgert et al. 2014: 345) Karina Becker (2020: 120) zeigt, dass Frauen sowohl in der Erwerbsarbeit als auch der Sorge- und Hausarbeit insgesamt mit höheren Gesundheitsrisiken konfrontiert sind.

Unterschiedliche Prozesse der Determinierung durch patriarchale Strukturen (I: Bia, FF*GZ Köln 2020: 259) bringen die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der gesundheitlichen Versorgung erst hervor: Das ist zum einen der männlich-genormte schulmedizinische

Blick, der die Bedeutung patriarchaler Verhältnisse für die weibliche Gesundheit weitgehend vernachlässigt. Helen, aktiv bei den „Kritischen Mediziner*innen Münster“ weist etwa auf die blinden Flecken in ihrem Medizinstudium hin. Die Aktivist*innen setzen sich an Universitäten für eine „reflektierte, kritische und realitätsnahe medizinische Lehre und mehr sozialen Ausgleich, finanzielle Gerechtigkeit und Zugänglichkeit in der medizinischen Versorgung“ (Kritische Mediziner*innen Münster 2021) ein. Helen dazu: „Uns Medizinstudierenden fehlt der Blick dafür, warum überhaupt Menschen in der Gesellschaft krank werden. [...] Medizin als gesellschaftliches Thema ist in unserem Studium nicht repräsentiert.“ (I: Helen, Kritische Mediziner*innen Münster 2020: 346 f.)

An diesem Punkt setzt auch die Arbeit der FF*GZ an. Durch individuelle Beratungen, Selbsthilfegruppen, Workshops und leicht zugänglichen Informationsmaterialien unterstützen sie Frauen dabei, sich als eingebettet in bestehende Geschlechterungleichheiten zu begreifen und gemeinsame Strategien zu deren Überwindung zu entwickeln.

3.4. Stadtteilgesundheitszentren als neue Orte von Gesundheit

Die Beispiele Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Bluthochdruck, chronifizierte Krankheiten, Arbeitsunfälle, Herzinfarkte sowie erhöhte Metastasierungs-raten zeigen, wie Diskriminierung, Ausbeutung, fehlende Arbeitsrechte, Geschlechterungleichheit und die damit verbundenen Mehrfachbelastungen buchstäblich unter die Haut gehen. Diese Verhältnisse sind jedoch gesellschaftlich produziert und damit veränderbar. Ob es um globale Handelsverflechtungen und die damit einhergehenden neoliberalen Ausbeutungsverhältnisse geht, um ungleiche Geschlechterverhältnisse oder um global verankerte postkoloniale Machtstrukturen, die sich in Diskriminierung und Rassismus manifestieren: eine Praxis, die krank machende Verhältnisse zugunsten gesund machender Verhältnisse verändern will, operiert notwendigerweise über Raum (Breilh 2021; Lefebvre 2007 [1991]). Die von uns interviewten Aktivist*innen von Gesundheitsinitiativen in unterschiedlichen Städten leisten einen wichtigen Beitrag dafür, die strukturellen Ursachen von nur scheinbar individuellen Leiden offenzulegen und damit neben individuellen medizinischen Therapien auch Maßnahmen zu entwickeln, die sich gegen Diskriminierung, Ausbeutung und Geschlechterungleichheit einsetzen. Ihre Praxis setzt an konkreten Orten an, an denen sich globale, nationale und regionale Machtverhältnisse kontextspezifisch in Form von Krankheit artikulieren. Dort bearbeiten sie diese auf partizipative Weise. Die Arbeit der Gesundheitsinitiativen kann damit als Raumproduktion

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

verstanden werden, also als kollektive räumliche Praxis, in der Gesundheit im Sinne einer strukturellen Prävention politisch und gesellschaftlich ausgehandelt wird.

Beispiele für solche Orte sind Stadtteilgesundheitszentren, die derzeit unter dem Dach einer Syndikats-Struktur etwa in Hamburg, Berlin, Leipzig, Dresden und Köln entstehen. Im Zuge der Covid-19-Pandemie sind diese stärker ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. In diesen Stadtteilgesundheitszentren arbeiten Ärzt*innen, Psychiater*innen, Sozialarbeiter*innen, Rechtsberater*innen und Angehörige anderer Berufe multiprofessionell „unter einem Dach“ (I: Jonas, Poliklinik Leipzig 2020: 50) zusammen, mit dem Ziel, Menschen im jeweiligen Stadtteil eine kostenlose Versorgung anzubieten, die nicht nur Symptome behandelt, sondern auch deren soziale und räumliche Ursachen. Die Stadtteilgesundheitszentren schaffen einen niedrigschwelligen Zugang zu unterschiedlichen Unterstützungsangeboten. Neben einer klassischen hausärztlichen Versorgung bieten sie beispielsweise Unterstützung bei Problemen mit Vermieter*innen und Arbeitgeber*innen, bei Übersetzungen oder mit aufenthaltsrechtlichen Fragen an. Darüber hinaus bieten sie Begleitung und einen Rechtsbeistand, beispielsweise bei der Aufnahme in die gesetzliche Krankenversicherung. Auch Empowerment im Umgang mit diskriminierenden Strukturen zählt zu ihrem Tätigkeitsbereich. Die Stadtteilgesundheitszentren sind demokratisch verfasst, das bedeutet, dass Entscheidungen über die Entwicklung der Zentren mit allen dort Beschäftigten gemeinsam getroffen werden, wie die Entscheidung darüber, wie Patient*innen therapiert und unterstützt werden sollen. Nicht zuletzt bieten sie ein Forum, in dem Stadtteilbewohner*innen Probleme artikulieren und gemeinsam nach Lösungen suchen können.

Für Gesundheitsinitiativen sind Stadtteile die Orte, an denen krank machende Verhältnisse einerseits alltäglich erfahren und verkörpert, aber andererseits auch verändert werden können (ebd.: 479 f.). Sie ermöglichen es, Gesundheit vor dem Hintergrund konkreter sozialer Verhältnisse zu adressieren und somit von unten zu politisieren. Urbane Gesundheitsinitiativen liefern Wissen und bearbeiten krank machende gesellschaftliche Verhältnisse *upstream*. Dieser Ansatz der Verhältnisprävention oder strukturellen Prävention bedeutet, Gesundheit nicht auf die Behandlung von Krankheiten Einzelner zu reduzieren, sondern über Vernetzungsarbeit im Stadtteil krank machende Verhältnisse kollektiv zu verändern.

„Es handelt sich hier also um einen ganzheitlichen Gesundheitsansatz, der nicht nur auf Krankheitsvermeidung, sondern auch

auf Gesundheitsförderung abzielt. Das heißt, raus aus dieser Verhaltensprävention, rein auch in die Verhältnisprävention zu gehen. Erst mal hier im Stadtteil [...] sowohl systemisch zu arbeiten und im Sozialraum unterwegs zu sein, um eben diese sozialen Umstände, die Gesundheit beeinflussen, auch aktiv behandeln zu können und auch wahrzunehmen.“ (ebd.: 53 ff.)

Verhältnisprävention kann beispielsweise eine Vernetzung unterschiedlicher, bereits existierender *Bottom-up*-Bewegungen im Stadtteil beinhalten, beispielsweise von Recht-auf-Stadt-Initiativen, solidarischen Nachbarschaftsgruppen gegen Schimmel in der Mietwohnung oder Rechtsberatungsangeboten. Auch die Gründung neuer Initiativen wie Stadtteilgewerkschaften, *Care*-Gruppen oder die gemeinschaftliche Erhebung der toxischen Belastungen im Stadtteil mit Naturschutzorganisationen kann dazugehören. „Stadtteilgesundheitszentren sind ein Ort, an dem die ganzen unterschiedlichen Sachen, die schon [im Viertel] passieren, zusammenlaufen.“ (I: Toni, Gesundheitskollektiv Dresden 2020: 742 ff.) Die wirkungsvollste Antwort der Gesundheitsinitiativen auf krank machende Verhältnisse liegt jenseits individueller „Symptombehandlungen“ (ebd.: 609). Urbane Gesundheitsinitiativen ermöglichen eine Kollektivierung vermeintlich individueller Leiden in der Stadt. Erst durch die Arbeit urbaner Gesundheitsinitiativen werden Probleme wie Stress auf der Arbeit, Diskriminierung oder schlechte Wohnverhältnisse überhaupt als geteilte, kollektive Probleme adressierbar.

„Wenn man durch den Stadtteil läuft, mit den Leuten redet und ihnen die simple Frage stellt: ‚Was macht Dich krank?‘, da kommt schon auch einfach: ‚Na der Stress‘ oder ‚mein Chef‘. [...] Da steckt keine große Analyse von sozialen Determinanten [von Gesundheit] dahinter, aber es ist ja schon der richtige Gedankengang.“ (I: Jonas, Poliklinik Leipzig: 479 ff.)

Die Kollektivierung ist also die Grundlage für die Politisierung und Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse, mit dem Ziel, Gesundheit für alle zu erreichen. „Wir wollen soziale und gesundheitliche Ungleichheit bekämpfen. Und dafür ist es dann notwendig, sowohl natürlich erst mal den Personen individuell zu helfen, aber sich gleichzeitig auch auf einer politischen Ebene dafür einzusetzen, die Verhältnisse zu verändern.“ (ebd.: 265 ff.) Zentral für die Kollektivierung und Politisierung vermeintlich individueller Problemlagen sind konkrete Orte, an denen Strukturen,

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

die Menschen ansonsten als abstrakt und „weit weg“ empfinden, mit konkreten Leiden, Problemen und Krankheiten in Zusammenhang gebracht werden können. Gesundheitsinitiativen haben in diesem Sinne eine „Lautsprecherfunktion“ (ebd.: 577) für die Wahrnehmungen der Verkörperung krank machender Strukturen von Betroffenen. Die urbanen Gesundheitsinitiativen verknüpfen diese Wahrnehmungen mit ihrem Wissen und formulieren daraus „gemeinsam mit Betroffenen heraus Forderungen“ (ebd.: 570 f.), die politisch erkämpft werden können.

„Es geht um Empowerment, also um eine [...] Selbstorganisation im Stadtteil“, sagt Toni vom Gesundheitskollektiv Dresden (I: 2020: 309 ff.). In Stadtteilgesundheitszentren können somit Fragen von Gesundheit vor dem Hintergrund ihrer Verwobenheit mit anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Wohnen, Arbeit sowie weiteren gesellschaftlichen Verhältnissen wie Rassismus, Patriarchat oder Kapitalismus kollektiv verhandelt werden.

Die kollektiven Raumproduktionen der Gesundheitsinitiativen ermöglichen so eine Repolitisierung und gesellschaftliche Neuaushandlung von Gesundheit. Im Sinne einer strukturellen Prävention zielt die Kollektivierung vermeintlich individueller Leiden darauf, gesund und krank machende Verhältnisse kollektiv verändern zu können – über den Prozess der Urbanisierung als gemeinsame Gestaltung von Wohn- und Arbeitsverhältnissen, unserer Netzwerke des Lebens, von Kultur und ökologischen Grundlagen. Mit der Repolitisierung und gesellschaftlichen Aneignung von gesund und krank machenden Verhältnissen in Stadtteilen verfolgen Stadtteilgesundheitszentren eine dezidiert räumliche Strategie. Das bedeutet, über Vernetzungsarbeit Möglichkeiten zu einer Gestaltung von oder einer Selbstbestimmung über Gesundheit zurückzugewinnen.

4. Raum als krank und gesund machende Relation

Obwohl die Erforschung von Ungleichheit ein zentrales Anliegen Kritischer Stadtforschung ist, bleibt die Frage, *wie* gesellschaftliche Verhältnisse krank machen, weitgehend unverstanden. Im vorangegangenen Abschnitt haben wir ein doppeltes *Worlding* herausgearbeitet. Erstens haben wir gezeigt, wie postkoloniale, kapitalistische und patriarchale Verhältnisse „Welt werden“, indem sie in Form von Gesundheit und Krankheit konkret und ortsspezifisch auf ungleiche Weise verkörpert werden. Diskriminierung, fehlende Arbeitsrechte und Geschlechterungleichheiten stellen dabei wesentliche Dimensionen gesundheitlicher Ungleichheit dar, denen bislang im Gesundheitswesen noch zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird (Letztere untersuchen eher Bildung, Einkommen oder

Bewegungsmöglichkeiten als Determinanten von Gesundheit) und die daher dringend weiter erforscht werden sollten. Zweitens zeigt sich *Worlding* in der Art und Weise, wie die verschiedenen urbanen Gesundheitsinitiativen aus Deutschland diese vielfältigen, sich überkreuzenden gesellschaftlichen Verhältnisse konkret und ortsspezifisch bearbeiten, um Gesundheit als politisches Projekt von unten „ins Werk zu setzen“.

Ansätze aus Sozialmedizin, *Public-Health*-Forschung und Kritischer Sozialepidemiologie, der relationalen und mehr-als-menschlichen Gesundheitsgeographie sowie der Kritischen Medizinanthropologie erlauben es, die relationale Hervorbringung von Gesundheit und Krankheit als einen zutiefst vermachteten Prozess zu begreifen. Beispielsweise können die krank machenden Verhältnisse in der deutschen Fleischindustrie nicht ohne das europäische Regime der Arbeitsmigration, oder die ungleiche Behandlung im Gesundheitssystem nicht ohne das Asylbewerberleistungsgesetz oder postkoloniale Machtverhältnisse verstanden werden.

In unserer Darstellung ist nicht nur deutlich geworden, dass soziale Verhältnisse krank machen oder gesund erhalten, indem sie bioökosozial verkörpert werden, sondern auch, dass diese Verhältnisse über Raum operieren. Eine Kritische Stadtgeographie verkörperter Ungleichheiten denkt Raum dabei als das je spezifische Weltwerden und „Ins-Werk-Setzen“ (*Worlding*) verschiedener gesellschaftlicher Strukturen und Praktiken an einem konkreten Ort oder in einem bestimmten Körper. Dabei operiert die Hervorbringung von Krankheit und Gesundheit über verschiedene Maßstabsebenen. Die sozialen Verhältnisse und Praktiken, die sich in Orten und Körpern materialisieren, können nah sein (wie der eigene Arbeitsplatz oder Schimmel in der eigenen Wohnung), aber auch weit entfernt sein (wie die Ursachen schlechter Arbeitsbedingungen oder Wohnverhältnisse). Gesundheit und Krankheit sind in diesem Sinne die Verkörperung global-lokaler Verhältnisse. Stadtteilgesundheitszentren wiederum sind konkrete Orte, an denen sich global, national, regional und lokal wirksame Machtverhältnisse nicht nur in Form von Krankheit artikulieren, sondern an denen auch diese krank machenden Verhältnisse und die mit ihnen verbundenen Formen struktureller Gewalt als kollektive Probleme erkannt, benannt und bearbeitet werden können.

In diesem Sinne kann eine Kritische Stadtgeographie verkörperter Ungleichheiten bestehende *Public-Health*- und *Healthy-City*-Ansätze ergänzen. Hierzu haben wir mit gesellschaftlichen und mehr-als-menschlichen Relationen sowie den kollektiven Raumproduktionen der Gesundheitsinitiativen wichtige räumliche Facetten aufgezeigt, die neben den

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

euklidischen Raumrelationen von Nähe und Distanz die Gesundheit determinieren. Auch wir leisten im Rahmen dieses Aufsatzes ein *Worlding*. Indem wir die vielfältigen, bislang weitgehend unverbundenen urbanen Gesundheitsinitiativen mit Recht-auf-Stadt-Bündnissen verbinden, wollen wir ihre vielfältigen Potenziale für eine gesundheitsgerechtere Stadt „ins Werk setzen“. Dadurch können die Ansätze dieser *upstream*-Gesundheitsinitiativen stärker mit anderen stadtpolitischen Debatten und Kämpfen in den Bereichen Wohnen, Arbeit, Migration oder Recht auf Stadt relevant werden.

Danksagung

Wir möchten uns bedanken bei den Menschen, die sich bei den „Kritischen Mediziner*innen Münster“, im „Feministische Frauen*Gesundheitszentren Stuttgart“ und im „FF*GZ Köln“, bei „Faire Mobilität“, dem „Medinetz Göttingen“, dem „Gesundheitskollektiv Dresden“ und der „Poliklinik Leipzig“ engagieren. Die spannenden Einblicke in ihre Arbeit und ihre Zeit haben diese Forschung erst ermöglicht. Ein Teil der diesem Artikel zugrunde liegenden Forschungsergebnisse stammt aus dem Projekt „Worlding Medicine“, das zwischen 2018 und 2022 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unter der Projektnummer 392750976 gefördert wird. Die Projektleiterin dankt der DFG sehr herzlich für die Unterstützung, die den vorliegenden Artikel ermöglicht hat.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Münster gefördert.

Endnoten

[1] Wir verwenden im Folgenden die Schreibweise FF*GZ, die Frauengesundheitszentren sowie Frauen*gesundheitszentren bezeichnet.

Autor_innen

Richard Bůžek ist Humangeograph und forscht aktuell zur Assetization von ambulanter Gesundheitsversorgung.
rbuzek@uni-muenster.de

Susanne Hübl ist Humangeographin und forscht aktuell zu feministischen Politiken des Lebens.
Susanne.huebl@uni-muenster.de

Lisa Kamphaus ist Humangeographin und arbeitet aktuell in Praxis und Forschung zu gesundheitsgerechter Stadtgestaltung von unten.
Lisa.kamphaus@uni-muenster.de

Iris Dzudzek ist Humangeographin und arbeitet zu Fragen von Macht und Wissen im Spannungsfeld von Globalisierung, Stadt und Gesundheit.

iris.dzudzek@uni-muenster.de

Literatur

- Acheson, Donald (1988): Public health in England. The report of the committee of inquiry into the future development of the public health function. London: Her Majesty's Stationery Office.
- Aktionsgruppe Gesundes Klima (2021): Home. Kohleausstieg jetzt! <https://aktionsgruppe-gesundes-klima.org/> (letzter Zugriff am 13.10.2021).
- Alirol, Emilie / Getaz, Laurent / Stoll, Beat / Chappuis, François / Loutan, Louis (2011): Urbanisation and infectious diseases in a globalised world. In: *The Lancet Infectious Diseases* 11/2, 131-141.
- Andrews, Gavin J. (2019): Health geographies II. The posthuman turn. In: *Progress in Human Geography* 43/6, 1109-1119.
- Anthonj, Carmen / Rechenburg, Andrea / Kistemann, Thomas (2016): Water, sanitation and hygiene in wetlands. A case study from the Ewaso Narok Swamp, Kenya. In: *International Journal of Hygiene and Environmental Health* 219/7, Part A, 606-616.
- Baer, Hans A. / Singer, Merrill / Susser, Ida (2004): *Medical Anthropology and the world system*. Santa Barbara: ABC-CLIO.
- Bambra, Clare / Smith, Katherine E. / Pearce, Jamie (2019): Scaling up. The politics of health and place. In: *Social Science & Medicine* 232, 36-42.
- Barad, Karen (2007): *Meeting the universe halfway. Quantum physics and the entanglement of matter and meaning*. Durham u. a.: Duke University Press.
- Becker, Karina (2020): Gender Health Gap als Folge ungleicher Vernutzungsbedingungen von Arbeitskraft und Arbeitsvermögen. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 12/3, 107-123.
- Berkman, Lisa F. / Kawachi, Ichirō / Glymour, M. Maria (Hg.) (2014): *Social epidemiology*. New York: Oxford University Press.
- Bernat, María Sofía (2019): „Being born in a certain place conditions you“. Health, right to the city, crisis and participation in a relocated neighborhood. In: *Ciencia & Saude Coletiva* 24/12, 4569-4577.
- Biehl, João / Petryna, Adriana (2013): *When people come first. Critical studies in global health*. Princeton: Princeton University Press.
- Biehl, João (2016): Theorizing global health. In: *Medicine Anthropology Theory* 3/2, 127-142.
- Bird, Chloe / Rieker, Patricia (2008): *Gender and health. The effects of constrained choices and social policies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Breilh, Jaime (2008): Latin American critical („social“) epidemiology. New settings for an old dream. In: *International Journal of Epidemiology* 37/4, 745-750.
- Breilh, Jaime (2021): *Critical epidemiology and the people's health*. New York: Oxford University Press.
- Brenner, Neil (2012): What is critical urban theory? In: Neil Brenner (Hg.), *Cities for people, not for profit. Critical urban theory and the right to the city*. London u. a.: Routledge, 11-23.
- Brown, Tim / Andrews, Gavin J. / Cummins, Steve / Greenhough, Beth / Lewis, Daniel / Power, Andrew (2017): *Health geographies. A critical introduction*. Hoboken/Chicester: Wiley Blackwell.
- Burgert, Cornelia / Schröder, Martina / Bentz, Petra / Fränznick, Monika (2014): *Frauengesundheit in eigener Hand. 40 Jahre Feministisches Frauen-Gesundheits-Zentrum e. V. Berlin*. In: Yvonne Franke / Kati Mozygamba / Kathleen Pöge / Bettina Ritter / Dagmar Venohr (Hg.), *Feminismen heute*. Bielefeld: transcript, 339-352.
- Butsch, Carsten / Kroll, Mareike / Kraas, Frauke / Bharucha, Erach (2015): How is rapid urbanization in India affecting human health? Findings from a case study in Pune. In: *ASIEN* 134/1, 73-93.

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

- Bündnis Krankenhaus statt Fabrik (2020): Krankenhaus statt Fabrik: bedarfsorientiert, gemeinwohlorientiert. Das Fallpauschalensystem und die Ökonomisierung der Krankenhäuser – Kritik und Alternativen. April 2020. https://www.krankenhaus-statt-fabrik.de/download/KH_statt_Fabrik_Broschuere_2020.pdf (letzter Zugriff am 4.02.2022).
- Capolongo, Stefano / Rebecchi, Andrea / Dettori, Marco / Appolloni, Letizia / Azara, Antonio / Buffoli, Maddalena / Capasso, Lorenzo / Casuccio, Alessandra / Oliveri Conti, Gea / D'Amico, Alessandro / Ferrante, Margherita / Moscato, Umberto / Oberti, Ilaria / Paglione, Lorenzo / Restivo, Vincenzo / D'Alessandro, Daniela (2018): Healthy design and urban planning strategies, actions, and policy to achieve salutogenic cities. In: *International Journal of Environmental Research and Public Health* 15/12, 2698.
- Claßen, Thomas / Kistemann, Thomas (2017): Urbane Grünräume und Gewässer. Ressourcen einer integrierten, gesundheitsfördernden Stadtentwicklung der Zukunft? In: *Geographische Rundschau* 2017/5, 38-43.
- Commission on Social Determinants of Health (2008): Closing the gap in a generation. Health equity through action on the social determinants of health. Final report of the Commission on Social Determinants of Health. Genf: World Health Organization. https://www.who.int/social_determinants/final_report/csdh_finalreport_2008.pdf (letzter Zugriff am 03.03.2022)
- Cummins, Steven / Curtis, Sarah / Diez-Roux, Ana V. / Macintyre, Sally (2007): Understanding and representing „place“ in health research. A relational approach. In: *Social Science & Medicine* 65/9, 1825-1838.
- Dahlgren, Göran / Whitehead, Margaret (2007 [1991]): Policies and strategies to promote equity in health. Background document to WHO – Strategy paper for Europe 2007/14, Arbeitsrapport/Institute for Futures Studies 2007/14. <https://core.ac.uk/download/pdf/6472456.pdf> (letzter Zugriff: 03.03.2022)
- Davies, Megan / Lewis, Nathaniel M. / Moon, Graham (2018): Sexuality, space, gender, and health. Renewing geographical approaches to well-being in lesbian, gay, bisexual, transgender, and queer populations. In: *Geography Compass* 12/5, e12369.
- Department of Health and Social Security (1980): Inequalities in health. Report of a research working group. London: Department of Health and Social Security.
- DESTATIS – Statistisches Bundesamt (2020): Sozialeleistungen. Angaben zur Krankenversicherung (Ergebnisse des Mikrozensus). Fachserie 13, Reihe 1.1. https://www.destatis.de/DE/Service/Bibliothek/_publikationen-fachserienliste-13.html (letzter Zugriff: 03.03.2022)
- Doderer, Yvonne P. (2011): LGBTQs in the city, queering urban space. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 35/2, 431-436.
- Dzudzek, Iris (2013): Unternehmen oder Unvernehmen? – Über die Krise des Kreativsubjekts und darüber hinaus. In: *Geographica Helvetica* 68/3, 181–189.
- Dzudzek, Iris / Füller, Henning (2021): Geographien von Covid-19. In: *Rundbrief Geographie* 290/5, 1-4.
- Dzudzek, Iris / Strüver, Anke (2020): Urbane Gesundheitsgerechtigkeit. Öko-sozialepidemiologische Forschungsperspektiven für eine kritische Stadtgeographie verkörperter Ungleichheiten. In: *Geographische Zeitschrift* 108/4, 249-271.
- Eibenschutz, Catalina / Tamez González, Silvia / González Guzmán, Rafael (2011): ¿Determinación social o determinantes sociales de la salud?: memoria del Taller Latinoamericanos sobre Determinantes Sociales de la Salud. Mexico-Stadt: Universidad Autónoma Metropolitana.
- Elton, Sarah (2021): Relational health. Theorizing plants as health-supporting actors. In: *Social Science & Medicine* 281, 114083.
- Engels, Friedrich (1972 [1848]): Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: Marx, Karl / Engels, Friedrich, Werke, Band 2. Berlin: Dietz, 225-506.
- Farmer, Paul / Connors, Margaret / Simmons, Janie (1996): Women, poverty, and AIDS: Sex, drugs, and structural violence. Monroe: Common Courage Press.
- Farmer, Paul (2003): Pathologies of power: Health, human rights and the new war on the poor. Berkeley: University of California Press.

- Fazel, Seena / Geddes, John R. / Kushel, Margot (2014): The health of homeless people in high-income countries. Descriptive epidemiology, health consequences, and clinical and policy recommendations. In: *The Lancet* 384/9953, 1529-1540.
- Fox, Nick J. / Powell, Katie (2021): Place, health and disadvantage: A sociomaterial analysis. In: *Health: An Interdisciplinary Journal for the Social Study of Health, Illness and Medicine* 25/3, 1-18.
- Frank, Johann Peter (1960 [1790]): *Akademische Rede vom Volkseind als der Mutter der Krankheiten*. Leipzig: Barth.
- Füller, Henning / Dzudzek, Iris (2020): Die Logik des Ausbruchs: Formierung von Covid-19 durch Krisenbearbeitungsweisen. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 8/3, 165-182.
- Geeraert, Jérémy (2020): Die Konstruktion von „minderwertigen Patientengruppen“. In: *Gesundheit braucht Politik. Zeitschrift für eine soziale Medizin* 3, 20-22.
- Gehlert, Sarah / Sohmer, Dana / Sacks, Tina / Mininger, Charles / McClintock, Martha / Olopade, Olufunmilayo (2008): Targeting health disparities: a model linking upstream determinants to downstream interventions. In: *Health Affairs* 27/2, 339-349.
- Geiselhart, Klaus (2010): Stigma and discrimination – An integrative perspective. Spatial disparities and their impact on the introduction of an antiretroviral therapy scheme for HIV and AIDS treatment in Botswana. In: *ERDKUNDE* 64/1, 33-45.
- Geiselhart, Klaus / Eisemann, Carolin / Feick, Fabian / Kammerbauer, Stefan (2020): Poor Doors in Erlangen. Umweltbezogene Mikroseggregation unter Bedingungen der Reurbanisierung: In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 8/1-2, 77-98.
- Hanewald, Bernd / Gieseck, Janina / Vogelbusch, Oliver / Markus, Inessa / Gallhofer, Bernd / Knipper, Michael (2016): Asylrecht und psychische Gesundheit: Eine interdisziplinäre Analyse des Zusammenwirkens medizinischer und juristischer Aspekte. In: *Psychiatrische Praxis* 43/3, 165-171.
- Harvey, David (2007): *Räume der Neoliberalisierung. Theorie der ungleichen Entwicklung*. Hamburg: VSA.
- Harvey, David (2013): *Rebellische Städte. Vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution*. Berlin: Suhrkamp.
- Health for Future Münster (2021): Klimawandel macht krank. Was macht der Klimawandel wirklich mit unserem Körper? <https://gesundheitskrise-klimawandel.de/> (letzter Zugriff am 13.10.2021).
- Heidegger, Martin (1975): Der Ursprung des Kunstwerks. In: Heidegger, Martin: Gesamtausgabe. I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1914-1970. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 1-74.
- Herrick, Clare / Reubi, David (Hg.) (2019): *Global health and geographical imaginaries*. London/ New York: Routledge.
- Hien, Wolfgang (2018): *Die Arbeit des Körpers. Von der Hochindustrialisierung in Deutschland und Österreich bis zur neoliberalen Gegenwart*. Wien: Mandelbaum.
- Huschke, Susann (2013): *Kranksein in der Illegalität. Undokumentierte Lateinamerikaner/-innen in Berlin: Eine medizinethnologische Studie*. Bielefeld: transcript.
- Hübl, Susanne (2022): Reproductive justice: Impulse für intersektionale Bevölkerungsgeographien. In: *Geographica Helvetica*, 77/1, 133-139.
- Hümmeler, Lilian / Speck, Sarah (2021): Von Sorgearbeit und gesellschaftlichen Scheinwerfern. Die Home-Allround-Mum als ambivalente Sozialfigur der Corona-Pandemie. In: *blog kulturwissenschaften*. <https://blog.kulturwissenschaften.de/von-sorgearbeit-und-gesellschaftlichen-scheinwerfern/> (letzter Zugriff am 13.10.2021).
- Initiative Deutsche Wohnen & Co. Enteignen (2021): Achtung! Wohnungsmarkt mit Nebenwirkungen. Ärztlich bestätigt: Stress auf dem Wohnungsmarkt schadet unserer #Gesundheit. <https://twitter.com/dwenteignen/status/1403380507371520001> (letzter Zugriff am 13.10.2021).

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

- Jones, Camara (2008): Edited Interview with Dr. Camara Jones. Unnatural causes. California Newsreel. <https://unnaturalcauses.org/assets/uploads/file/camarajones.pdf> (letzter Zugriff am 26.01.2022)
- Kearns, Ade (2020): Housing as a public health investment. In: *British Medical Journal* 371, m4775.
- Klemperer, David (2020): *Sozialmedizin – Public Health – Gesundheitswissenschaften. Lehrbuch für Gesundheits- und Sozialberufe*. Bern: Hogrefe.
- Kohte, Wolfhard / Rabe-Rosendahl, Cathleen (2020): Zerlegung des Arbeitsschutzes in der Fleischindustrie durch Werkverträge – und die Notwendigkeit integrativen Arbeitsschutzes. In: *Zeitschrift für Arbeitswissenschaft* 74/4, 328-336.
- Krieger, Nancy (2001): Theories for social epidemiology in the 21st century. An ecosocial perspective. In: *International Journal of Epidemiology* 30/4, 668-677.
- Kritische Mediziner*innen Münster (2021): Info. Eintrag vom: 27.06.2018. (letzter Zugriff am 14.10.2021).
- Lampert, Thomas / Kroll, Lars Eric (2014): Soziale Unterschiede in der Mortalität und Lebenserwartung. In: Robert Koch-Institut, Berlin. GBE kompakt 5/2. www.rki.de/gbe-kompakt (letzter Zugriff: 03.03.2022)
- MAGS – Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (2019): Minister Laumann: „Preiskampf in der Fleischwirtschaft nicht zu Lasten von Arbeitnehmern“. Arbeitsschutzkontrollen in Schlachthöfen zeigen gravierende Mängel / Land plant den Aufbau einer landesweiten Beratungsinfrastruktur gegen Arbeitsausbeutung. *Presseinformation - 856/10/2019*. https://www.mags.nrw/sites/default/files/asset/document/mags_16.10.2019.pdf (letzter Zugriff am 26.01.2022).
- Lefebvre, Henri (2007 [1991]): *The production of space*. Malden u. a.: Blackwell. (Übers. Donald Nicholson-Smith)
- Lorimer, Jamie (2017): Parasites, ghosts and mutualists. A relational geography of microbes for global health. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 42, 544-558.
- Lowe, Melanie / Whitzman, Carolyn / Giles-Corti, Billie (2018): Health-promoting spatial planning: Approaches for strengthening urban policy integration. In: *Planning Theory & Practice* 19/2, 180-197.
- Mansfield, Becky (2017): Folded futurity: Epigenetic plasticity, temporality, and new thresholds of fetal life. In: *Science as Culture* 26/3, 355-379.
- Massey, Doreen B. (2005): *For space*. Los Angeles u. a.: Sage.
- Marmot, Michael / Rose, Geoffrey / Shipley, Martin J. / Hamilton, Peter J. (1978): Employment grade and coronary heart disease in British civil servants. In: *Journal of Epidemiology and Community Health* 32/4, 244-249.
- Marmot, Michael / Stansfeld, Stephen / Patel, Chandra / North, Fiona / Head, Jenny / White, Ian / Brunner, Eric / Feeney, Amanda / Smith, George Davey (1991): Health inequalities among British civil servants. The Whitehall II study. In: *The Lancet* 337/8754, 1387-1393.
- Marmot, Michael / Allen, Jessica / Boyce, Tammy / Goldblatt, Peter / Morriso, Joana (2020): *Health equity in England: The Marmot Review 10 years on*. London: Institute of Health Equity.
- Marx, Karl (1962 [1867]): *Das Kapital*. Band 1. Kritik der politischen Ökonomie. In: Marx, Karl / Engels, Friedrich, *Werke*, Band 23, S. 11-802. Berlin/DDR: Dietz Verlag.
- Medibüros (2021): *Medibüros: Über uns*. <https://medibueros.org/ueber-uns/> (letzter Zugriff am 14.10.2021).
- Navarro, Vicente (2009): What we mean by social determinants of health. In: *International journal of health services: planning, administration, evaluation* 39/3, 423-441.
- Pfeiffer, Julia (2016): *Herz und Psyche: Die Rolle des Stresshormons Cortisol*. Deutsche Gesellschaft für Psychosomatische Medizin und Ärztliche Psychotherapie (DGPM) e. V. 17.6.2016. <https://www.dgpm.de/de/presse/presse-informationen/presse-information/herz-und-psyche-die-rolle-des-stresshormons-cortisol/> (letzter Zugriff am 25.01.2022).

- Poliklinik Veddel (2017): Ausführliches Konzept. Poliklinik Veddel. Laboratorium der Zukunft. <http://web.archive.org/web/20170816031624/http://poliklinik1.org/konzept> (letzter Zugriff am 14.10.2021).
- Poliklinik Veddel (2021): Rassismus als soziale Determinante von Gesundheit. <http://poliklinik1.org/sdg/rassismus> (letzter Zugriff am 14.10.2021).
- Prior, Lucy / Manley, David / Sabel, Clive E. (2019): Biosocial health geography: New „exposomic“ geographies of health and place. In: *Progress in Human Geography* 43/3, 531-552.
- Pykett, Jessica / Osborne, Tess / Resch, Bernd (2020): From urban stress to neurourbanism: How should we research city well-being? In: *Annals of the American Association of Geographers* 110/6, 1936-1951.
- Razum, Oliver / Spallek, Jacob (2015): Migration und Gesundheit. In: *Public Health Forum* 23/2, 54-57.
- Risler, Julia / Ares, Pablo (2018): Manual of collective mapping. In: *kollektiv orangotango+* (Hg.), *This is not an atlas. A global collection of counter cartographies*. Bielefeld: transcript, 183-204.
- Rose, Nikolas / Birk, Rasmus / Manning, Nick (2021): Towards neuroecosociality: Mental health in adversity. In: *Theory, Culture & Society* 38/1, 1-24.
- Rydin, Yvonne / Bleahu, Ana / Davies, Michael / Dávila, Julio D. / Friel, Sharon / Grandis, Giovanni de / Groce, Nora / Hallal, Pedro C. / Hamilton, Ian / Howden-Chapman, Philippa / Lai, Ka-Man / Lim, C. J. / Martins, Juliana / Osrin, David / Ridley, Ian / Scott, Ian / Taylor, Myfanwy / Wilkinson, Paul / Wilson, James (2012): Shaping cities for health: Complexity and the planning of urban environments in the 21st century. In: *The Lancet* 379/9831, 2079-2108.
- Sakdapolrak, Patrick (2010): Orte und Räume der Health Vulnerability. Bourdieus Theorie der Praxis für die Analyse von Krankheit und Gesundheit in megaurbanen Slums von Chennai, Südindien. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik.
- Senanayake, Nari / King, Brian (2019): Health-environment futures. Complexity, uncertainty, and bodies. In: *Progress in Human Geography* 43/4, 711-728.
- Shantz, Emily / Elliott, Susan J. (2021): From social determinants to social epigenetics: Health geographies of chronic disease. In: *Health & Place* 69, 102561.
- Steck, Nicole / Lisa, Marxt / Candinas, Daniel / Beck Schimmer, Beatrice / Gebhard, Catherine (2020): Gendermedizin: Patientinnen unterscheiden sich von Patienten. In: *Schweizer Ärztezeitung* 101/6, 169-171.
- Strüver, Anke (2019): Von der Inkorporierung und Verkörperung des Sozialen zur Somatisierung der Umwelt: Posthumanistische Überlegungen zum biosozialen Subjekt. In: *Geographica Helvetica* 74/2, 223-233.
- Strüver, Anke / Marquardt, Nadine (2021): Körper und Materialität. In: *Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht* (Hg.), *Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte*. Leverkusen: Barbara Budrich, 167-190.
- Tsouros, Agis D. (2015): Twenty-seven years of the WHO European Healthy Cities movement. A sustainable movement for change and innovation at the local level. In: *Health Promotion International* 30 Supplement 1, i3-i7.
- UN (2015): *Transforming Our World: The 2030 Agenda for Sustainable Development*. A/RES/70/01. <https://sdgs.un.org/2030agenda> (letzter Zugriff: 03.03.2022)
- UN Habitat – United Nations Settlements Programme (2016): *Urbanization and development. Emerging futures. World cities report 2016*. Nairobi: UN Habitat.
- Vaiou, Dina / Kalandides, Ares (2015): Practices of collective action and solidarity. Reconfigurations of the public space in crisis-ridden Athens, Greece. In: *Journal of Housing and the Built Environment* 31/3, 457-470.
- vdää – Verein demokratischer Ärztinnen und Ärzte, Regionalgruppe Berlin (2021): *Wohnen und Gesundheit*. https://www.vdaee.de/images/vdaee-Regionalgruppe_Berlin_Wohnen_und_Gesundheit-06-2021.pdf (letzter Zugriff am 13.10.2021).
- Virchow, Rudolf (1848): Der Armenarzt. In: *Die medicinische Reform* 18, 125-141.

Wenn die Verhältnisse unter die Haut gehen

- Waller, Christiane / Bauersachs, Johann / Hoppmann, Uta / Höch, Julia / Krause, Sabrina / Szabo, Franziska / Engler, Harald / Rottler, Edit / Herrmann-Lingen, Christoph / Gündel, Harald (2016): Blunted cortisol stress response and depression. Induced hypocortisolism is related to inflammation in patients with coronary artery disease. In: *Journal of the American College of Cardiology* 67/9, 1124-1126.
- Whitehead, Margaret (1991): The concepts and principles of equity and health. In: *Health promotion international* 6/3, 217-228.
- WHO – World Health Organization (1946): *Constitution of the World Health Organisation*. New York: World Health Organization.
- WHO – World Health Organization (1986): *Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung vom 17.11.1986*. Ottawa. <https://www.euro.who.int/en/publications/policy-documents/ottawa-charter-for-health-promotion,-1986> (letzter Zugriff: 03.03.2022)
- WHO – World Health Organization (2011): *Rio political declaration on social determinants of health*. World conference on social determinants of health. https://www.who.int/sdhconference/declaration/Rio_political_declaraton.pdf (letzter Zugriff am 14.10.2021).
- Willen, Sarah S. / Knipper, Michael / Abadía-Barrero, César E. / Davidovitch, Nadav (2017): Syndemic vulnerability and the right to health. In: *The Lancet* 389/10072, 964-977.
- Windsor, Liliane Cambraia (2013): Using concept mapping in community-based participatory research. A mixed methods approach. In: *Journal of Mixed Methods Research* 7/3, 274-293.
- Wolking, David / Karmacharya, Dibesh / Bista, Manisha / Shrestha, Rima / Pandit, Pranav / Sharma, Ajay / Manandhar, Sulochana / Shrestha, Bishwo / Bajracharya, Shailendra / Bhatta, Tarka / Dulal, Santosh / Rajbhandari, Rajesh / Smith, Brett / Mazet, Jonna / Goldstein, Tracey / Johnson, Christine (2020): Vulnerabilities for exposure to emerging infectious disease at urban settlements in Nepal. In: *Ecohealth* 17/3, 345-358.
- Yeboah, Amma (2017): Rassismus und psychische Gesundheit in Deutschland. In: Karim Fereidooni / Meral El (Hg.), *Rassismuskritik und Widerstandsformen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 143-161.
- Yehuda, Rachel (1997): Sensitization of the hypothalamic-pituitary-adrenal axis in posttraumatic stress disorder. In: *Annals of the New York Academy of Sciences* 821/1, 57-75.

When the conditions get under the skin.

Thinking urban health relationally

Cities are sites of the individual embodiment of health inequalities and their collective contestations in struggles for the right to the city. This remains underrepresented in Critical Urban Studies. How are power relations embodied unequally as health and sickness in concrete and place-specific terms? What are the spatial implications? With relational health concepts, we ask how power relations – mediated through social structures and (politically constructed) environments – make sick. Urban health initiatives pursue manifold spatial strategies to uncover the conditions that make people sick and to change them. By Working, we gather these dispersed knowledges from community, women's and migrants' health about the health impacts of bioecosocial relations. We discuss the relevance of space for the emergence of sickness and a collective re-politicization of health. This contributes to a Critical Urban Geography of embodied inequalities, which shows how power relations inscribe in bodies in forms of health and sickness.

Kritische Stadtgeographie und geographische Bildung

Forschendes Lernen zum Recht auf Stadt
am Beispiel der Dresdner „Straßenbahn-Streichler“

Matthias Naumann, Nicole Raschke

Die konzeptionellen Ansätze, empirischen Gegenstände und methodischen Zugänge einer kritischen Stadtforschung sind auch für die Geographiedidaktik und Bildungspraxis relevant. Vor dem Hintergrund bildungspolitischer Querschnittsaufgaben wie Inklusion, politische Bildung, Bildung für nachhaltige Entwicklung oder Digitalisierung rücken kritisch-reflexive Fähigkeiten, gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten und emanzipatorische Veränderungen in ihren räumlichen Bezügen wie sie in kritisch-stadtgeographischen Debatten verhandelt werden in den Fokus einer emanzipatorischen Geographiedidaktik. Stadt ist in diesem Zusammenhang mehr als bloßer Vermittlungs- und Unterrichtsgegenstand. Städtisches Leben wird maßgeblich durch Bildung bestimmt und Bildung ist ein Schlüssel für gesellschaftliche Veränderungen. Allerdings stehen explizite gegenseitige Bezugnahmen zwischen Kritischer Stadtgeographie und einer emanzipatorischen Geographiedidaktik in der deutschsprachigen Debatte noch am Anfang. Im Beitrag möchten wir am Beispiel eines Konflikts um öffentliche Räume in der Dresdner Neustadt die Chancen, aber auch Herausforderungen einer engeren Verknüpfung zwischen Kritischer Stadtgeographie und Geographiedidaktik diskutieren sowie mögliche konzeptionelle wie auch bildungspraktische Anschlüsse aufzeigen.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Vor einigen Jahren warnten Dresdner Medien vor „Straßenbahn-Streichlern“ (Haufe 2017) im Stadtteil Äußere Neustadt. Mit den Straßenbahn-Streichlern sind Menschengruppen gemeint, die bei gutem Wetter in den Abend- und Nachtstunden an der Straßenkreuzung Louisen-/Rothenburger Straße und Görlitzer Straße auf dem Bürgersteig sitzen, gemeinsam feiern, musizieren, trinken und der durchfahrenden Straßenbahnlinie 13 mitunter gefährlich nahekommen. Die Kreuzung, die unter anderem als „Schiefe Ecke“ [1] bezeichnet wird, befindet sich in der mittlerweile

nicht nur durch Gentrifizierung, sondern auch Touristifizierung stark geprägten Äußeren Neustadt (Glatter 2007). Ungeachtet zahlreicher gastronomischer Angebote erfreut sich das „Cornern“ mit mitgebrachten oder an einem der nahe gelegenen Spätverkäufen erworbenen Getränken und manchmal auch selbstorganisierter Musik an der Kreuzung großer Beliebtheit, was sich auch in einer eigenen Facebook-Seite (Assi-Eck 2021), einem Wikipedia-Eintrag oder zahlreichen Hinweisen in Reiseführern und -blogs zeigt. Die dabei beschriebene Besonderheit der Schiefen Ecke liegt in einem ausgeprägten Nachtleben, das sich selbstorganisiert im öffentlichen Raum abspielt. Diese Aneignung öffentlichen Raums führt jedoch – wie auch in vielen anderen Städten – zu vielfältigen Konflikten, etwa um nächtliche Lärmbelästigung, Verunreinigungen, Geruchsbelästigungen und Verkehrsbehinderungen (Landeshauptstadt Dresden 2020).

Die Nutzung öffentlicher Räume und die damit verbundenen Konflikte an der Dresdner Schiefen Ecke stehen beispielhaft für die Auseinandersetzungen um die Realisierung eines Rechts auf Stadt, das mittlerweile einen wichtigen Gegenstand in der Kritischen Stadtgeographie, eine zentrale Forderung sozialer Bewegungen, aber auch ein Projekt progressiver Stadtpolitik darstellt. Für geographische Bildung bietet das Recht auf Stadt Möglichkeiten für eine konzeptionelle, methodische und inhaltliche Auseinandersetzung mit Kritischer Stadtgeographie, weil Teilhabe an gesellschaftlichen Aushandlungs- und Transformationsprozessen und damit verbundene Kompetenzen als grundlegend für geographische Bildung hervorgehoben werden (DGfG 2020). Der Beitrag verknüpft Zugänge der Kritischen Stadtgeographie am Beispiel der Debatte um das Recht auf Stadt und Überlegungen zu einer transformativen geographischen Bildung. Dabei entwickeln wir das Argument, dass sich eine solche Verknüpfung über den Ansatz des forschenden Lernens (Dewey 2002 [1937]; Huber 2009) umsetzen lässt. Anhand der exemplarischen Auseinandersetzung um die Straßenbahn-Streichler in Dresden zeigen wir Möglichkeiten, aber auch Herausforderungen einer solchen Verknüpfung auf. Grundlage des Beitrags ist die Zusammenarbeit der Autor_innen in der stadtgeographischen und fachdidaktischen Hochschullehre, in der das Recht auf Stadt sowie das forschende Lernen in geographischen Bildungskontexten eine wichtige Rolle einnehmen. Wir fragen danach, wie städtische Raumnutzungskonflikte durch die Auseinandersetzung mit dem Ansatz Recht auf Stadt und dem Zugang des forschenden Lernens untersucht werden können.

Im Folgenden stellen wir das Recht auf Stadt als theoretischen Ansatz, empirischen Gegenstand und Lernanlass geographischer Bildung vor,

diskutieren Herausforderungen und Chancen des forschenden Lernens zum Recht auf Stadt und plädieren für eine Stärkung der wechselseitigen Bezüge zwischen Geographiedidaktik und Kritischer Stadtgeographie. Eine stärkere Berücksichtigung von didaktischen Fragen in der Kritischen Stadtgeographie einerseits sowie eine stärkere Orientierung der Geographiedidaktik an einer kritischen Stadtforschung andererseits könnten die konzeptionellen und praktischen Perspektiven beider Bereiche erweitern, deren wissenschaftliche und politische Relevanz hervorheben sowie Impulse für transformatives Lernen von Schüler_innen, Studierenden, Wissenschaftler_innen und Lehrenden liefern. Damit schließen wir an Beiträge in dieser Zeitschrift an, die sich mit den Möglichkeiten einer kritischen Lehre an Hochschulen auseinandersetzen (Bürk 2016; Heilgmeir et al. 2016), und beziehen diese auf die geographische Schulbildung.

Wir fassen zunächst knapp die wissenschaftliche und aktivistische Debatte um das Recht auf Stadt sowie bildungstheoretische Überlegungen zum transformativen und forschenden Lernen in der geographischen Bildung zusammen, um dann am konkreten Beispiel der Schiefen Ecke in der Dresdner Neustadt zu zeigen, welche Bildungsgelegenheiten sich aus einer Verknüpfung beider Perspektiven ergeben. Im Fazit diskutieren wir Herausforderungen und Chancen der Verschränkung beider Zugänge und geben einen Ausblick auf künftige Forschungsfragen für die Kritische Stadtgeographie sowie für eine transformative geographische Bildung.

2. Das Recht auf Stadt: Grundzüge einer wissenschaftlichen, aktivistischen und reformpolitischen Debatte

Das Recht auf Stadt bildet einen wichtigen Gegenstand der kritischen Stadtforschung, eine zentrale Forderung sozialer Bewegungen wie auch ein Projekt progressiver Stadtregierungen. Zu jedem dieser drei Punkte gibt es mittlerweile umfangreiche wissenschaftliche sowie anwendungsorientierte Publikationen. Im Folgenden sollen daher nur cursorisch und stark vereinfacht einige Grundlinien dieser Debatten dargestellt werden, die den Hintergrund für mögliche Verbindungen zwischen dem Recht auf Stadt und Ansätzen einer transformativen geographischen Bildung darstellen.

Dirk Gebhardt und Andrej Holm (2011: 12 f.) unterscheiden zwischen dem Recht auf Stadt als (1) einer theoretischen Perspektive auf Stadt und Raum, (2) einem „gegenhegemonialen Projekt mit utopischem Überschuss“, (3) einem reformpolitischen Forderungskatalog und (4) einem praktischen Organisationsansatz. Aus den genannten Dimensionen wird deutlich, dass das Recht auf Stadt einen theoretischen wie auch anwendungsorientierten,

einen utopischen wie auch ganz konkreten Gegenentwurf zu einer neo-liberalen Stadtpolitik darstellt. Als zentrale Elemente eines Rechts auf Stadt bestimmt Britta Grell das Recht auf Partizipation und Teilhabe, das Recht auf Differenz und Anderssein sowie das Recht auf Aneignung städtischer Räume und Einrichtungen (2018: 369). Gebhardt und Holm führen darüber hinaus im Rückgriff auf Henri Lefebvre das Recht auf Zentralität, städtische Infrastruktur, Wissen und Anerkennung an (2011: 8). Wie diese Elemente jeweils konkret realisiert und institutionalisiert werden können, ist Gegenstand intensiver akademischer und politischer Debatten.

Für die gewachsene Bedeutung des Rechts auf Stadt in der deutschsprachigen kritischen Stadtforschung stehen die Übersetzung von grundlegenden Schlüsselwerken (Harvey 2013; Lefebvre 2016), Überblickswerke (Holm/Gebhardt 2011), Monographien (Mullis 2014), Handbucheinträge (Grell 2018; Mullis 2016) wie auch zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema in dieser Zeitschrift (z. B. Metzger 2014; Nicolaus 2014; Vogelpohl 2018). Die breite Rezeption des Ansatzes vom Recht auf Stadt kann auch damit begründet werden, dass sich mit ihm Bezüge zu weiteren konzeptionellen Debatten herstellen lassen. So steht das Recht auf Stadt exemplarisch für das grundlegende Paradigma Lefebvres von der sozialen Produktion des Raums. Der politische Charakter der Schaffung und der Veränderung von städtischen Räumen wird hier anschaulich nachvollziehbar, etwa bei der Privatisierung öffentlicher Räume oder der Wiederaneignung städtischer Infrastrukturen. Weiterhin entfaltet das Recht auf Stadt Lefebvres Vorstellungen der *autogestion* (Selbstverwaltung) als einer neuen, dezentralen und demokratischen Form der politischen Kontrolle. *Autogestion* soll Bewohner_innen einer Stadt dazu ermächtigen, städtische Räume selbstbestimmt zu verwalten und zu gestalten (Purcell/Tyman 2015: 1144). David Harvey (2013) verknüpft das Recht auf Stadt mit der Schaffung einer urbanen Allmende bzw. den *urban commons*. Diese stellen nicht nur grundlegende Bedürfnisse für die Bewohner_innen einer Stadt sicher, sie sind auch ein Weg, städtische Räume, Infrastrukturen, Dienstleistungen und Unternehmen einer kapitalistischen Verwertungslogik zu entziehen. Beispiele für weitere Verbindungen zwischen dem Recht auf Stadt und anderen konzeptionellen Ansätzen sind Arbeiten zu „Citizenship“ (Nicolaus 2014: 119) oder auch zur Nahrungssicherheit (Purcell/Tyman 2015).

Die Themen, auf die Stadtforscher_innen das Recht auf Stadt beziehen, haben sich in den vergangenen Jahren stetig erweitert. Die behandelten empirischen Gegenstände reichen – neben vielen anderen – von der Nutzung öffentlicher Räume (Mitchell 2003) über Ernährung

(Purcell/Tyman 2015), Energie- und Wasserinfrastrukturen (Beveridge/Naumann 2016) bis hin zu Fragen von Bildung (Grant et al. 2014; Ford 2013; Leivas 2019). Räumliche Erweiterungen des Rechts auf Stadt beziehen sich auf Vororte (Carpio/Irazábal/Pulido 2011) oder auch ländliche Räume (Barraclough 2013). Diese thematische Vielfalt zeigt einerseits, dass sich eine „Recht auf Stadt“-Perspektive auf verschiedene städtische Konflikte, räumliche Kontexte und die Entwicklung von Alternativen anwenden lässt. An der Vielzahl und Breite an möglichen Themen setzt andererseits aber auch die Kritik an einer Unbestimmtheit des Rechts auf Stadt an, die weiter unten näher ausgeführt wird.

Das Recht auf Stadt bietet sozialen Bewegungen in vielen Städten eine Orientierung für die Bestimmung von utopischen Gegenentwürfen zu einer neoliberalen Stadtpolitik wie auch einen Ansatz für eine lokale, aber ebenso überregionale oder internationale Organisation entlang konkreter Forderungen. So kann das Recht auf Stadt eine Möglichkeit bieten, „diverse Interessen und Auseinandersetzungen auf einen gemeinsamen politischen Nenner zu bringen“ (Metzger 2014: 155). Für die Berliner Mieter_innen-Initiative Kotti & Co bedeutet das Recht auf Stadt „das Recht in der Innenstadt zu bleiben, auch wenn wir nicht reich, jung oder kreativ sind. [...] Es geht darum, mitentscheiden zu können, was mit der Stadt passiert, in der wir leben.“ (2014: 344) Unter dem Dach der Forderung nach einem Recht auf Stadt bildeten sich in zahlreichen Städten der Bundesrepublik Initiativen, die sich auf bundesweiten beziehungsweise teils internationalen Veranstaltungen wie dem „Recht auf Stadt Forum“ oder durch Publikationen wie *Común. Magazin für stadtpolitische Interventionen* miteinander vernetzen. In den USA entstand der landesweite Verbund „Right to the City Alliance“, in der sich verschiedene Initiativen zusammengeschlossen haben (Grell 2018: 370).

Für progressive Regierungen wurde ein Recht auf Stadt Teil von reformpolitischen Vorhaben. So nahm die Lula-Regierung in Brasilien Forderungen nach einem Recht auf Stadt in nationale Gesetze auf (Grell 2018: 369). Auch internationale Organisationen wie die UNESCO oder das UN-HABITAT bezogen sich in Veröffentlichungen auf das Recht auf Stadt (Wachsmuth 2018). Weitere realpolitische Bezüge des Rechts auf Stadt bieten progressive Wahlbündnisse in spanischen Städten wie etwa in Barcelona oder Madrid (Janoschka/Mota 2021). Das Recht auf Stadt stellt damit nicht nur eine abstrakte Utopie kritischer Stadtforschung oder eine politische Maximalforderung außerparlamentarischer Bewegungen dar, sondern kann durchaus auch Eingang in die Realpolitik finden. Die

realpolitische Umsetzung des Rechts auf Stadt sieht sich jedoch mit der Kritik der Vereinnahmung konfrontiert und der Frage, ob dem Konzept durch die Verankerung in Regierungsprogrammen radikale Inhalte der Kritik bestehender Verhältnisse verloren gehen (Belda-Miquel/Blanes/Frediani 2016: 321).

Die konzeptionelle wie auch thematische Breite des Rechts auf Stadt stellt einerseits seine Stärke dar, um Bezüge zu weiteren Debatten herzustellen, verschiedene Fragen der Stadtentwicklung aufzugreifen und breite gesellschaftliche Bündnisse einzugehen. Andererseits setzt an dieser Breite auch die Kritik an, die sich gegen die Vagheit und Unbestimmtheit bis hin zur Offenheit für reaktionäre Ansätze richtet. So kritisiert Mark Purcell: „[T]he right to the city seems to be at the same time everything and nothing“ (2014: 141). Und zugespitzt fragt Thomas Bürk: „Gilt das Recht auf Stadt auch für Nazis?“ (2011: 35) Ebenso bleibt die Institutionalisierung des Rechts auf Stadt unklar, da es sich bei ihm nicht um ein Recht, sondern um eine Sammlung verschiedener Rechte handele (Attoh 2011: 675). Weitere Kritikpunkte beziehen sich auf die Vernachlässigung zahlreicher Aspekte wie Gender, Ethnizität und *race* in bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten zum Recht auf Stadt (de Souza 2010). So schlägt Anne Vogelpohl (2018) eine feministische Perspektive auf das Recht auf Stadt vor, die Geschlechterverhältnisse in städtischen Auseinandersetzungen und in der Entwicklung von Utopien mitdenkt.

Die intensiven Debatten um die konzeptionelle Bestimmung, praktische Umsetzung und Weiterentwicklung eines Rechts auf Stadt bilden wichtige Themen Kritischer Stadtgeographie. Die theoretische und empirische Komplexität sowie seine politische Kontroversität machen das Recht auf Stadt auch für bildungsbezogene, geographiedidaktische Überlegungen zu einem lohnenswerten Gegenstand. Mit der Debatte um das Recht auf Stadt sind Grundfragen eines geographiedidaktischen Selbstverständnisses angesprochen, das nach Möglichkeiten für die Entfaltung von Emanzipation und Handlungsfähigkeit sucht und dabei die eigene Bedeutung im Kontext gesellschaftlicher Transformationen reflektiert. Im folgenden Kapitel stellen wir deshalb grundlegende Überlegungen einer transformativen geographischen Bildung vor.

3. Konzeptionelle Überlegungen zu transformativem Lernen in geographischen Bildungskontexten

Ein kritisch-emanzipatorisches Verständnis von Bildung, wie es mit Blick auf die Kritische Theorie in den Erziehungswissenschaften schon

lange und durchaus kontrovers diskutiert wird (Rieger-Ladich 2014), geht davon aus, dass Bildung nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch Wege zum Handeln eröffnen soll, und dem kritischen Denken dabei eine grundlegende Bedeutung zukommt. Hier bestehen Bezüge zu Paulo Freires (1998 [1971]) *Pädagogik der Unterdrückten*, in der Freire die Notwendigkeit von Bildung darin sieht, sich der Unterdrückungsmechanismen bewusst zu werden und sich davon durch politische Arbeit zu distanzieren. Im Wechselspiel zwischen Reflexion und Aktion werden Lernende dazu befähigt, die Konstruktion von Machtverhältnissen zu erkennen und diese auch zu verändern (Getzin/Singer-Brodowski 2016). Für die englischsprachige Debatte stellt beispielsweise Rich Heyman (2001) im Anschluss an Freire dar, welches Potenzial für gesellschaftliche Veränderungen in einer kritischen geographischen Bildung liegt, wenn Praktiken aufgegeben werden, die Lernenden Verhaltensweisen oder Einstellungen vermitteln, welche mit aktuellen Hegemonien übereinstimmen. Stattdessen geht es Heyman um die Förderung einer kritischen Mündigkeit. Gerade in der Konfrontation mit multiplen Krisen, wie sie gegenwärtig gesellschaftliche Debatten prägen, wird postuliert, dass Bildung einen Beitrag zu deren Lösung liefern kann, aber gleichzeitig nicht funktionalistisch und kurzfristig auszulegen sei, sondern langfristig auf individueller und kollektiver sowie struktureller und politischer Ebene (Zeuner 2020). Sue Middleton weist darauf hin, dass auch Lefebvre zu Fragen von Bildung gearbeitet hat und seine Arbeiten eine Orientierung für kritische Bildungskonzepte einer Pädagogik der Aneignung (2017: 424) liefern, die sich neoliberalen und technokratischen Ansätzen widersetzen (ebd.: 412). Derek Ford (2013) führt mit Blick auf die Bildungsphilosophie nach Gert Biesta (2006) aus, dass Lernen mit Herausforderungen und Schwierigkeiten verbunden ist, die sich nicht technisch, zum Beispiel durch eine bestimmte Methodik des Lehrens, lösen lassen. Insofern richtet er sich gegen ein Verständnis von Lernen, das allein auf Kalkulierbarkeit und Quantifizierung des Lernerfolgs abzielt, und stellt dem ein Verständnis radikaler Offenheit gegenüber, die sich aus der Subjektivität der Lernenden ergibt. Lehrende sind keine Übermittler_innen von Informationen, sondern erschaffen Gelegenheiten für Lernende, in ein soziales Gefüge einzutreten (Ford 2013: 302). Dem liegt ein Verständnis von Bildung zugrunde, in dem pädagogischer Arbeit die Aufgabe zukommt, gesellschaftliche Verhältnisse nicht nur zu analysieren, sondern auch zu überwinden. Im Kern berühren damit zusammenhängende Fragen die Auseinandersetzung mit einer Erziehung zur Mündigkeit sowie ein Verständnis von Bildung als kritischer

und widerständiger Praxis. In bildungstheoretischen Vorschlägen zu transformatorischen Bildungsprozessen, etwa von Hans-Christoph Koller (2011), Rainer Kokemohr (2007) oder Winfried Marotzki (1990), wird Bildung als Prozess verstanden, der nicht nur das Denken verändert, sondern das gesamte Verhältnis des Subjekts zur Welt, zu anderen und zu sich selbst (von Rosenberg 2011). Es geht demnach nicht um Lernen als Erweiterung von Wissen oder Fähigkeiten, sondern um sich ändernde Verhältnisse. Auf einer individuellen Ebene der Lernenden schließt sich daran die Frage an, wie diese Veränderungen überhaupt initiiert werden, wie sie sich ereignen bzw. ermöglicht werden können. Damit steht auch zur Diskussion, wie Bildungsprozesse in gesellschaftliche Verhältnisse eingeschrieben sind und in welcher Beziehung diese zueinanderstehen. Es sind also sowohl Bildungsprozesse in ihrer habituellen Produktion, Reproduktion und Transformation in den Blick zu nehmen als auch die bildungstheoretische Perspektive der Fundierung derselben in gesellschaftliche Strukturen einzubeziehen (ebd.). Das Wechselverhältnis zwischen der Aktivierung und Partizipation einzelner Lernender und einer gesellschaftlichen Relevanz von Bildung für emanzipatorische Veränderungen markiert folglich eine zentrale Komponente für eine transformative Bildung.

Geographiedidaktisch sind diese Ansätze interessant, weil es darin um das Erlangen von Mündigkeit im Kontext gesellschaftlicher Transformation geht. Es lässt sich feststellen, dass in geographiedidaktischen Diskursen gegenwärtig eine Renaissance des Begriffs „Mündigkeit“ stattfindet (Dorsch/Kanwischer 2019). Eine so verstandene geographische Bildung ist darauf ausgerichtet, bestehende Machtverhältnisse in verschiedenen raumbezogenen Kontexten zu analysieren, individuelle und implizite Deutungsmuster wahrzunehmen, bewusst zu machen sowie diese auch zu hinterfragen. Das schließt ebenfalls die Bildungsprozesse und das Verständnis von Bildung selbst ein. Als Dimensionen der Mündigkeit gelten Sich-seiner-selbst-bewusst-Sein, Autonomie sowie Reflexion und Reflexivität (ebd.). Sie prägen das Grundverständnis einer emanzipatorischen Geographiedidaktik. Die mit der Begrifflichkeit „Sich-seiner-selbst-bewusst-Sein“ bezeichnete Selbstbestimmungsfähigkeit bezieht sich mit Wolfgang Klafki (2007) zum einen auf die Bestimmung eigener Lebensbeziehungen und zum anderen auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Für die Gestaltung von Lerngelegenheiten zum Recht auf Stadt bedeutet dies, dass Bildungsanlässe für jede_n zugänglich, gesellschaftliche Schlüsselprobleme aufgreifend, vielseitig angelegt und zukunftsorientiert ausgerichtet sein sollten.

Um das Verständnis von Lernen als Transformation gesellschaftlicher Rahmenbedingungen sowie individuelle Bildung als Transformation von Welt- und Selbstverhältnissen aufeinander beziehen zu können, sollte Bildungsarbeit stärker an konkreten gesellschaftlichen Kämpfen um Veränderungen angeknüpft (Pelzel 2020) und Lernen als Partizipation situiert werden. Ein solches situiertes Lernen ermöglicht eine frühzeitige Anbahnung gesellschaftlicher Transformationsprozesse in schulischer Bildungsarbeit. Die zu reflektierenden gesellschaftlichen Bezugsrahmen sind geprägt durch Hegemonie und Ideologie, sodass es insbesondere darum gehen muss, diese hegemonialen Vorstellungen infrage zu stellen, die aus der entsprechenden Perspektive problematisch sind (Lingenfelder 2020).

Transformative Bildung basiert auf konsequenter Offenheit für individuelle Lernprozesse sowie damit verbundenen Herausforderungen und Krisen. Gleichzeitig ist ein solches Lernen geprägt von vielfältigen raumbezogenen Erfahrungen und Begegnungen, die individuell wie auch gesellschaftlich bedeutsam sind. Als Gegenstand von Reflexion und Partizipation sind sowohl der Lerngegenstand als auch der Lernprozess selbst gleichermaßen zu berücksichtigen. Eine auf forschendes Lernen ausgerichtete Bildungspraxis kann einen lohnenden Zugang zu diesen Transformationsprozessen im Kontext des Rechts auf Stadt bieten.

Forschendes Lernen steht für eine selbstbestimmte Aneignungspraxis durch Lernende, die durch eigene Forschungsaktivitäten Gestalter_innen ihres Lernprozesses sind (für die Raumplanung siehe Huning/Schulz 2016). Selbstreflexion und Selbstorganisation stellen zentrale Leitlinien des Zugangs dar, in dem Lernen und Forschen integrativ ineinandergreifen. So legt forschendes Lernen einen Habitus Lernender zugrunde, der eigenen Fragestellungen in selbst gewählten methodischen Schritten nachgeht. Forschendes Lernen zeichnet sich dadurch aus, dass Lernende den Prozess eines gesellschaftlich relevanten Forschungsvorhabens inhaltlich und organisatorisch in seinen wesentlichen Phasen der Entwicklung von Fragen oder Hypothesen, der Wahl und Ausführung von Methoden, der Prüfung und Darstellung von Ergebnissen aktiv mitgestalten, erfahren und reflektieren (Huber 2009). Damit ermöglicht forschendes Lernen die Teilhabe an Wissenschaft als offenem Prozess, der sich im Zusammenwirken von Lehrenden und Lernenden vollzieht, sowie die Arbeit an Problemen oder Herausforderungen, die sowohl Lernende als auch Lehrende interessiert, emotional berührt und zum Engagement bewegt. Lernende verfügen also im Prozess des forschenden Lernens über ein größtmögliches Maß an Selbstständigkeit, eigener Aktivität und

Kooperationen. Das forschende Lernen besteht gerade nicht darin, einen Fundus überlieferten, (vermeintlich) gesicherten Wissens aufzubauen, sondern im kollaborativen und partizipativen Prozess des eigenen Suchens und Findens, Problematisierens und Einsehens, Staunens und Erfindens, Untersuchens und Mitteilens (ebd.). Mit Christian Decker und Anna Mucha (2018), die sich auf Gabi Reinmann (2015) beziehen, lassen sich drei Varianten unterscheiden, die eine Bandbreite forschenden Lernens repräsentieren:

- (1) Lernen *über* Forschung als forschungsbasiertes Lernen, bei dem Lernende mit Grundlagen des Forschens vertraut gemacht werden, um den Beitrag von Forschung zur Lösung offener Fragen erkennen zu können;
- (2) Lernen *für* Forschung als forschungsorientiertes Lernen, bei dem Lernende mit methodischen Kompetenzen ausgestattet werden;
- (3) Lernen *durch* Forschung als forschendes Lernen, bei dem Lernende erste eigene Forschungsaufträge bearbeiten, um sich fachliches Wissen zu erschließen und Kompetenzen zu internalisieren. Demnach gilt forschendes Lernen als explorative Lehr- und Lernform, deren Varianten sich zwischen den Polen von Rezeption und Produktion vollziehen.

Eine besondere Bedeutung kommt dabei der Fragestellung zu, da sie am Beginn eines Forschungszyklus steht. Didaktisch erscheint gerade dieser Beginn des Prozesses herausfordernd, weil es darum geht, eine Irritationserfahrung oder Krise im Denken auszulösen, die es erforderlich macht, den Forschungs- bzw. Lernprozess zu durchlaufen. So rückt die zur Frage führende Erfahrung in den Blick. Ein sinnkonstituierendes Lernen entfaltet sich erst, wenn der Lernprozess für die Lernenden eine Bedeutung hat. Die Ausgangssituation ist eine intellektuelle, praktische oder emotional herausfordernde Situation, die als irritierend wahrgenommen wird, da sie die Fähigkeit der Lernenden, eine Situation zu kontrollieren und mit ihrer Welt handlungspraktisch zurechtzukommen, infrage stellt, zu Verunsicherung führt und deshalb herausfordert (Ludwig 2014: 12). Das eingangs eingeführte Beispiel der Straßenbahn-Streichler könnte eine solche Irritation darstellen. Durch das Entwickeln einer individuell bedeutsamen Forschungsfrage, die Gestaltung des methodischen Designs, das Erheben und Auswerten von Daten ist forschendes Lernen ein handlungsorientiertes Lehr-Lern-Konzept. Die Selbstverantwortung kommt nach Ludwig Huber (2009) auch darin zum Ausdruck, dass für das forschende Lernen Situationen förderlich sind, in denen die eigene Wahl und Strukturierung den Lernenden nicht abgenommen wird, sondern

sie ihre Interessen artikulieren und verfolgen können sowie sich mit anderen verständigen müssen. Insofern ist forschendes Lernen immer auch soziales Lernen. Der Forschungsprozess mündet schließlich in einer praktischen Anwendung und geht in weitere Forschungsvorhaben über (Wildt 2011). In den offenen, explorativen Lernumgebungen des forschenden Lernens ist das Scheitern konstitutives Element, da ein Prozess des Forschens nicht geradlinig verläuft, sondern vielmehr durch Rückschläge oder Umwege gekennzeichnet ist (Reinmann 2016: 238).

Im Sinne einer kritischen Erziehungswissenschaft (Masschelein 2003) ist forschendes Lernen ein Prozess emanzipativer Selbstentfaltung, weil sich das lernende Individuum einerseits im Prozess des Lernens selbst kritisch reflektiert und andererseits durch die inhaltliche Auseinandersetzung mit einer relevanten Fragestellung kritisch zu gesellschaftlichen Imperativen verhält. Durch diese kritische Distanz zu kulturellen, politischen oder sozialen Verhältnissen wird überhaupt erst Emanzipation ermöglicht (Kergel/Hepp 2016). Damit bedingt forschendes Lernen sowohl eine verständnisintensive Auseinandersetzung mit einem Gegenstand wie auch die persönlichkeitsbildende Auseinandersetzung mit dem Selbst (Decker/Mucha 2018). Forschendes Lernen kann als transformatives Lernen verstanden werden, weil es problembasiert ist, konkrete Erfahrungsräume und Reflexionsmomente bietet und zur Handlungsfähigkeit von Lernenden beiträgt. Dies bedarf der Einbindung intensiver Reflexionsphasen, die dazu dienen, individuelle Sichtweisen und Lebensstile zu hinterfragen, diese in Beziehung zu gesellschaftlich hegemonialen Mustern zu setzen und dadurch Impulse zu Kapitalismus-, Entwicklungs- und Machtkritik zu entwickeln. Die Lehrpersonen treten in dialogische, reflexive Aushandlungen mit Lernenden, die sich auch auf das Verhältnis von Lehrenden und Lernenden selbst richten können (Getzin/Singer-Brodowski 2016). Das folgende Kapitel schlägt Möglichkeiten für die Gestaltung einer Lerngelegenheit vor, die forschendes Lernen zum Recht auf Stadt aufgreift und Möglichkeiten transformativen Lernens eröffnet.

4. Forschendes Lernen zum Recht auf Stadt am Beispiel der Schiefen Ecke

Sowohl in der deutschsprachigen Humangeographie – nicht zuletzt aufgrund der zunehmenden Orientierung an der angloamerikanischen Debatte mit einer ausgeprägten Tradition Kritischer Geographie (Belina/Best/Naumann 2009) – als auch in der Geographiedidaktik ist eine wachsende Bedeutung kritischer Ansätze festzustellen. Am Recht auf

Stadt lässt sich exemplarisch aufzeigen, wie einerseits die Kritische Stadtgeographie für geographische Bildungsprozesse konzeptionelle und unterrichtspraktische Anregungen liefern kann und wie andererseits pädagogisch-didaktische Überlegungen die Debatten um ein Recht auf Stadt bereichern können. Am Beispiel der Schiefen Ecke zeigen wir, wie das Recht auf Stadt als Anknüpfungspunkt für kritisch-reflexive Bildungsprozesse fungiert und dass eine so verstandene transformative geographische Bildung ebenso zur Debatte um ein Recht auf Stadt beitragen kann. Stellvertretend für weitere städtische Nutzungskonflikte entwickeln wir im Folgenden ein skizzenhaftes Lernkonzept für eine noch genauer zu bestimmende Zielgruppe geographischer Schulbildung.

Die Schiefe Ecke ist dafür aus mehreren Gründen ein geeignetes Beispiel. Die Auseinandersetzungen in der Dresdner Neustadt weisen Bezüge zu Debatten in der Kritischen Stadtgeographie um Gentrifizierung, Touristifizierung, die Kontrolle öffentlicher Räume oder auch den Erhalt städtischer Subkultur auf. Die Vielzahl an beteiligten Akteuren wie auch die Tatsache, dass bislang keine tragfähige Lösung für die Raumnutzungskonflikte gefunden wurde, bieten Ansatzpunkte für verschiedene Fragestellungen forschenden Lernens. Des Weiteren erlaubt die grundsätzliche Frage nach dem Recht auf Stadt sowie für wen und wann dieses gelten soll, über die Thematisierung von Raumnutzungskonflikten hinauszugehen. Das Recht auf Stadt bietet eine konzeptionelle Orientierung für städtische Utopien, die nicht nur die Schiefe Ecke, sondern

Abb. 1 Aneignung der Schiefen Ecke in Dresden durch Feiernde im Juli 2020 (Quelle: Launer 2020a)

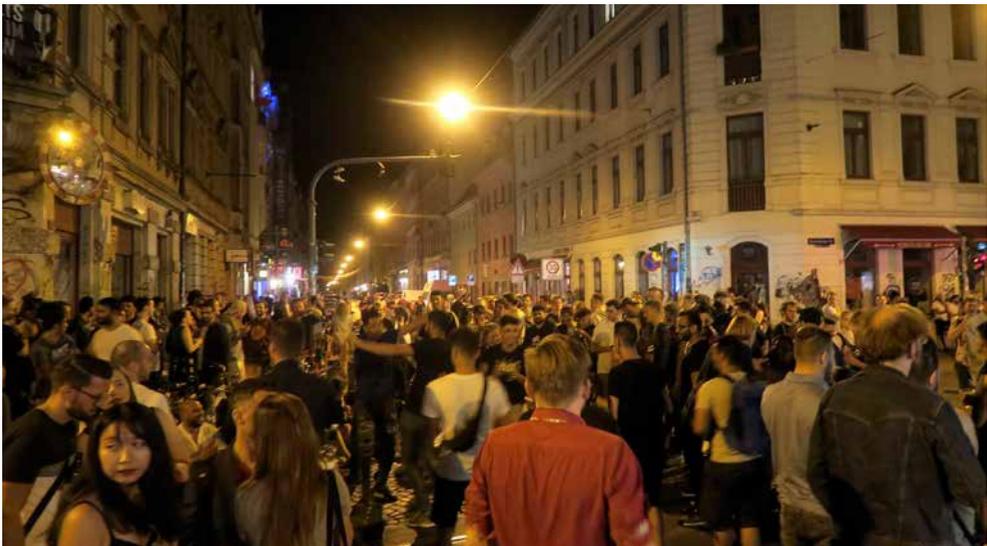




Abb. 2 Die Schiefe Ecke an einem Sonntagmorgen im August 2020 (Quelle: Launer 2020b)

Stadtentwicklung insgesamt betreffen. Schließlich sind Schüler_innen auch potenzielle Teilnehmer_innen des „Cornerns“ an der Schiefen Ecke und anderer Einrichtungen des Kultur- und Nachtlebens in der Neustadt. Am Phänomen der Schiefen Ecke verschneiden sich daher wie durch ein Brennglas bildungstheoretische, fachdidaktische und humangeographische Perspektiven.

Die Frage nach dem Umgang mit den Straßenbahn-Streichlern an der Schiefen Ecke ist Teil intensiver Debatten um die Nutzung öffentlicher Räume in der Dresdner Neustadt. Dabei stehen sich die Interessen von Feiernden, Tourist_innen, Anwohner_innen, Gewerbetreibenden, Ordnungsamt und Verkehrsbetrieben gegenüber. Wie Abbildungen 1 und 2 andeuten, geht es bei den Konflikten darum, wie mit dem ausgeprägten Nachtleben und dessen Nebenwirkungen, zum Beispiel der Belästigung durch Lärm und Müll, Behinderungen im ÖPNV et cetera, umgegangen werden kann. Hierfür werden verschiedene stadtpolitische Maßnahmen intensiv diskutiert. Diese Diskussion ist eng mit Fragen nach Mündigkeit und Partizipation verbunden, etwa wenn sich junge Erwachsene, die den Großteil der Feiernden an der Schiefen Ecke ausmachen, an der Gestaltung tragfähiger Lösungen beteiligen. Dabei stehen die Fragen im Raum, ob und wie sich aus einem Recht auf Stadt auf einer individuellen Ebene, das heißt das Recht auf Nutzung der Schiefen Ecke zu jeder Uhrzeit und an jedem Tag der Woche, gesellschaftliche Nutzungskonzepte ableiten lassen. Für ein Recht auf Partizipation ist zu fragen, welche Fähigkeiten und Strategien

benötigt werden, um Bürger_innen zur Partizipation an konstruktiven Lösungen zu befähigen. Und schließlich: Welche Bildungsmöglichkeiten und Bildungschancen sind mit dem Recht auf Stadt verbunden, etwa in Bezug auf verschiedene soziale Milieus? Eine pädagogisch-didaktische Durchdringung der Thematik ist auf allen Ebenen für das Recht auf Stadt relevant.

Die Diskussionen zur Schiefen Ecke als Anlass für transformative Bildung zum Recht auf Stadt zu verstehen, macht es notwendig, die Lernenden zunächst eigene (Irritations-)Erfahrungen sammeln zu lassen, zum Beispiel anhand der Konfrontation mit widersprüchlichen Darstellungen in (sozialen) Medien oder anhand eigener Wahrnehmungen in verschiedenen Rollen vor Ort. Schüler_innen könnten beispielsweise Erfahrungen als Nutzer_in des ÖPNV, als Anwohner_in oder als Besucher_in an der Schiefen Ecke sammeln und reflektieren. Diese Erfahrungen bilden Ausgangspunkte für die Formulierung erster Frage- oder Problemstellungen. Alle damit im Zusammenhang stehenden Erfahrungen sind in dieser Phase relevant. Es schließt sich eine Phase des Clusters und Ordners an, in der leitende Frage- oder Problemstellungen herauskristallisiert werden. Die Schüler_innen entwickeln ausgehend von den Fragestellungen ein Untersuchungsdesign, wählen geeignete methodische Zugänge und Erhebungsinstrumente. Dann gehen sie einer für sie relevanten Fragestellung selbstständig nach und werden in diesem Prozess durch Lehrende unterstützt. Im weiteren Verlauf können etwa verschiedene Perspektiven auf die Kontroversen zur Schiefen Ecke und die zur Lösung der Probleme diskutierten stadtpolitischen Maßnahmen betrachtet werden. Wenn die mit den Perspektiven verbundenen Wertorientierungen reflektiert werden, lassen sich konfligierende Interessen und Zielkonflikte herausarbeiten. Beispiele für Akteure, deren Perspektiven bei den Konflikten um die nächtliche Nutzung der Schiefen Ecke berücksichtigt und einander gegenübergestellt werden könnten, wären:

- Anwohner_innen mit je unterschiedlichen Sichtweisen (z. B. Nachtruhe, Sauberkeit und sichere Schulwege)
- Dresdner Verkehrsbetriebe und ihre Fahrgäste (z. B. Pünktlichkeit und Durchfahrtsmöglichkeit, Sicherheit)
- Taxifahrer_innen (z. B. Erwerbstätigkeit, Durchfahrtsmöglichkeit)
- Betreiber_innen von Spätshops (z. B. Erwerbstätigkeit)
- Tourist_innen (z. B. Erlebnis, Unterhaltung, Erholung)

Kritische Stadtgeographie und geographische Bildung

- Kneipenbesitzer_innen (z. B. Erwerbstätigkeit)
- Polizei/Ordnungsamt (z. B. Kriminalitätsreduktion und -prävention, Kostenreduktion für Straßenreinigung)
- Stadtmarketing der Stadt Dresden (z. B. Förderung von Tourismus und der Gastronomie)

Diese Rollenzuschreibungen sind in der Innen- und Außenperspektive der Akteure immer als in Veränderung zu verstehen. Darüber hinaus können aktuell diskutierte Maßnahmen der Stadt Dresden zum Umgang mit den Konflikten durch die Schüler_innen eingeordnet, kritisch reflektiert und abgewogen werden. Zu diesen Maßnahmen gehören:

- das Verbot des Verkaufs von Glasflaschen bzw. dessen zeitliche Begrenzung
- die Auflösung von größeren Zusammenkünften durch die Polizei
- nächtliche Umleitungen des ÖPNV
- die Aufstellung von öffentlichen Toiletten
- die Installation von Hinweisen für Feiernde
- die Installation von Schallschutzmaßnahmen für Anwohner_innen
- die Beschränkung des Zugangs durch Absperrungen oder polizeiliche Maßnahmen
- der Einsatz von sozialpädagogisch geschultem Personal zur Konfliktprävention (Landeshauptstadt Dresden 2021)

Aus den oben skizzierten Perspektiven der verschiedenen Akteure wird deutlich, dass nicht nur die Maßnahmen unterschiedlich bewertet werden. Auch die Vorstellungen, was mit einem Recht auf Stadt in den Abendstunden an der Schiefen Ecke konkret gemeint ist, wie sich Kompromisse zwischen verschiedenen Interessen aushandeln und umsetzen lassen oder wie Utopien von einer künftigen Schiefen Ecke aussehen, unterscheiden sich deutlich. Indem Schüler_innen den verschiedenen Perspektiven und kontroversen Lösungsvorschlägen forschend nachgehen, setzen sie sich einerseits mit konkreten Debatten zum Recht auf Stadt auseinander und reflektieren dabei im Sinne des forschenden Lernens auch den eigenen Untersuchungs- bzw. Lernprozess. Ihnen wird bewusst, welche Rolle sie selbst im stadtpolitischen Raum einnehmen (können). Institutionelle Grenzen zwischen Schule und Stadtteil verschwimmen, wenn Schüler_innen gesellschaftlich relevanten Fragestellungen nachgehen. Gerade die Widersprüchlichkeit eines Rechts auf Stadt

verdeutlicht Schüler_innen den immanent politischen Charakter von Stadtentwicklung und der Suche nach Lösungen für bestehende Konflikte. Darüber hinaus fordert die aktuelle Diskussion um die Schiefe Ecke auch eine eigene Positionierung ein. So können sich Projekte mit Schüler_innen auch in Aushandlungsprozesse im Stadtteil, zum Beispiel bei Einwohner_innenversammlungen (Landeshauptstadt Dresden 2020), einbringen.

Andererseits verweist das offene und dialogisch angelegte Konzept des forschenden Lernens auf Grenzen, die deutlich machen, dass transformative Bildungsansätze Sachzwänge von Bildungsinstitutionen (Brehm 2020) ebenso anerkennen müssen wie strukturelle, curriculare oder auch individuelle Grenzen. So geben empirische Studien zum forschenden Lernen Hinweise auf inhaltliche und persönliche Herausforderungen bei Lernenden, die im Zusammenhang mit Selbststeuerung, Zeitmanagement und damit verbundener Emotionsregulation stehen (Decker/Mucha 2018). Der Sprung von einer konsumierenden Lernhaltung zu einer aktiven Forschungstätigkeit kann als Schwierigkeit ausgemacht werden, insbesondere wenn entsprechende Lernerfahrungen fehlen. Auch die Auseinandersetzung mit persönlichen Erfahrungen und Grenzen, die im Untersuchungsprozess deutlich werden, stellt eine Herausforderung dar.

Die didaktische Auseinandersetzung mit dem Recht auf Stadt kann für die Kritische Stadtgeographie Anregungen liefern, die Gegenstand des abschließenden Kapitels sind.

5. Das Recht auf Stadt als Beitrag zur Verknüpfung Kritischer Stadtgeographie und transformativer geographischer Bildung

Ausgangspunkt dieses Beitrags war die Frage, wie Kritische Stadtgeographie und eine transformative geographische Bildung stärker miteinander verknüpft werden können. Anhand der Debatte um das Recht auf Stadt und des Beispiels der Straßenbahn-Streichler in der Dresdner Neustadt haben wir gezeigt, wie sich Ansätze der Kritischen Stadtgeographie und einer transformativen geographischen Bildung in einem konkreten Projektvorschlag für den Geographieunterricht aufgreifen lassen. Beide Zugänge können voneinander profitieren, was wir anhand der folgenden Punkte skizzieren möchten.

Am Beispiel der Straßenbahn-Streichler und der Konflikte um die Schiefe Ecke lassen sich aktuelle Veränderungen von Städten aufzeigen. So gilt die Äußere Neustadt bereits seit Längerem als ein prägnanter Fall von Gentrifizierung und damit verbundenen Verdrängungsprozessen (Glatter 2007). Die intensive touristische Nutzung des Stadtteils steht für

die Touristifizierung von innerstädtischen Quartieren, die auch in Städten wie Barcelona oder Berlin Gegenstand intensiver Auseinandersetzungen ist (Kritische Geographie Berlin 2014). Die Bemühungen, die Nutzung öffentlicher Räume – etwa durch ein mittlerweile wieder gekipptes Verbot des Alkoholverkaufs in Spätshops (Lohse 2016) – zu regulieren, stehen für politische Strategien der Kontrolle öffentlicher Räume durch polizeiliche Maßnahmen, die ebenfalls ein wichtiges Thema in der kritischen Stadtforschung darstellen. Die Konflikte um die Nutzung der Schiefen Ecke illustrieren dabei die Rolle verschiedener Akteure, deren durchaus heterogene Interessen und die damit verbundenen Positionalitäten. Das Beispiel des abendlichen bzw. auch nächtlichen „Cornerns“ kann etwa veranschaulichen, dass „die Anwohner_innen“ keine homogene Gruppe sind, sondern sich in Kurzzeitbewohner_innen, Familien, ältere Menschen et cetera ausdifferenzieren. Auch die Interessen der Gewerbetreibenden unterscheiden sich bei Gastronom_innen, Betreiber_innen von Spätverkaufs und Inhaber_innen von Geschäften jenseits touristischer Nutzungen. Weiterhin ist die Stadt Dresden einerseits zur Durchsetzung der Vorgaben des Ordnungsamtes verpflichtet, andererseits aber auch an einer touristischen Attraktivität des Stadtteils interessiert. Schließlich sind die Dresdner Verkehrsbetriebe und ihre Fahrgäste weitere Akteure mit dem Interesse, auch an warmen Sommerabenden die Kreuzung passieren zu können. Aus den verschiedenen Akteuren und ihren jeweiligen Interessen leiten sich Konflikte um die Nutzung und Gestaltung öffentlicher Räume ab, die ein weiterer wichtiger Gegenstand einer kritischen Stadtforschung sind. Es wäre zu prüfen, ob sich das Beispiel der Schiefen Ecke auch auf andere Nutzungskonflikte übertragen lässt.

Aus geographiedidaktischer Perspektive bietet die Kritische Stadtgeographie eine Auseinandersetzung mit Themen, die gesellschaftlich relevant und für Lernende unmittelbar erfahrbar sind. Der komplexe, offene und kontroverse Charakter des Fallbeispiels bietet die Möglichkeit zur Eröffnung von Lerngelegenheiten zur Aushandlung des Rechts auf Stadt. Insofern kann die Kritische Stadtgeographie einen Beitrag zu transformativer Bildung leisten, die sich kritisch mit machtvollen Strukturen und ihrer gesellschaftlichen Relevanz auseinandersetzt. Eine Beschäftigung mit dem Recht auf Stadt erfüllt die Ansprüche an eine emanzipatorische Geographiedidaktik auf verschiedenen Ebenen.

(1) Thematisch passt es, weil konkrete, lebensweltlich relevante und kontroverse Sichtweisen, die auch im Leben der Schüler_innen präsent und relevant sind, erfahr- und erforschbar gemacht werden.

Sowohl das Recht auf Stadt als auch emanzipatorische Bildung erheben, wie unser Beitrag zeigt, einen umfassenden partizipativen Anspruch. Die thematische Vielfalt des Rechts auf Stadt bietet für die Geographiedidaktik zahlreiche Möglichkeiten der Anwendung: im Bereich des außerschulischen Lernens, im Hinblick auf multiperspektivische Betrachtung von Raumnutzungskonflikten in städtischen Lebensräumen oder in Bezug auf das Hinterfragen gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

(2) Kritische Stadtgeographie und das Recht auf Stadt stellen – konsequent umgesetzt – nicht nur eine thematisch und konzeptionell vielfältige Ressource dar, sondern werfen auch verschiedene Fragen auf, deren Beantwortung Lehrende und Schüler_innen durchaus vor Herausforderungen stellt. Wie auch in der Stadtforschung und in stadtpolitischen Auseinandersetzungen ist das Recht auf Stadt kein feststehender Begriff oder als abgeschlossene Unterrichtseinheit denkbar, sondern es ist immer wieder neu zu bestimmen, was das Recht auf Stadt für welche Akteure konkret umfasst und wie es umgesetzt wird. Die Frage, ob es ein Recht auf Party, Nachtruhe oder Umsatz gibt, wird im Unterricht am Beispiel der Straßenbahn-Streichler nicht eindeutig, sondern immer nur aus unterschiedlichen Perspektiven beantwortet werden können. Auch die Institutionalisierung eines Rechts auf Stadt lässt sich nicht einfach bestimmen, und Schüler_innen werden hier ebenfalls keine abschließenden Antworten geben können.

(3) Es geht im Sinne des transformativen Lernens darum, die diskursive Offenheit zu verdeutlichen, Widersprüchlichkeiten zu tolerieren und diese kritisch zu reflektieren. In der Komplexität der theoretischen Grundlagen eines Rechts auf Stadt – etwa die soziale Produktion von Raum oder auch die Schaffung der urbanen Allmende –, aber auch beim methodischen Anspruch sowie in der Multiperspektivität widerstreitender Wertorientierungen verschränken sich die individuellen und gesellschaftlichen Potenziale transformativen Lernens. Trotz dieser Herausforderungen verspricht die Auseinandersetzung mit dem Recht auf Stadt für Fachwissenschaft und Fachdidaktik wertvolle Anregungen für den interdisziplinären Austausch.

Zunächst kann die unterrichtspraktische Bearbeitung des Rechts auf Stadt mit allen Gefahren der Vereinfachung und Verkürzung gerade durch die notwendige Konkretisierung für die fachwissenschaftliche Debatte wertvolle Impulse liefern. Die Fragen nach den praktischen Forderungen, deren Umsetzungen und Institutionalisierungen des Rechts auf Stadt stellen sich aus didaktischer Perspektive umso dringender. Hierauf Schüler_innen und Lehrenden Antworten zu geben, kann der kritischen

Stadtforschung einen Anreiz für weitere Debatten bieten, wie auch die schulische Auseinandersetzung Impulse für die weitere Diskussion dieser Fragen im wissenschaftlichen Kontext setzen kann.

Insgesamt eröffnet eine fachdidaktische Durchdringung der Kritischen Stadtgeographie eine Debatte um die Bedeutung von Lernprozessen für gesellschaftliche Veränderungen. Bildung als räumlichen Prozess und widerständige Praxis zu verstehen, verweist auch auf Zusammenhänge zwischen Schule und Stadtteil: Schulen prägen durch ihre Aktivitäten und Images den Stadtteil, aber auch städtische Prozesse wie etwa Gentrifizierung. Eine stärkere Berücksichtigung geographiedidaktischer Perspektiven in der Vermittlung des Rechts auf Stadt setzt die Auseinandersetzung mit Kindern, Jugendlichen und Lernenden, deren Wahrnehmungen sowie Partizipationsmöglichkeiten in Schul- und Quartiersentwicklung voraus (siehe für einen Überblick Redaktion sub|urban/Schreiber 2021). So gehört zum Recht auf Stadt unweigerlich auch ein „Recht auf geographische Bildung“. Die Verknüpfung beider Ansätze ermöglicht es, die Grenzen des akademischen Betriebs zu verlassen und Antworten auf drängende gesellschaftliche Probleme zu suchen (Domann/Liebscher 2020). Schließlich können auch soziale Bewegungen von einer didaktischen Auseinandersetzung mit dem Recht auf Stadt profitieren. Die Behandlung vom Recht auf Stadt im Unterricht ist damit verbunden, dass Positionen von stadtpolitischen Initiativen berücksichtigt werden. Städtische soziale Bewegungen können ihre Forderungen und Projekte damit einer breiteren Öffentlichkeit vorstellen. Städtisches Leben wird maßgeblich durch Bildung bestimmt, und transformative Bildung ist damit ein Schlüssel für gesellschaftliche Veränderungen. Zudem sind Lehrende, Schüler_innen und Akteure an außerschulischen Lernorten Multiplikator_innen für stadtgeographische Inhalte. Damit können Anknüpfungspunkte für Transformationsprojekte geschaffen werden. Deren Verlauf und Ergebnisse sind dabei grundsätzlich offen und Gegenstand intensiver Auseinandersetzungen.

Aus dem Dialog Kritischer Stadtgeographie und geographischer Bildung lassen sich folgende mögliche Themen für künftige gemeinsame Vorhaben ableiten. Erstens könnten, im Kontext „Globalen Lernens“, mit den verschiedenen Lesarten des Rechts auf Stadt auch die Bedingungen der Stadtentwicklung im Globalen Süden didaktisch berücksichtigt werden. Zweitens bieten sich Projekte zur Gestaltung von Bildungsmedien an, die ein Recht auf Stadt auf verschiedene Kontexte beziehen. So wie die Forderung nach einem Recht auf Stadt eine Orientierung für stadt-

politische Initiativen bietet, kann sie auch eine Klammer für Projekte emanzipatorischer Geographiedidaktik darstellen. Drittens könnten Bezüge zu einer Angewandten Kritischen Geographie (Kuge et al. 2020) gestärkt werden, indem die Verknüpfungen zwischen Stadtteil und Schule intensiviert werden. Schüler_innen werden mit Projekten des forschenden Lernens im Stadtteil aktiv und greifen in bestehende Debatten ein, indem sie beispielsweise Perspektiven von verschiedenen Akteuren im Konflikt um die Schiefe Ecke sichtbar machen. Sie werden befähigt, ihre eigenen Interessen im Stadtteil zu artikulieren. Darüber hinaus können mit dem Recht auf Stadt auch Schulen selbst als Arena und Faktor sozialer Ungleichheiten (Lipman 2011) wie auch grundlegend die Produktion von Raum durch kritische Bildung (Ford 2016) thematisiert werden.

Vogelpohl sieht als zentrale Forderung in Lefebvres Vorstellung vom Recht auf Stadt „ein Recht auf eine Gesellschaft, in der Unterschiedlichkeit und Teilhabe ermöglicht und gelebt werden“ (2018: 151 f.). Wie das Dresdner Beispiel der Straßenbahn-Streichler zeigt, lässt sich diese Forderung, ihre Widersprüchlichkeit, Konflikte und Umsetzung, mit vielfältigen Fragen der Didaktik verbinden. Die Nutzung der Schiefen Ecke wird ebenso wie das Recht auf Stadt und dessen didaktische Umsetzung immer wieder neu ausgehandelt werden. Wie das Recht auf Stadt den Beginn, nicht das Ende emanzipatorischer Politik darstellt (Purcell/Tyman 2015: 1133), so bietet es auch einen Ansatzpunkt für eine emanzipatorische Geographiedidaktik.

Die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Endnoten

- [1] Der Begriff „Schiefe Ecke“ bezieht sich auf den versetzten Kreuzungsverlauf und die dadurch entstehende markante Eckhaussituation. Die Louisestraße knickt an der Kreuzung ab, sodass eine schiefe Kreuzungssituation an der Görlitzer Straße entsteht. Andere umgangssprachliche Bezeichnungen lauten „Meinel-Eck“, da sich an der Ecke das stadtbekannteste Musikgeschäft Meinel befand. Auch der durchaus problematische Begriff „Assi-Eck“ ist mittlerweile weit verbreitet.

Autor_innen

Matthias Naumann forscht als Humangeograph zu den Geographien der Stadt und ländlicher Räume und beschäftigt sich mit Infrastruktur.
matthias.naumann@aau.at

Nicole Raschke ist Geographiedidaktikerin und forscht zu Bildung für nachhaltige Entwicklung, Digitalisierung in geographischen Bildungskontexten und außerschulischem Lernen.
nicole.raschke@tu-dresden.de

Literatur

- Assi-Eck (2021): Profil von Assi-Eck auf Facebook. @neustadtassieck, Öffentlicher Platz. <https://www.facebook.com/neustadt.assieck/> (letzter Zugriff am 7.5.2021).
- Attoh, Kafui A. (2011): What kind of right is the right to the city? In: *Progress in Human Geography* 35/5, 669-685.
- Barracough, Laura (2013): Is there also a right to the countryside? In: *Antipode* 45/5, 1047-1049.
- Belda-Miquel, Sergio / Blanes, Jordi / Frediani, Alexandre (2016): Institutionalization and depoliticization of the right to the city: Changing scenarios for radical social movements. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 40/2, 321-339.
- Belina, Bernd / Best, Ulrich / Naumann, Matthias (2009): Critical geography in Germany: From exclusion to inclusion via internationalisation. In: *Social Geography* 4/1, 47-58.
- Beveridge, Ross / Naumann, Matthias (2016): Another urban infrastructure is possible: Contesting energy and water networks in Berlin. In: Olivier Coutard / Jonathan Rutherford (Hg.), *Beyond the networked city. Infrastructure reconfigurations and urban change in the North and South*. London/New York: Routledge, 138-158.
- Biesta, Gert J.J. (2006): *Beyond learning: Democratic education for a human future*. Boulder: Paradigm Publishers.
- Brehm, Patrick (2020): Transformation durch Kopiervorlage!? Anmerkungen zur Transformationsdebatte aus Sicht schulischer Bildungspraxis. In: Jannis Eicker / Andreas Eis / Anne-Katrin Hofelder / Sebastian Jacobs / Sophie Yume / Konzeptwerk Neue Ökonomie (Hg.), *Bildung Macht Zukunft. Lernen für die sozial-ökologische Transformation?* Frankfurt am Main: Wochenschau, 84-91.
- Bürk, Thomas (2011): Geographie der Angst. In: Christoph Schulze / Ella Weber (Hg.), *Kämpfe um Raumhoheit. Rechte Gewalt, „No Go Areas“ und „National befreite Zonen“*. Münster: Unrast, 21-36.
- Bürk, Thomas (2016): „Es kann nicht nur darum gehen, dass wir David Harvey unterrichten“. Interview mit Thomas Bürk zu Arbeitsbedingungen und Möglichkeiten kritischer Lehre an der neoliberalen Universität. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 4/2-3, 233-240.
- Carpio, Genevieve / Irazábal, Clara / Pulido, Laura (2011): Right to the suburb? Rethinking Lefebvre and immigrant activism. In: *Journal of Urban Affairs* 33/2, 185-208.
- Decker, Christian / Mucha, Anna (2018): Forschendes Lernen lernen. Zu den didaktischen und emotionalen Herausforderungen der Integration von Lernen über, für und durch Forschung. In: *die hochschullehre. Interdisziplinäre Zeitschrift für Studium und Lehre* 4, 143-160.
- Dewey, John (2002 [1937]): *Logik. Die Theorie der Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- DGfG – Deutsche Gesellschaft für Geographie e. V. (Hg.) (2020): *Bildungsstandards im Fach Geographie für den Mittleren Schulabschluss mit Aufgabenbeispielen*. https://geographie.de/wp-content/uploads/2020/09/Bildungsstandards_Geographie_2020_Web.pdf (letzter Zugriff am 29.11.2021).
- Domann, Valentin / Liebscher, Stephan (2020): Forschende Lehre in einer polarisierten Gesellschaft – Perspektiven aus einer angewandten kritischen Geographie. In: *GW-Unterricht* 157/1, 56-64.
- Dorsch, Christian / Kanwischer, Detlef (2019): Mündigkeitsorientierte Bildung in der geographischen Lehrkräftebildung – Zum Potential von E-Portfolios. In: *Zeitschrift für Geographiedidaktik* 47/3, 98-116.
- Ford, Derek R. (2013): Toward a theory of the educational encounter: Gert Biesta's educational theory and the right to the city. In: *Critical Studies in Education* 54/3, 299-310.
- Ford, Derek R. (2016): *Education and the production of space. Political pedagogy, geography, and urban revolution*. New York/London: Routledge.
- Freire, Paulo (1998 [1971]): *Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Gebhardt, Dirk / Holm, Andrej (2011): Initiativen für ein Recht auf Stadt. In: Andrej Holm / Dirk Gebhardt (Hg.), *Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignung*. Hamburg: VSA, 7-23.
- Getzin, Sofia / Singer-Brodowski, Mandy (2016): Transformatives Lernen in einer Degrowth-Gesellschaft. In: *SOCIENCE – Journal of Science-Society Interfaces* 1/1, 33-46.
- Glatter, Jan (2007): *Gentrification in Ostdeutschland – untersucht am Beispiel der Dresdner Äußeren Neustadt*. Dresden: Technische Universität Dresden.
- Grant, Carl A. / Arcello, Anna Floch / Konrad, Annika M. / Swenson, Mary C. (2014): Fighting for the „right to the city“: Examining spatial injustice in Chicago public school closings. In: *British Journal of Sociology of Education* 35/5, 670-687.
- Grell, Britta (2018): Recht auf Stadt. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), *Handbuch Kritische Stadtgeographie*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 366-371.
- Harvey, David (2013): *Rebellische Städte. Vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution*. Berlin: Suhrkamp.
- Haufe, Kay (2017): Gefährliche Straßenbahn-Streichler. In: *Sächsische Zeitung* vom 9.8.2017. <https://www.saechsische.de/gefaehrliche-strassenbahn-streichler-3745722.html> (letzter Zugriff am 7.5.2021).
- Heilgemeir, Anna / Varol, Asli / Termeer, Beatrice / Schönberg, Enrico / Pelger, Dagmar / Welch Guerra, Paul (2016): „Haltung provozieren“. Ein Gespräch über Möglichkeiten der Kooperation zwischen universitären Lehrveranstaltungen und stadtpolitischen Initiativen. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 4/2-3, 241-248.
- Heyman, Rich (2001): Why advocacy isn't enough: Realising the radical possibilities of the classroom. In: *International Research in Geographical and Environmental Education* 10/2, 174-178.
- Holm, Andrej / Gebhardt, Dirk (Hg.) (2011): *Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignung*. Hamburg: VSA.
- Huber, Ludwig (2009): Warum Forschendes Lernen nötig und möglich ist. In: Ludwig Huber / Julia Hellmer / Friederike Schneider (Hg.), *Forschendes Lernen im Studium. Aktuelle Konzepte und Erfahrungen*. Bielefeld: Universitätsverlag Weblar, 9-35.
- Huning, Sandra / Schulz, Frank (2016): Das Projektstudium: Eine „weltfremde“ Utopie? Zwischen gesellschaftskritischem Reformanspruch und wissenschaftsbasierter Berufsvorbereitung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 4/2-3, 265-274.
- Janoschka, Michael / Mota, Fabiola (2021): *New municipalism in action or urban neoliberalisation reloaded? An analysis of governance change, stability and path dependence in Madrid (2015-2019)*. In: *Urban Studies* 58/13, 2814-2830.
- Kergel, David / Hepp, Rolf Dieter (2016): Forschendes Lernen zwischen Postmoderne und Globalisierung. In: David Kergel / Birte Heidkamp (Hg.), *Forschendes Lernen 2.0. Partizipatives Lernen zwischen Globalisierung und medialem Wandel*. Wiesbaden: Springer VS, 19-44.
- Klafki, Wolfgang (2007): *Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemäße Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik*. Weinheim: Beltz.
- Kokemohr, Rainer (2007): Bildung als Welt- und Selbstentwurf im Anspruch des Fremden. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Bildungsprozessstheorie. In: Hans-Christoph Koller / Winfried Marotzki / Olaf Sanders (Hg.), *Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse*. Bielefeld: transcript, 13-68.
- Koller, Hans-Christoph (2011): *Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kotti & Co (2014): *Kotti & Co und das Recht auf Stadt*. In: Andrej Holm (Hg.), *Reclaim Berlin. Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, 343-354.
- Kritische Geographie Berlin (2014): *Touristification in Berlin. Ein Bericht zur Workshop-Reihe des Vereins Kritische Geographie Berlin*. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 2/1, 167-180.

Kritische Stadtgeographie und geographische Bildung

- Kuge, Janika / Naumann, Matthias / Nuissl, Henning / Schipper, Sebastian (2020): Angewandte und Kritische Geographie. Gemeinsame Herausforderungen, gemeinsame Perspektiven? In: Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie 44/4, 219-225.
- Landeshauptstadt Dresden (2020): Wie geht's weiter an der „schiefen Ecke“? Einwohnerversammlung zum weiteren Vorgehen an der Kreuzung Rothenburger / Görlitzer und Louisenstraße. https://www.dresden.de/de/rathaus/aktuelles/pressemitteilungen/archiv/2020/10/pm_068.php (letzter Zugriff am 26.7.2021).
- Landeshauptstadt Dresden (2021): Bericht zu den Maßnahmen an der Schiefen Ecke 2020/2021. https://www.dresden.de/media/pdf/altstadt-neustadt/PowerpointSchiefe_Ecke_Stand_15-03-21.pdf (letzter Zugriff am 26.7.2021).
- Launer, Anton (2020a): Mit dem Revierleiter an der Ecke. <https://www.neustadt-ticker.de/153222/aktuell/schiefe-ecke-mit-dem-revierleiter-vor-ort> (letzter Zugriff am 3.3.2022).
- Launer, Anton (2020b): Von denen, die die Ecke putzen. <https://www.neustadt-ticker.de/154677/aktuell/von-denen-die-die-ecke-putzen> (letzter Zugriff am 3.3.2022).
- Lefebvre, Henri (2016): Das Recht auf Stadt. Hamburg: Edition Nautilus.
- Leivas, Monique (2019): From the body to the city: Participatory action research with social cartography for transformative education and global citizenship. In: Educational Action Research 27/1, 40-56.
- Lingenfelder, Julia (2020): Transformatives Lernen: Buzzword oder theoretisches Konzept? In: Jannis Eicker / Andreas Eis / Anne-Katrin Holfelder / Sebastian Jacobs / Sophie Yume / Konzeptwerk Neue Ökonomie (Hg.), Bildung Macht Zukunft. Lernen für die sozial-ökologische Transformation? Frankfurt am Main: Wochenschau, 25-36.
- Lipman, Pauline (2011): The new political economy of urban education. Neoliberalism, race, and the right to the city. New York: Routledge.
- Lohse, Stephan (2016): Kaum Einigkeit über Ausschank-Verbot in der Dresdner Neustadt. In: Dresdner Neueste Nachrichten vom 25.5.2016. <https://www.dnn.de/Dresden/Lokales/Kaum-Einigkei-ueber-Ausschank-Verbot-in-der-Dresdner-Neustadt> (letzter Zugriff am 27.5.2021).
- Ludwig, Joachim (2014): Lehre im Format der Forschung. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam.
- Marotzki, Winfried (1990): Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Masschelein, Jan (2003): Trivialisierung von Kritik. Kritische Erziehungswissenschaft weiterdenken. In: Dietrich Benner / Michele Borrelli / Frieda Heyting / Christopher Winch (Hg.), Kritik in der Pädagogik. Versuche über das Kritische in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz, 124-141.
- Metzger, Joscha (2014): Der Weg ist das Ziel. Zum „Recht auf Stadt“ durch Selbstverwaltung und radikale Demokratie. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/2, 155-159.
- Middleton, Sue (2017): Henri Lefebvre on education: Critique and pedagogy. In: Policy Futures in Education 15/4, 410-426.
- Mitchell, Don (2003): The right to the city. Social justice and the fight for public space. New York/London: Guilford Press.
- Mullis, Daniel (2014): Recht auf die Stadt. Von Selbstverwaltung und radikaler Demokratie. Münster: Unrast.
- Mullis, Daniel (2016): Henri Lefebvre: Das Recht auf Stadt. In: Frank Eckardt (Hg.), Schlüsselwerke der Stadtforschung. Wiesbaden: Springer VS, 351-366.
- Nicolaus, Noel David (2014): Zwischen citizenship und commoning. Recht auf Stadt in Zeiten der Eurokrise. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/3, 113-125.
- Pelzel, Steffen (2020): Bildungstheorie als Schlüssel der Kritik. Mit Heydorn sozial-ökologische Anliegen durchsetzen? In: Jannis Eicker / Andreas Eis / Anne-Katrin Holfelder / Sebastian Jacobs / Sophie Yume / Konzeptwerk Neue Ökonomie (Hg.), Bildung Macht Zukunft. Lernen für die sozial-ökologische Transformation? Frankfurt am Main: Wochenschau, 103-109.

- Purcell, Marc (2014): Possible worlds: Henri Lefebvre and the right to the city. In: *Journal of Urban Affairs* 36/1, 141-154.
- Purcell, Marc / Tyman, Shannon K. (2015): Cultivating food as a right to the city. In: *Local Environment. The International Journal of Justice and Sustainability* 20/10, 1132-1147.
- Redaktion sub\urban / Schreiber, Verena (2021): Editorial. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/3-4, 7-12.
- Reinmann, Gabi (2015): Heterogenität und forschendes Lernen: Hochschuldidaktische Möglichkeiten und Grenzen. In: Benjamin Klages / Marion Bonillo / Stefan Reinders / Axel Bohmeyer (Hg.), *Gestaltungsraum Hochschullehre. Potenziale nicht-traditionell Studierender nutzen*. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 121-137.
- Reinmann, Gabi (2016): Gestaltung akademischer Lehre: Semantische Klärungen und theoretische Impulse zwischen Problem- und Forschungsorientierung. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung* 11/5, 225-244.
- Rieger-Ladich, Markus (2014): Pädagogik als kritische Theorie? Intellektuelle Stellungskämpfe nach 1945. In: Reinhard Fatke / Jürgen Oelkers (Hg.), *Das Selbstverständnis der Erziehungswissenschaft: Geschichte und Gegenwart*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 66-84.
- Rosenberg, Florian von (2011): *Bildung und Habitustransformation. Empirische Rekonstruktionen und bildungstheoretische Reflexionen*. Bielefeld: transcript.
- Souza, Marcelo Lopes de (2010): Which right to which city? In defence of political-strategic clarity. In: *Interface: a journal for and about social movements* 2/1, 315-333.
- Vogelpohl, Anne (2018): Henri Lefebvres „Recht auf Stadt“ feministisch denken: Eine stadttheoretische Querverbindung von 1968 bis heute. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 6/2-3, 149-158.
- Wachsmuth, David (2018): Researching the global right to the city. In: John Harrison / Michael Hoyler (Hg.), *Doing global urban research*. Los Angeles u. a.: SAGE, 153-168.
- Wildt, Johannes (2011): „Forschendes Lernen“ als Hochform aktiven und kooperativen Lernens. In: Ralf Diedrich / Ullrich Heilemann (Hg.), *Ökonomisierung der Wissensgesellschaft. Wie viel Ökonomie braucht und wie viel Ökonomie verträgt die Wissensgesellschaft?* Berlin: Duncker & Humblot, 93-108.
- Zeuner, Christine (2020): Krisen? – Nachdenken über Bildung als Gegenbewegung. In: *Magazin erwachsenenbildung.at* 39, 2-12.

Critical Urban Geography and Geography Education. Research-based Learning on the „Right to the City“: The Example of the “Tram-Cuddler” in Dresden

This paper combines approaches of critical urban theory with geography education. It uses the debate on the “Right to the City” within critical urban geography, theoretical considerations on transformative and research-based learning in geography education and the example of the “Schiefe Ecke” in the Dresden neighbourhood “Äußere Neustadt”. “Schiefe Ecke” is a public space which is widely used by young people in the evening and night hours, meeting and drinking there and sometimes even “cuddling” the by-passing tram. This use of public spaces leads to various conflicts. We propose that the “Right to the City” allows not only an analysis of these conflicts but also a connection between concepts of critical urban geography and the practise of geography education in schools. Therefore, we present a draft for a teaching unit on the “Right to the City” at the “Schiefe Ecke”.

Renderings

Bildwelten zur Legitimation von spekulativen Stadtentwicklungsprojekten in Lagos und New York

Sophie Mélix

Renderings tragen im Kontext des spekulativen Urbanismus wesentlich zur Legitimation von Stadtentwicklungsprojekten bei. Der Beitrag erläutert, wie mithilfe dieser Form der digitalen Architekturvisualisierung umfassende Bildwelten innerhalb der jeweiligen Planungsprozesse entstehen und wie sie wirkmächtig werden. Am Beispiel der beiden großmaßstäblichen Stadtentwicklungsprojekte Eko Atlantic in Lagos (Nigeria) und Hudson Yards in New York (USA) zeigt sich, wie durch den Einsatz von Renderings imaginäre Räume entstehen, die symbolischen Mehrwert für die geplanten Projekte schaffen: durch fotorealistische, aus digitalen Bildelementen zusammengestellte Renderings sowie eine stark homogenisierte Bildproduktion mit lokalen Anpassungen, die innerhalb der Planungsprozesse eine hohe Eigendynamik entwickelt. So wird die Vision einer bruchlosen und vorhersehbaren Zukunft erzeugt und potenzielle Konflikte werden visuell eingeebnet. Dies verdeckt den imaginären Charakter der Bildwelten – und damit auch ihre spekulative Funktion im Planungsprozess. Es wird diskutiert, wie diese Ambivalenz produktiv gemacht werden kann, um eine größere Vielfalt von Zukunftsvisionen in Planungsprozessen abzubilden.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

An kaum einem Bauzaun fehlen sie, kaum ein Bauschild kommt mehr ohne sie aus, und im Internet illustrieren sie fast alle Artikel, Werbeseiten oder Forendiskussionen zu Neubauprojekten; fotorealistische Renderings begegnen uns im virtuellen und urbanen Raum fast täglich. Sie sind zu einer der prominentesten Arten der Visualisierung von Zukunftsvisionen geworden (Abb. 1; Rose/Degen/Melhuish 2014: 386).

Renderings werden in immer größerer Zahl und zu immer früheren Zeitpunkten im Planungsprozess erstellt. Sie dienen verschiedenen Zwecken wie der Darstellung von Bauvorhaben gegenüber der Öffentlichkeit sowie dem Verkauf und der Vermietung von Wohnungen und Büroflächen. Durch die zahlreiche Veröffentlichung soll frühzeitig das Bild von Gebäuden oder Quartieren geprägt werden, sich vielleicht sogar



Abb. 1 Bauzaun am Stadtentwicklungsprojekt Hudson Yards in New York
(Quelle: Tdorante10, wiki-media commons, CC BY 4.0, 16.9.2017)

ein „key visual im öffentlichen Bewusstsein festsetzen“ (Lordick 2012: 80). Gleichzeitig befinden sich die Bilder im Laufe von Planungsprozessen in stetiger Anpassung und Veränderung.

Grundsätzlich sind Renderings digitale Bilder, die geplante architektonische und städtebauliche Räume visualisieren. Allerdings handelt es sich nicht vorrangig um die Vermittlung von architektonischen Ideen oder bautechnischen Zusammenhängen wie klassischerweise in der Architekturdarstellung mittels Plänen, Schnitten oder Ansichten. Vielmehr liegt der Fokus auf der Vermittlung von Erzählungen über die geplanten Projekte. So preisen Visualisierungsbüros ihre Bilder selbst gerne als *stories* an und sprechen in Interviews davon, dass sie mit den Renderings eine Übersetzungsleistung vollbringen, um die Kommunikation zwischen Architekturbüros, Immobilienentwicklungsfirmen, staatlichen Stellen und der Öffentlichkeit zu ermöglichen. Die Renderings selber stellen also eine kommunikative Schnittstelle zwischen verschiedenen Akteur*innen in Planungsprozessen dar (s. bspw. Christmann et al. 2020). In der Praxis werden Renderings in Bezug auf ihren Realismus kritisch diskutiert und sind teilweise umstritten. Beispielhaft kann hier die Diskussion um ein vom Architekturbüro MVRDV veröffentlichtes Rendering genannt werden, bei dem die Realisierbarkeit von auf einem Hochhaus wachsenden Bäumen infrage gestellt wurden (Knikker/Davidson 2016; Minkjan 2016).

Renderings bauen auf einer Art der Visualisierung auf, die sich aus perspektivischen Architekturdarstellungen sowie der Technik der Fotomontage entwickelt hat und sich auf etablierte Sehgewohnheiten aus der Malerei und Fotografie bezieht (Hoelzl/Marie 2015). Gleichzeitig sind

Renderings

Renderings digitale Bilder, die meist auf Grundlage eines vektorbasierten 3-D-Modells entstehen und als pixelbasiertes Bild weiter bearbeitet werden. Die Erstellung einer solchen Architekturvisualisierung erfordert also umfassende Kenntnisse der 3-D-Modellierung von Gebäuden, des eigentlichen Renderns des Modells (je nach eingesetzter Software werden beispielsweise Oberflächen, Beleuchtung und Schatten berechnet) sowie der digitalen Bildbearbeitung als einer Art Postproduktion. Architektonische Renderings folgen dabei den technischen und ästhetischen Trends sowie den Softwareentwicklungen aus der Filmbranche.

Die Erarbeitung von Renderings erfordert zudem ein grundlegendes Verständnis von den städtebaulichen, architektonischen und (stadt-)politischen Bedingungen der dargestellten Bauprojekte. In den letzten 10-20 Jahren ist im Bereich der Architekturvisualisierung weltweit ein entsprechender Berufszweig entstanden. Spezialisierte *visual artists* werden von Entwicklungsfirmen oder Architekturbüros beauftragt und übersetzen deren Projekte und Entwürfe in Renderings. Andere Formen der Architekturvisualisierung spielen insbesondere bei großmaßstäblichen Projekten und finanzstarken Entwicklungsfirmen im Vergleich nur noch eine untergeordnete Rolle, zumindest was die Anzahl der veröffentlichten Darstellungen angeht.

In dem vorliegenden Artikel wird der Frage nachgegangen, welche Rolle Renderings über ihre Funktion als Architekturdarstellung hinaus in zwei beispielhaften Planungsprozessen spielen. Es wird die These verfolgt, dass die Bilder symbolischen Wert generieren sollen, um ein möglichst großes Zielpublikum von Investor*innen, Käufer*innen und gegebenenfalls Mieter*innen anzusprechen, die Projekte öffentlich zu kommunizieren und zu legitimieren. Grundlage ist eine qualitativ-städtebauliche Analyse von 687 Renderings aus zwei Planungsprozessen: Hudson Yards in New York (USA) und Eko Atlantic in Lagos (Nigeria).

In Kapitel 2 wird zunächst die „politische Ökonomie“ von digitalen Bildern wie Renderings erläutert; also der Kontext des spekulativen Urbanismus, bei dem Legitimationsstrategien eine zentrale Rolle zur Implementierung von Stadtentwicklungsprojekten spielen.

Anschließend wird in Kapitel 3 die digitale Produktion und Veröffentlichung von Renderings, also deren „digitale Ökonomie“, in den Blick genommen und der methodische Zugang zu den zahlreichen Renderings von Eko Atlantic und Hudson Yards erläutert. Darauf aufbauend wird in Kapitel 4 empirisch aufgeschlüsselt, wie mithilfe einer umfangreichen Bildproduktion im Projektverlauf Bildwelten erschaffen werden, die die

Vision einer einheitlichen und vorhersehbaren, scheinbar bruchlosen Zukunft vermitteln, um die untersuchten Stadtentwicklungsprojekte zu legitimieren.

2. Renderings und spekulative Projekte: die politische Ökonomie der Bilder

Seit der Finanzkrise 2008 lässt sich weltweit eine verstärkte Fokussierung von Kapital auf Investitionen im Immobilienbereich beobachten und damit ein verstärkter Einfluss von finanzieller Spekulation auf Stadtentwicklungsprozesse (Sood 2019). Dies befördert die Entstehung von Plänen für neue Viertel oder ganze Städte, deren Entwicklungs- und Implementierungsdynamiken in der Stadtforschung aktuell diskutiert werden, insbesondere mit Blick auf den Globalen Süden und afrikanische Länder südlich der Sahara (Côté-Roy/Moser 2018; van Noorloos/Kloosterboer 2018; Watson 2014). Die entstehenden Projekte scheinen postkoloniale Varianten modernistischer Masterpläne zu sein oder kapitalgetriebene, unmaßstäblich erscheinende Projekte einer absoluten Globalisierung. Bei diesen Investitionen werden der Logik des *spatial fix* zufolge „neue“ geographische Orte bevorzugt (Harvey 2001; Goodfellow 2017), was auch im Globalen Norden zur Suche nach solchen Orten führt. In den untersuchten Fällen entstehen diese durch Landgewinnung vor der Küste von Lagos (Eko Atlantik) beziehungsweise durch die Überbauung von bisher oberirdischen Gleisanlagen in New York (Hudson Yards). Die beschriebenen Investitionen im Rahmen von Stadtentwicklungsprojekten werden teilweise von schwachen staatlichen und regulatorischen Strukturen befördert (s. ebd.) und meist von Modernisierungsversprechen begleitet. Sie sind im Grunde Spekulationen auf Wertsteigerung durch die Transformation oder Herstellung von gebauter Umwelt und ziehen Veränderungen nach sich, die Städte und Regionen langfristig prägen werden.

Entscheidungen über finanzielle Spekulationen hängen zu einem wesentlichen Teil davon ab, dass beteiligte Akteur*innen von einer bestimmten Imagination der Zukunft motiviert werden (Beckert 2011; Humphrey 2020). Daher wird die Entwicklung städtebaulicher Projekte stets von Kommunikation begleitet, die deren Notwendigkeit unterstreichen soll. Private und staatliche Akteur*innen der Stadtentwicklung haben grundsätzlich ein Interesse daran, eine positive Wahrnehmung zu schaffen und ihre Projekte gegebenenfalls gegen Kritik zu verteidigen oder diese schon vorweg zu nehmen (s. bspw. Côté-Roy/Moser 2018; Ferrando 2018). Hierzu wird auf ein möglichst widerspruchsfreies Bild der geplanten

Räume gesetzt, wie sich im Folgenden zeigen wird. Insbesondere bei großmaßstäblichen Projekten adressieren die beteiligten Akteur*innen alle Maßstäbe und betonen tendenziell die globale und (stadt-)wirtschaftliche Bedeutung (Delphine/Witte/Spit 2019). Die Entwickler*innen von Megaprojekten wissen aktuelle Debatten rund um die Projektentwicklung gezielt zu nutzen, um Planungen zu legitimieren; sowohl gegenüber der Öffentlichkeit als auch mit Blick auf potenzielle Investor*innen.

Eine Erläuterung solcher Legitimationsrhetorik liefert die Perspektive des *fast urbanism* (Datta 2017). *Fast cities* sind nach Ayona Datta Teil des weltweiten Phänomens von spekulativem Urbanismus (Sood 2019). Sie beschreibt die zur Legitimation von Masterplänen eingesetzte Rhetorik als Versprechen einer schnellen und sprunghaften wirtschaftlichen Entwicklung, ausgelöst durch Stadtentwicklungsprojekte und oftmals unabhängig von lokalen Rahmenbedingungen. Auf Grundlage des Diskurses um die ökonomische Städtekonkurrenz werden ganze neu geplante Städte von Stadtregierungen und Immobilienfirmen als *quick-fix*-Lösungen für zukünftige Krisen aller Art präsentiert (Datta 2017; van Noorloos/Kloosterboer 2018) und „langsame“ Planungssysteme unter Druck gesetzt (Raco/Durrant/Livingstone 2018). Den konkreten Ausdruck, den diese Legitimationsrhetorik annehmen kann, zeigt beispielsweise Filip de Boeck (2012) in seiner Untersuchung darüber, wie Texte auf Werbetafeln ein neues Kinshasa imaginieren und besprechen.

Die Entwicklung von großmaßstäblichen Immobilienprojekten basiert zudem auf dem globalen Transfer von Fähigkeiten, Technologie und Expertenwissen, das sich in Masterplänen ausdrückt (Datta 2017: 3). Verschiedene Studien haben die Funktion von solchen Masterplänen als Legitimationwerkzeuge untersucht (z. B. Datta 2017; Lukas/Brück 2018). Datta weist am Rande darauf hin, dass großmaßstäbliche Stadtentwicklungsprojekte in verschiedenen Arten beeindruckender Visualisierungen repräsentiert werden und die Erstellung von Masterplänen damit unter anderem auf der visuellen Macht von Repräsentationen beruht (2017: 19). Renderings sind Teil des Expertenwissens, weil sie von Architektur- oder Visualisierungsbüros erstellt werden, die verschiedene Planungen visuell zusammenstellen und damit vermitteln. Dabei können zukünftige Räume entsprechend aktueller ästhetischer und diskursiver Trends gestaltet werden, analog zu einer von Patsy Healey beschriebenen Innovationskultur, die in Kombination mit technologischen Entwicklungen ein kontextloses Experiment mit „dem Neuen“ erlaubt (2013: 1522; Übers. d. A.). Auf der einen Seite zirkulieren Renderings also global und transportieren bestimmte soziale

und bauliche Zukunftsvorstellungen. Auf der anderen Seite nehmen sie spezifische, lokale Formen an und imaginieren eine ausgewählte Zukunft für einen bestimmten Ort, was sich beispielsweise an der Verwendung von Bildelementen wie lokaler Kleidung, ausgewählten Pflanzen und ortstypischem Stadtmobiliar sehen lässt.

Die Macht von Legitimationsdiskursen hat unabhängig von der Realisierung einzelner Infrastruktur- oder Bauprojekte konkrete Auswirkungen auf die Lebensrealität der Bewohner*innen vor Ort sowie die gesamten Planungs- und Investitionsstrukturen. Dies bedeutet, dass „die bloße Ankündigung einer *new city* verschiedene Formen von direkten und indirekten Ausgrenzungen hervorbringen kann“ (van Noorloos/Avianto/Opiyo 2019: 420; Übers. d. A.). Sogar Proteste und Blockaden, die sich gegen Megaprojekte richten, können in Legitimationsdiskurse integriert werden oder diese noch verstärken, wie Ananya Roy (2011) es am Beispiel von Protesten gegen „world-class city“-Ambitionen indischer Städte beschreibt. Bei beiden untersuchten Megaprojekten gab es Kontroversen, bei denen genau das geschehen ist, wie in den nächsten Abschnitten beschrieben wird.

Im Folgenden werden die beiden untersuchten Fälle vorgestellt und es wird ein Einblick in die begleitenden Legitimationsdiskurse gegeben: Eko Atlantic (Lagos/Nigeria) und Hudson Yards (New York/USA) sind beides Megaprojekte mit komplexen zeitlichen und räumlichen Strukturen und Implikationen (Definition aus Delphine/Witte/Spit 2019: 63 nach Flyvbjerg 2016). Beide sind für ihren jeweiligen Standort großmaßstäbliche Entwicklungsprojekte, die an prominenter Stelle entstehen und in der jeweiligen Stadt(-politik) sowie auf globaler Ebene diskutiert und beworben werden. Jennifer Robinsons „vergleichende[r] Strategie“ (2016: 21) und ihrem Aufruf zur Neubetrachtung von Städten des Globalen Nordens folgend, soll über die Erforschung der Bildproduktion für diese beiden spekulativen Projekte Einblick in die Strukturen der (visuellen) Legitimation von Stadtentwicklungsprojekten gewonnen werden. Für beide Projekte wurden in den letzten 13 Jahren zahlreiche Renderings erstellt und online veröffentlicht, worauf in Kapitel 3 näher eingegangen wird.

Eko Atlantic

Eko Atlantic in der nigerianischen Küstenstadt Lagos (Abb. 2) ist Teil des Lagos Megacity Project – einer Stadtentwicklungsstrategie, die die lokale und globale Wahrnehmung der Stadt verbessern soll. Referenzpunkte dieser Vision sind Vorstellungen von der Global City, die sich auf Städte des Globalen Nordens wie London und New York beziehen (Sawyer 2019: 90).

Renderings

Abb. 2 Lage von Eko Atlantic vor Lagos
Atlantic vor Lagos
(Quelle: Openstreetmap;
Bearbeitung durch Autorin)



Eko Atlantic wird vorrangig privatwirtschaftlich entwickelt und durch internationale Firmen- und Beziehungsnetzwerke unterstützt. So besuchte der frühere US-Präsident Bill Clinton als Vertreter der Clinton Foundation bereits 2013 das eigens aufgeschüttete Land. Das Projekt wurde im Jahr 2015 bei wichtigen globalen und europäischen Immobilienmessen, dem *Marché International des Professionnels de l'immobilier (MIPIM)* in Frankreich und der *EXPO REAL* in München präsentiert, um internationale Investitionen einzuwerben. Nach dem Bau einer „Great Wall of Lagos“ getauften Staumauer durch eine chinesische Baufirma ab 2009 sollte im Atlantik, direkt vor dem heutigen Finanz- und Wirtschaftszentrum Victoria Island, ab 2011 eine 10 Quadratkilometer große Stadt gebaut werden. Ein beliebter Strand sowie einige Anwohner*innen mussten ihr bereits weichen, der Fortschritt scheint jedoch ins Stocken geraten zu sein. Die Entwicklungsfirma wirbt offensiv mit der Unabhängigkeit der neuen Stadt von den dringend verbesserungsbedürftigen Transport-, Versorgungs- und Infrastruktureinrichtungen der Millionenmetropole Lagos. Gleichzeitig pflegen die Investor*innen ein gutes Verhältnis zu den lokalen Behörden und versprechen der Stadtgesellschaft wahlweise ein „Manhattan in Westafrika“ (Eko Atlantic Sales Office 2012) oder „Hongkong in Afrika“

(Oyedeki 2015). Neben der Vertreibung von Bewohner*innen informeller Siedlungen gibt es Konflikte um die Auswirkungen der Landgewinnung vor der Küste einer bereits stark von Überschwemmungen und Erosion betroffenen Stadt. In aktuellen Videos der Entwicklungsgesellschaft wird der Damm aus Betonelementen, der die Landgewinnung im Atlantik ermöglicht hat, wiederholt als Maßnahme gegen Küstenerosion bezeichnet (Ajibade 2017). Diese Funktion wird unter anderem vom staatlichen Institut für Meeresforschung bestritten, das mit Erosionsproblemen an den umliegenden Küstenabschnitten rechnet (Eisele 2018).

Hudson Yards

Hudson Yards im Westteil von Manhattan (Abb. 3) wurde als das aktuell größte, dichteste und mit circa 25 Milliarden US-Dollar teuerste Stadtentwicklungsprojekt der USA geplant (Tyler/Bendix 2019). Die erste Bauphase ist inzwischen fertiggestellt, wobei mit Blick auf das Projekt von der „letzten Grenze“ der Stadtentwicklung Manhattans gesprochen wird (Halle/Tiso 2014: 1; Übers. d. A.). Das neue Quartier liegt prominent am nördlichen Ende des Highline-Parks, einer der meistbesuchten touris-



Abb. 3 Lage von Hudson Yards in New York
(Quelle: Openstreetmap;
Bearbeitung durch Autorin)

tischen Attraktionen New Yorks. Damit ist es eingebettet in die langjährige Entwicklung und Aufwertung der Far West Side von Manhattan. Hudson Yards wurde von städtischer Seite ermöglicht durch Änderungen des Flächennutzungsplans (engl.: *rezoning*), eine eigene städtische Entwicklungsgesellschaft, Investitionen in den ÖPNV-Anschluss durch Verlängerung einer U-Bahn-Linie sowie Steuersparmodelle zugunsten der Entwicklungsfirmen (Fisher/Leite 2018). In der privaten Finanzierung spielte außerdem die vielfach kritisierte (Aus-)Nutzung eines Visaprogramms für ausländische Investor*innen eine Rolle (Capps 2019). Die städtebauliche und architektonische Qualität sowie die Maßstäblichkeit des Projekts werden vielfach bemängelt, unter anderem an prominenter Stelle in der *New York Times*, wo von „Oberflächenspektakel“ und einer „Architektur als Luxusmarke“ gesprochen wird, bei der jedes Gebäude im Prinzip als Logo fungiert (Kimmelman 2019; Übers. d. A.). Die Ambitionen des Projekts sollen dem Status New Yorks als Ikone für Städte weltweit entsprechen: Planungsrechtlich wäre eine Bebauung mit dem höchsten Wolkenkratzer der Welt möglich gewesen (Halle/Tiso 2014: 289), und die zentral platzierte Treppenskulptur *The Vessel* wird auf einer Nachrichtenseite mit den Worten beschrieben „This is going to be to New York City what the Eiffel Tower is to Paris“ (CBS New York 2019).

Eine zentrale Gemeinsamkeit der beiden Stadtentwicklungsprojekte ist also ihr Versuch, als Teil der Legitimationsstrategie symbolische Werte zu generieren, oft mit Bezug zu anderen Orten (z. B. Paris, Hongkong oder Dubai) und aktuellen Debatten weltweit (z. B. zu Global Cities und Superlativen des Hochhausbaus). Gleichzeitig sind die Projekte auf lokaler Ebene in die beschriebenen Kontroversen und unterschiedlich strukturierte Planungskontexte eingebettet.

Insbesondere Michele Acuto (2010) stellt heraus, dass Symbolik ein zentraler Machtfaktor im internationalen Städtewettbewerb ist. Bei der von ihm beschriebenen Erzeugung von symbolischem Wert im „entrepreneurial Dubai“ spielt Architektur die Rolle eines Produkts oder einer Marke, die den symbolischen Mehrwert für einen Ort, zum Beispiel eine Stadt oder auch einen Nationalstaat, erzeugen soll. Die Notwendigkeit, symbolische Macht auszuüben, um spekulative Projekte zu legitimieren, ergibt sich für sogenannte *new cities* laut Femke van Noorloos und Marjan Kloosterboer (2018: 1237) folgendermaßen: „[N]ew cities are mainly speculative consumption-oriented developments that are often also meant to exercise symbolic global power as ‚world class cities‘“, und sie stellen fest,

„[...] these cities are products that need to be marketed.“ (Ebd.: 1235) Der symbolische Wert wird zudem als zentral für die Bewertung von Mega-Projekten durch die Bevölkerung angesehen (Delphine/Witte/Spit 2019).

Aufbauend auf der Annahme, dass Renderings ein Mittel zur Herstellung symbolischer Werte sind, kann also davon ausgegangen werden, dass sie Transformationen der gebauten Umwelt legitimieren. Sie nehmen gebaute Umwelten vorweg, um bereits durch die Visualisierung Diskurse zu beeinflussen, symbolische Wertschöpfung zu schaffen und damit Investitionen und Spekulation in Planungsprozessen zu befördern.

Im folgenden Kapitel werden die Bedingungen der Produktion und Veröffentlichung von Renderings erläutert, also deren *digitale Ökonomie*. Zudem wird der methodische und analytische Zugang zu den Renderings von Eko Atlantic und Hudson Yards beschrieben. Darauf aufbauend wird in Kapitel 4 anhand von konkreten Beispielen aufgeschlüsselt, wie mithilfe von Renderings im Projektverlauf Bildwelten entstehen, die einen imaginären Raum erzeugen.

3. Renderings in Planungsprozessen: die digitale Ökonomie der Bilder

Für Eko Atlantic wurden im Auftrag der Entwicklungsfirma Renderings von verschiedenen internationalen Architektur- und Visualisierungsbüros erstellt. Außerdem gibt es eine kleinere Zahl an Renderings, die in Lagos erstellt wurden. Dieses Verhältnis könnte sich im Laufe der weiteren Realisierung von einzelnen Bauprojekten allerdings noch verschieben. Die hauptsächlich internationale Vergabe von Aufträgen scheint der insgesamt eher geringen Zahl von Visualisierungsbüros in der Stadt zu entsprechen. Allerdings haben Architektur- und Ingenieursvereinigungen in Lagos, die sich nicht ausreichend an Planungsleistungen beteiligt sehen, unter anderem im Fall von Eko Atlantic gegen die vornehmliche Beauftragung von internationalen Büros protestiert (Global Construction Review 2015). Renderings für Hudson Yards wurden sowohl von Architekturbüros als Teil ihrer Planungsleistungen als auch von spezialisierten Visualisierungsbüros erstellt. Ein Großteil der veröffentlichten Renderings stammt von nord-amerikanischen *visual artists* und wurde von der Entwicklungsfirma in Auftrag gegeben.

In beiden Fällen liegt ein Schwerpunkt auf Darstellungen des Gesamtquartiers und seiner städtebaulichen Einbettung sowie auf Renderings einzelner Gebäude von außen, also der architektonischen Gestaltung der geplanten Hochhäuser. Außerdem wurden einzelne, besonders ikonische

Renderings

Elemente des Gesamtkonzepts in Szene gesetzt wie die Aussichtsterrasse *The Edge* für Hudson Yards oder die Marina für Eko Atlantic. Zudem wurden Renderings veröffentlicht, die die zum Verkauf stehenden Eigentumswohnungen und Büroflächen mit ihren jeweiligen Angeboten darstellen (z. B. Inneneinrichtung, Sport- und Freizeitangebote, Aussichten aus den Wohnungen etc.). Für Hudson Yards wurden bereits mehr Details, Innenansichten und einzelne bauliche Elemente visualisiert, was dem im Vergleich weiter fortgeschrittenen Realisierungsstand entspricht.

Die Renderings sind in eine Marketingstrategie eingebettet, die online vor allem eine Internetseite für das Gesamtprojekt sowie Einzelseiten für die geplanten Hochhäuser umfasst. Diese werden bei beiden Projekten ergänzt durch Kanäle in sozialen Netzwerken, Videoplattformen und Ähnliches, die der Verbreitung von Renderings, Videos und Werbetexten unter den jeweiligen Hashtags der Immobilienfirmen dienen.

Auch wenn Immobilienentwicklungsfirmen die Verbreitung von Renderings nach der Erstveröffentlichung kaum kontrollieren können, lässt sich beobachten, dass die aufwendig erstellten Bilder sich großer Beliebtheit erfreuen. Sie werden vielfach in elektronischen Medien weiter veröffentlicht und zur Illustration genutzt, zum Beispiel um Artikel über die geplanten Projekte zu bebildern. Insbesondere in Architekturblogs und -foren, den Internetauftritten von Architekturzeitschriften sowie Publikationen mit Wirtschafts- oder Immobilienfokus wurden die Renderings zuerst veröffentlicht. Zielpublikum scheinen zunächst also Interessierte aus den Bereichen Wirtschaft, Planung und Architektur zu sein, gefolgt von potenziellen Käufer*innen und Gewerbemietler*innen. Nach der Erstveröffentlichung werden die Bilder in einer Vielzahl von verschiedenen Medien und Formaten weiterverbreitet und sowohl zur Beschreibung und Bewerbung als auch zur Kritik der jeweiligen Stadtentwicklungsprojekte regelmäßig verwendet. Damit sind sie prominenter Bestandteil der meisten Debatten rund um die untersuchten Megaprojekte und entwickeln als Teil der Legitimationsstrategie eine eigene Dynamik. Es entsteht ein komplexes Spannungsverhältnis zwischen der Bildproduktion und den zugehörigen Planungsprozessen, da die Renderings den Kommunikationsabsichten der Auftraggeber*innen entsprechen und relativ unabhängig vom geplanten und gebauten Raum sind (Kap. 4.4.).

Als Teil von Planungsprozessen für Stadtentwicklungsprojekte wie Eko Atlantic oder Hudson Yards entstehen und zirkulieren also eine sehr große Anzahl von Renderings. Die in diesem Artikel vorgestellte Forschung basiert daher auf der Sammlung einer möglichst großen Zahl der Bilder,

die im Laufe der letzten Jahre für beide Projekte im Internet veröffentlicht wurden.[1] Nach dem Schneeballprinzip wurden 687 Renderings zusammengetragen, davon 318 von Eko Atlantic und 369 von Hudson Yards. Über die Rückwärtssuche einer Bildersuchmaschine wurde jeweils der Veröffentlichungszeitpunkt eingegrenzt. Der Fokus liegt hierbei auf architektonischen und städtebaulichen Ansichten, reine Innenansichten wurden nicht erfasst. Die gesammelten Renderings wurden anhand des ersten ermittelbaren Erscheinungsdatums in den Projektverlauf und, soweit möglich, in relevante Debatten rund um die Projektentwicklung eingeordnet. Über die chronologische Einordnung hinaus wurden die Renderings auf verschiedenen Ebenen kategorisiert, insbesondere hinsichtlich der Ersteller*innen (soweit bekannt), der Position im jeweiligen Projekt (z. B. Einzelgebäude, Freiflächen oder andere bauliche Strukturen), der erkennbaren Geometrien (z. B. Perspektiven nach Blickhöhen) und weiterer ästhetischer Merkmale (z. B. Tageszeiten). So konnten Rückschlüsse auf den Zusammenhang zwischen der Veröffentlichung von Renderings und den verschiedenen Planungs-, Entwurfs- und Bauphasen gezogen werden, sowohl für das Gesamtgebiet als auch für einzelne bauliche Anlagen.

Die so entstandene Bilddatenbank entspricht nicht der Wahrnehmung, die die Öffentlichkeit beziehungsweise einzelne Menschen von den untersuchten Stadtentwicklungsprojekten haben, und es wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Aber sie erlaubt als Forschungsinstrument einen umfassenden Überblick über die digitale Bildproduktion und ihre Chronologie innerhalb der beiden Stadtentwicklungsprojekte und gibt damit Einblicke in die visuelle Kommunikation über Renderings im Laufe der zeitlich und räumlich äußerst komplexen Planungsprozesse.

Zur Analyse der erstellten Bilddatenbank habe ich eine Methode entwickelt, die zwischen soziologischer Diskursanalyse und architektonischer Skizzierung angesiedelt ist. Mithilfe von Skizzen wurde die Bildkomposition sowie die Rolle der Architektur in allen Renderings ermittelt und schrittweise abstrahiert, um ähnliche Bildanordnungen zu gruppieren und damit wiederkehrende Bildtypen zu ermitteln (Kap. 4.3.). So lässt sich beobachten, welche Arten von Renderings wann und für welche Gebäude im Planungsprozess veröffentlicht wurden. Ergänzend wurden ausgewählte Renderings in Bezug auf ihre Bildinhalte analysiert, um die visuelle Konstruktion der Bildwelten auf Ebene der einzelnen Bilder nachzuvollziehen (Kap. 4.1. und 4.2.; Mélix/Singh 2021).

Zur Überprüfung von Annahmen über den Produktionsprozess und die Arbeitsweise der Bildersteller*innen wurden zusätzlich Interviews

mit *visual artists* in New York geführt. Diese waren teils für Hudson Yards beauftragt und meist international tätig. Der Fokus der Studie liegt allerdings auf der Analyse der Renderings selber.

Am Beispiel des Stadtentwicklungsprojekts *Msheireb Downtown* in Doha (Katar) eröffnen Gillian Rose, Monica Degen und Clare Melhuish (2014) den Blick auf die große Anzahl digitaler Bilder, mit denen wir täglich konfrontiert sind, und erlauben es uns, hinter die Fassade der überzeugend wirkenden Renderings zu sehen, um zu erkennen, dass die Vielzahl von Renderings in komplexen Prozessen erzeugt, verändert und verbreitet werden. Auch die interviewten *visual artists* sprechen in Interviews davon, dass die Erstellung von mehreren Bildern für ein Projekt es erleichtert, eine Erzählung zu vermitteln und sowohl das einzelne Rendering als auch den Gesamteindruck von einem Projekt über mehrere Renderings hinweg zu prägen. So sagt eine *visual artist*: „Like, because it’s a nice thing for us, like, we could sometimes just say, ok, you want one hero shot, three interiors, one bathroom‘ whatever, and then you just do something, but it’s just so much nicer if you get to sort of make a whole complete story with it. So we try and sell the story, because then, when you are making your image, it has more meaning to it, so –.“ [VS 00:20:17]

Daraus ergibt sich, dass nicht nur die Analyse einzelner Bilder von zentraler Bedeutung ist, sondern die Betrachtung aller veröffentlichten Renderings als einer komplexen und in stetiger Veränderung begriffenen *Bildwelt*, die innerhalb der Planungsprozesse eine eigene Dynamik entwickelt. Dem entspricht das beschriebene methodische Vorgehen, also die Erstellung und qualitative Analyse einer umfangreichen Bilddatenbank.

Auf der analytischen Ebene trenne ich im Folgenden zwischen der Betrachtung von einzelnen Renderings und der Erforschung der kompletten Bildproduktion für ein Stadtentwicklungsprojekt. Zum einen wird so erläutert, mit welchen Mitteln der imaginäre Raum in einzelnen Renderings erschaffen wird. Es werden also die Ebenen der Konstruktion von Bildwelten betrachtet. Zum anderen wird geklärt, was die Bildwelten im Gesamtüberblick der beiden untersuchten Fälle auszeichnet, also ob sich Muster in der Raumproduktion über die gesamte Bilddatenbank hinweg erkennen lassen und wie die Bildwelten im Verhältnis zu den jeweiligen Planungsprozessen stehen.

4. Die Bildwelten von Eko Atlantic und Hudson Yards

Mit Blick auf einzelne Renderings werden im Folgenden zwei Konstruktionsebenen beschrieben, die zentral für die Erzeugung einer kohärenten

Bildwelt sind: der Einsatz von fotorealistischer Ästhetik (Kap. 4.1.) und die digitale Collage von Bildelementen (Kap. 4.2.).

In Bezug auf die gesamte Bilddatenbank wird zum einen die Homogenisierung der Bildwelten besprochen (Kap. 4.3.), zum anderen werden die Eigendynamiken der Bildproduktion in Abgrenzung von den jeweiligen Planungsprozessen untersucht (Kap. 4.4.).

4.1. Fotorealismus

Das hier abgebildete Rendering (Abb. 4) zeigt die geplante Marina von Eko Atlantic mit einigen Wohnhochhäusern aus der Vogelperspektive. Rötlich gelber Sonnenschein strahlt aus Richtung des Horizonts rechts in das Bild. Verschiedene künstliche Lichtquellen beleuchten die Szene, sowohl ausgehend von den Innenräumen der Gebäude als auch von Beleuchtungselementen im Außenraum. Die verschiedenfarbigen Lichtquellen spiegeln sich im Wasser des Hafens. Die Gebäude im Vordergrund sowie die städtische Umgebung sind in ihrer Materialität und Struktur detailliert dargestellt, während ein paar niedrigere Gebäude im Hintergrund eher abstrakt bleiben und die nähere Umgebung des Quartiers lediglich andeuten.

An diesem Beispiel sehen wir, wie mithilfe der fotorealistischen Ästhetik eine atmosphärische Wirkung hergestellt wird, in diesem Fall eine leuchtende Abendstimmung am Wasser. Zentral hierfür ist der Einsatz von Licht: Bestimmte Elemente wie Wohnungen, Außenterrassen oder die Promenade werden durch gezielt platzierte Lichtquellen hervorgehoben; durch schräg einfallende Sonnenstrahlen, die Beleuchtung des Himmels und die gesamte Farbgebung wird die Tageszeit definiert.

Wie zentral der Einsatz von Licht bei der Erstellung von Renderings ist, zeigt auch folgende Aussage eines *visual artist* über seine Arbeit: „For me it was a lot about, it’s about light. No one will – no client will tell you, you should light it exactly this way or that way or how much warmth you gonna get and for me, personally, a lot of that individual freedom [while rendering] it’s actually how you manipulate light to, or understand light, [...]“ [KL 00:20:17]

Der Einsatz von digitalen Visualisierungen ist ein Merkmal der zunehmenden Beschäftigung mit Atmosphären in der Architektur im Kontext der „experience economy“ (Degen/Melhuish/Rose 2017). Deren atmosphärischer Gehalt ist Grundlage für ihre affektive Wirkung in Planungsprozessen. Carmen Llinares und Susana Iñarra (2014) weisen nach, dass fotorealistische Bilder eine besondere affektive Wirkung haben;

Renderings

Abb. 4 Rendering der Marina von Eko Atlantic (Quelle: <http://blackborderbuild.weebly.com/nigeria-updates/category/eko-atlantic-city/3>, 17.11.2014)



insbesondere Menschen außerhalb der Planungs- und Architekturprofession empfinden positive emotionale Reaktionen auf solche Bilder. Neben der hohen Veränderbarkeit und den Verbreitungsmöglichkeiten von digitalen Bildern stellt dies sicher einen Grund für den häufigen Einsatz von Renderings dar.

Zusätzlich zur beinahe vollständig fotorealistischen Darstellung des geplanten Raums wird das Rendering selbst als Fotografie inszeniert. Dies geschieht beispielsweise durch Abdunklung der Bildecken, der sogenannten Vignettierung (Abb. 4). Dieser Effekt, der durch ungleichmäßige Ausleuchtung von Film oder Sensoren bei optischen Linsen von Fotokameras entstehen kann, wird hier als Stilmittel eingesetzt. In der Kombination aus Fotorealismus und der Inszenierung des Bildes als Fotografie entsteht eine leuchtende Zukunftsvision, die realistisch erscheinen und möglichst viele Betrachter*innen affektiv ansprechen soll. Oder, wie Chwen Jeng Lim (2013: 104) es formuliert, um Bedauern über den weitverbreiteten Einsatz von Renderings zur Architekturdarstellung zu äußern: „[...] so plausible is the image at simulating reality that no ‚reading‘ or interpretation of the architecture is required or demanded.“

Zentral für die Vermittlung einer „einleuchtenden“ Botschaft ist also die Erzeugung eines realistischen Eindrucks. Neben der beschriebenen Verwendung der fotorealistischen Darstellungsweise spielt daher die Komposition der unterschiedlichen Bildelemente (Pflanzen, Tiere, Menschen, Stadtmöblierung etc.) eine Rolle für die Stimmigkeit des Gesamtbildes. Gemeinsam sollen die Details im Bild Betrachter*innen „im gleichen Sinne etwas mitteilen“ (Houdart 2013: 780; Übers. d. A.) Im folgenden Abschnitt wird daher erläutert, wie die Zusammenstellung von digitalen Elementen in Renderings zur Erzeugung einer einheitlichen Bildwelt beiträgt.

4.2. Digitale Collage

Das abgebildete Rendering von Hudson Yards (Abb. 5) zeigt den Ausgang der geplanten neuen U-Bahn-Station im Quartier. Der Blick geht aus der Station hinaus in Richtung einer gepflasterten Fläche, im Hintergrund ist eine Straße, ein Platz sowie Hochhäuser mit Glasfassaden zu sehen. Die Schatten sind lang, die blauen Glasfassaden leuchten teilweise in gelblich warmen Tönen, die Bäume tragen grünes Laub und die weiblich gelesenen Personen alle Sommerkleider. Junge, weiße New Yorker*innen, darunter ein paar männlich gelesene Personen in Anzügen, laufen von der Station in Richtung der Straße und der umliegenden Gebäude. Manche Personen scheinen sich zu unterhalten oder auf den Bänken am linken Bildrand zu verweilen, die meisten sind jedoch in Bewegung.

Die in Renderings abgebildeten Personen werden meist aus digitalen Bibliotheken ausgewählt, die im Hinblick auf Demografie und Sozialstatus relativ begrenzt sind und zudem weltweit verwendet werden. Eine *visual artist* sagt dazu: „If you look at renders, if you look at enough renders, you see the same people. Like, I now [...] Like, I went to, I was in Spain recently, like, and I saw a CGI on a billboard and I was like ‚I know all these 3D models‘.“ [VS 00:23:19] Eigene Fotografien für das eigene Rendering zu verwenden, ist hingegen eine aufwendige und damit teurere und seltene Praxis. Die Feststellung, dass in Renderings meist viele gut gelaunte, größtenteils junge und gut gekleidete Menschen in Bewegung abgebildet sind, erstaunt vor diesem Hintergrund nicht. Genau wie die in Renderings eingefügten Menschen können auch andere Elemente wie Pflanzen, Stadtmöbel und Materialien in den Bildern relativ beliebig miteinander kombiniert werden.

Die Wirkung, die eine solche Zusammenstellung (also ein Rendering) herruft, ist natürlich abhängig von den jeweiligen Betrachter*innen. Da



Abb. 5 Rendering der U-Bahn-Station von Hudson Yards (Quelle: <https://www.skyscrapercity.com/showthread.php?t=549787&page=176>, 16.1.2014)

Renderings

die spätere Veröffentlichung und Verbreitung vor allem im Internet nicht vorhersehbar oder kontrollierbar ist, treffen *visual artists* bei der Erstellung regelmäßig Annahmen über die Adressat*innen. Darauf aufbauend werden Entscheidungen über den Bildaufbau, die Blickhöhe und -richtung etc. gefällt und es werden Bildelemente (Personen, Pflanzen, Materialien) ausgewählt, hervorgehoben oder weggelassen. Auf keinem der Renderings von Hudson Yards ist beispielsweise Armut oder Obdachlosigkeit zu sehen. Ziel ist es, möglichst kohärente und ansprechende Räume im Rendering zu schaffen.

Eine *visual artist* formuliert es so: „[...] and then I guess you wanna get the demographic roughly that it's here in New York so you wanna get, like, ethnic diversity, but I guess not a lot of age diversity, maybe sort of, I was putting people like roughly between, I don't know, 28-48 or something, you know, so, because they were like kind of young and arty, so I kind of guessed what kind of clothes they might be wearing, for example, right?“ [VS 00:20:17]

Sowohl auf Ebene der einzelnen Renderings als auch mit Blick auf die Bildwelt im Ganzen wird also gezielt ausgewählt und zugeschnitten. Renderings präsentieren eine ganz bestimmte Version der Zukunft. Oder, wie Sophie Houdart (2008: 48) es formuliert: Im Prozess der Erstellung von Renderings werden soziale Konfigurationen neu hergestellt und getestet. Auch wenn in diesem Prozess nicht im wissenschaftlichen Sinne methodisch vorgegangen wird, so werden doch bestimmte Referenzsysteme bedient, beispielsweise um demographische oder sozialstrukturelle Zielgruppen anzusprechen.

Einer der interviewten *visual artists* beschreibt dies folgendermaßen: „The question always in the beginning is, yeah, ‚Who is this rendering for? What is the story we're trying to tell with it?‘, yeah, that's kind of the starting point for any image.“ [NN 00:23:48]

Allgemeiner formuliert: Die durch fotorealistische Darstellung erzeugte einheitliche Zukunftsvision ist eine auf bestimmte Elemente reduzierte Version von zukünftigen Räumen. Da auf der Grundlage von Annahmen über Zielgruppen bestimmte Dinge sichtbar oder unsichtbar gemacht werden, wird bei der Erstellung eines Renderings eine (von vielen potenziell möglichen) Welten visualisiert. Darin liegt die Suggestivkraft von Renderings begründet, wie in folgender Aussage eines *visual artist* deutlich wird: „And that's a big big part of all planning, it's you don't want them to, you really wanna control how things are perceived [...]. As much as you open the imagination, you also wanna very close down that imagination. And I feel that's where the true power of rendering is.“ [KL 00:13:28]

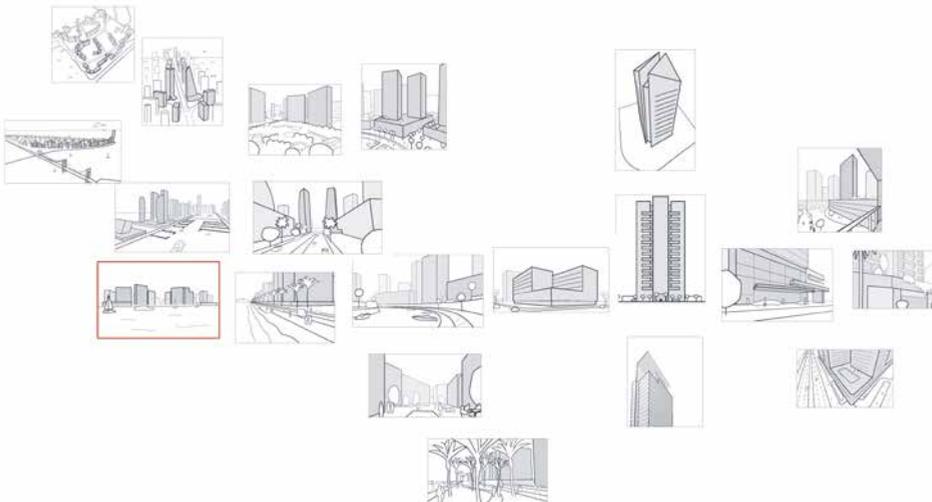
Im Folgenden wende ich mich der Frage zu, welche Muster sich bei der Produktion von imaginären Räumen in den Bildwelten von Eko Atlantic und Hudson Yards erkennen lassen. Es soll also geklärt werden, inwiefern neben der Einheitlichkeit einzelner Bilder auch Kohärenz über die gesamte Bildproduktion hinweg erzeugt wird.

4.3. Homogenisierung

Auf den ersten Blick gibt es eine Vielzahl von unterschiedlichen Renderings in beiden Projekten, und *visual artists* müssen demographische Gegebenheiten oder lokale ästhetische Vorlieben beachten; zum Beispiel, wenn in China mehr Dunst und in Kalifornien harte Schatten gewünscht werden (Interview mit einem *visual artist*: [KL 00:45:16]). Renderings sollen auch die städtische Umgebung und lokale Debatten adressieren. Hierzu wird mit verschiedenen Blickhöhen, Perspektiven, Tageszeiten, Bildkompositionen, Farben oder Elementen wie Personen, Fahrzeugen oder Stadtmobiliar gearbeitet, sodass die beiden Megaprojekte durchaus visuell unterscheidbar und in gewissem Sinne lokal verankert sind.

Mit Blick auf die gesamte Bilddatenbank, also den hier angelegten Vergleich zwischen den Bildwelten von Eko Atlantic und Hudson Yards, lässt sich allerdings eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten feststellen, es wird also eine gewisse Homogenität der Bildsprache deutlich. Renderings sind Teil von globalen Stadtvisionen, und *visual artists* folgen internationalen Trends in der Bildgestaltung, inzwischen nahezu unabhängig von Einschränkungen durch Soft- oder Hardware. Die Analyse der Renderings von Eko Atlantic und Hudson Yards zeigt deutlich, dass

Abb. 6 Die Bildtypen von Eko Atlantic, rote Markierung: Bildtyp „Skyline“ (Quelle: Autorin)



Renderings



Abb. 7 Screenshots der Bilddatenbanken von Hudson Yards (links) und Eko Atlantic (rechts) (Quelle: Autorin)

es sowohl Homogenisierungseffekte durch standardisierte und weltweit genutzte digitale Bibliotheken und global agierende Büros gibt als auch darüber hinausgehende visuelle Ähnlichkeiten, die auf ähnliche Referenzsysteme in den Renderings hindeuten.

Die Analyse der Bilddatenbanken hat außerdem ergeben, dass nur eine begrenzte Anzahl von Bildtypen verwendet wird, um beide Stadtentwicklungsprojekte zu visualisieren. Mithilfe der in Kapitel 3 beschriebenen Methode wurden pro Stadtentwicklungsprojekt 18 beziehungsweise 19 Typen von Bildern herausgearbeitet (Abb. 6).[2] Diese Bildtypen decken einen großen Bereich von Maßstäben und Perspektiven ab. In den hier abgebildeten Ausschnitten der Bilddatenbank (Abb. 7) sind beispielsweise einige Renderings desjenigen Bildtyps zu sehen, der die Skylines der geplanten Stadtquartiere vom Wasser aus zeigt. Dieser Bildtyp kommt bei beiden Projekten etwa gleich häufig vor, und die Renderings ähneln sich sehr. Andere Bildtypen unterscheiden sich im Vergleich der beiden Stadtentwicklungsprojekte stärker oder kommen in den einzelnen Fällen häufiger oder seltener vor.

Es konnte also gezeigt werden, dass neben der Homogenisierung globaler Formen des Städtebaus und der Architektur (Heeg 2018; Jacobs 2006) und dem Einsatz von bestimmten Bildelementen – wie Typen von Menschen (Houdart 2013: 772) und „typisierten“ Gebäuden (Grubbauer 2010) – eine Homogenisierung der Bildwelten durch die Verwendung und stetige Wiederholung von bestimmten Bildtypen erreicht wird.

Obwohl Renderings als Visualisierungsform besonders stark im Spannungsfeld zwischen Homogenisierung und lokalem Kontext stehen (bspw. im Vergleich zu sog. *stock photos*, s. Grubbauer 2010), lässt sich

diese grundsätzliche Typisierung in beiden Fällen beobachten. Das Beispiel von Eko Atlantic zeigt, dass der Realisierungsgrad dabei nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Auch wenn die meisten Betrachter*innen keinen Überblick über alle Renderings eines Projekts bekommen, besteht grundsätzlich die Möglichkeit, die imaginären Räume aus zahlreichen Blickwinkeln und zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten zu sehen. Für Veröffentlichungen wie Zeitungsartikel kann aus sehr vielen Renderings ausgewählt werden. Dennoch erscheint diese Auswahl eingeschränkt angesichts der beschriebenen Beschränkung auf eine einheitliche Zukunftsvorstellung sowie der Nutzung einer sehr begrenzten Zahl von Bildtypen. Aus Forschungssicht ergibt sich bei der Betrachtung der Bildproduktion über die jeweilige Projektlaufzeit hinweg ein filmähnlicher, fast vollständiger Eindruck der geplanten Gebiete. Dies ermöglicht einen Einblick in die Entwicklung der Imaginationen von den geplanten Räumen im Laufe der Planungsprozesse und deutet darauf hin, dass die Entwicklungsfirmen versuchen, die Stadtentwicklungsprojekte möglichst umfassend zu visualisieren.

Die Homogenisierung der Bildwelten entsteht also durch bestimmte Muster der visuellen Produktion von imaginärem Raum in Form von Bildtypen, wenn auch mit lokalen Anpassungen und Unterschieden. Diese Muster der Produktion von Bildwelten treffen in den jeweiligen Planungsprozessen auf komplexe räumliche und zeitliche Konfigurationen. Im Zuge der Projektentwicklung werden Renderings überarbeitet und neu hinzugefügt, die Akteurskonstellationen und Rahmenbedingungen der Planung und Bildproduktion sind ständigen Veränderungen unterworfen. Im nächsten Abschnitt wird erläutert, welche Eigendynamiken die untersuchten Bildwelten in den jeweiligen Planungsprozessen entwickelt haben.

4.4. Eigendynamiken

Im Folgenden wird das Spannungsverhältnis zwischen (planerischem) Projektverlauf und begleitendem Marketing durch die Veröffentlichung von Renderings in den Blick genommen. Dieses lässt sich insb. auf der zeitlichen Ebene nachvollziehen, also durch den Vergleich der Chronologie der Planungsprozesse mit den Zeitpunkten der Veröffentlichung von Renderings.

Renderings können leicht verändert und neu publiziert werden; sei es, um neue Planungsstände zu visualisieren oder auf aktuelle Debatten rund um das Projekt zu reagieren. Sie sind somit relativ unabhängig vom Fortschritt der Planungen. Dies stellt eine Grundvoraussetzung für die hier beschriebene Eigendynamik der Bildproduktion dar.

Renderings

Einige Renderings werden zu sehr frühen Zeitpunkten erstellt und häufig deutlich vor Baubeginn veröffentlicht. Zudem erscheinen vereinzelt auch nach Baufertigstellung noch neue Renderings. Zu bestimmten Zeitpunkten, beispielsweise zur feierlichen Eröffnung von Gebäuden, Grundsteinlegungen, Ausstellungseröffnungen oder dem Vermarktungsstart von Wohnungen und Büroflächen werden auffallend viele Renderings veröffentlicht. Sie visualisieren in diesem Rahmen die jeweils aktuellen Zukunftsvorstellungen der Immobilienentwicklungsfirmen oder Planungsbüros. Die Bildproduktion folgt also nicht der Logik des Planungs- oder Entwurfsverlaufs, sondern bestimmten Kommunikationsabsichten.

Dies wird deutlich, wenn eine *visual artist* berichtet, dass zu Beginn der Bildproduktion für Hudson Yards einzelne Hochhäuser in der Skyline visualisiert wurden, ohne die bereits im direkten Umfeld geplanten Hochhäuser mit darzustellen (Abb. 8 und 9). Von den Änderungswünschen ihrer Auftraggeber berichtet sie: „Two years later it was a different decision based on like ‚oh, I guess people know we’re lying, so let’s put the other buildings in there‘, you know?“ [VS 35:15]

Gleichzeitig ist es interessant zu sehen, wie beständig sich einzelne Renderings gegenüber einer dynamischen und komplexen Projektentwicklung über längere Zeiträume halten. Es werden sowohl fertige Gebäude vor der eigentlichen Fertigstellung von Bauplänen visualisiert als auch „veraltete“ Entwürfe bis weit nach der Fertigstellung der Gebäude in Renderings wieder- und weiterverwendet. Viele Renderings stellen also eine relative Konstante dar. In den Interviews mit *visual artists* wurde vermutet, dass die in den Renderings visualisierten Räume sich durch diese Wiederholung vor ihrer materiellen Realisierung bereits etablieren könnten. Zumindest repräsentieren einzelne Renderings durch ihre weite Verbreitung und häufige Verwendung in besonderer Weise das Projekt.

Auf Ebene der beteiligten Akteur*innen lässt sich bei beiden Megaprojekten beobachten, dass die am häufigsten publizierten fotorealistischen Renderings von Visualisierungsbüros stammen, die unabhängig von den übrigen Planungsbeauftragten sind. Den Interviews lässt sich entnehmen, dass dies insbesondere bei großen und komplexen Bauprojekten der Fall ist und die beauftragten *visual artists* oft nach ihrer Vermutung vorgehen müssen, um Gebäude und Umgebung zu errichten. Einige der in den Büros erarbeiteten 3-D-Modelle basieren nicht auf digitalen Plänen der Architekt*innen, wie man annehmen könnte. *Visual artists* müssen verschiedene Planungsbeteiligte und Planungsstände in den Bildern zusammenbringen, ein Interviewpartner beschreibt dies folgendermaßen:



Abb. 8 Rendering der ikonischen Gebäude Hudson Yards 10&30 ohne Nachbargebäude (Quelle: <https://www.worldofarchi.com/2012/06/hudson-yards-new-york.html>, 9.12.2012)



Abb. 9 Rendering der ikonischen Gebäude Hudson Yards 10&30 mit ersten Nachbargebäuden (Quelle: <https://architizer.com/firms/kohn-pedersen-fox-associates/>, 16.2.2016)

„[...] and so our role is often to like take all the design elements from the different people or different design groups and then bring it together into images that synthesize them together [...].“ [DC 00:03:09]

Die Erstellung der meisten Renderings für Eko Atlantic und Hudson Yards ist also nicht direkt mit der Arbeit in den einzelnen Planungsphasen (bspw. Entwurfs-, Detail- und Ausführungsplanung) gekoppelt. Die *visual artists* haben fast alle eine Architektur- oder Designausbildung und navigieren vor diesem Hintergrund durch die vielfältigen Anforderungen, die an die Erarbeitungsphase und das Endprodukt gestellt werden. Dies entspricht dem allgemeinen Trend der Spezialisierung innerhalb des Architekturberufs, stellt aber eine relativ neue Ausprägung der letzten 10-20 Jahre dar.

Der bis hierher beschriebenen Entkopplung zwischen Renderings und Planung steht ein potenzieller Rückkopplungseffekt gegenüber, der zumindest kurz angerissen werden soll. Durch die frühzeitige Erstellung enthalten Renderings Aussagen zum Architekturentwurf, beispielsweise zur Materialität von Gebäuden. Sie gehen also über eine bloße Visualisierung von bereits Geplantem hinaus und können in diesem Sinne einen Vorschlagscharakter haben. Je nachdem, wie das lokale Planungssystem organisiert und strukturiert ist, können diese Effekte schwächer oder stärker auftreten. So hat ein Mitarbeiter eines international agierenden Visualisierungsbüros vermutet, dass stärker regulierte Planungskontexte mit klar definierten Planungsphasen und Aufgabenverteilungen eine direkte Einflussnahme der Renderings stärker begrenzen. Hierzu wäre weitere Forschung nötig, aber der angedeutete

Renderings

Effekt weist bereits auf eine gewisse Machtposition der Visualisierungsbüros und indirekt ihrer Auftraggeber*innen, also Architekturbüros oder Immobilienentwicklungsfirmen, hin.

Zudem haben fotorealistic Bilder von geplanten Räumen potenziell Einfluss auf die Wahrnehmung eines Projekts und können auch bei den Immobilienfirmen oder anderen Planungsbeteiligten zu Veränderungswünschen führen: „It’s the first time everything becomes real and that often can create friction cause they [the different planners involved]’re like ‚That’s not what we meant‘ but it is what’s on the drawing, so that will often evolve a design.“ [DC 00:07:28]

Eine direkte Einflussnahme von Renderings auf Entwürfe oder Planungen wurde in der vorliegenden Untersuchung nicht beobachtet, aber die Frage war den meisten Visualisierungsbüros sehr präsent: „[...] like, often we start doing visualizations before the building has been finally designed, right? Like, that’s usually the case. So sometimes you are designing, sometimes you are visualizing it [...].“ [VS 00:05:27]

Es lässt sich festhalten, dass die untersuchten Bildwelten gegenüber den jeweiligen Planungsprozessen eine relativ hohe zeitliche und räumliche Stabilität aufweisen. Renderings folgen in ihrer Logik zwar nicht dem Planungsverlauf, werden aber von ihm beeinflusst und können sogar auf ihn zurückwirken. Die Bildwelten weisen eine hohe Beständigkeit in der Veröffentlichung und Verbreitung auf, auch weit über die Planungsphasen hinaus. Sie sind also ziemlich unabhängig vom geplanten und gebauten Raum.

Die in diesem Kapitel vorgestellte analytische Trennung zwischen einzelnen Renderings und der gesamten Bildproduktion hat es ermöglicht, auf Ebene der einzelnen Renderings die Konstruktionsebenen zu erläutern, die eine kohärente Bildwelt entstehen lassen: insbesondere Fotorealismus und digitale Collage. Auf Ebene der gesamten Bildproduktion wiederum wurde deutlich, was die Bildwelten der jeweiligen Stadtentwicklungsprojekte im Gesamtüberblick auszeichnet; nämlich eine gewisse Homogenisierung mit Anpassungen an lokale Gegebenheiten und die Eigendynamik der Bildproduktion in Bezug auf die Planungsprozesse. So wurde erkennbar, wie der imaginäre Raum auf verschiedenen Ebenen mithilfe zahlreicher Renderings im Projektverlauf erzeugt wird.

Zusammenfassend wurde festgestellt, dass Renderings eine bestimmte Wirkung auf Betrachter*innen erzeugen und eine möglichst einheitliche Botschaft vermitteln sollen. Ziel ist eine ansprechende, homogene und widerspruchsfreie Zukunftsvision, die den Kommunikationsabsichten bestimmter Akteur*innen zu bestimmten Zeitpunkten im Planungspro-

zess entspricht. Grundlage für die Wirkmacht der Bildwelten und damit des imaginären Raums, der in Renderings erzeugt wird, ist deren relative Unabhängigkeit von den Planungsprozessen. Im folgenden abschließenden Kapitel werden sich daraus ergebende Ambivalenzen diskutiert, um Ansätze für einen anderen Umgang mit dieser Visualisierungsform zu skizzieren.

5. Einheitliche Zukunftsvisionen? Das Potenzial von Renderings

Ausgehend von der Frage, welche Rolle Renderings neben ihrer augenscheinlichen Funktion als Architekturdarstellungen bei Stadtentwicklungsprojekten spielen, hat die Untersuchung der Bildwelten gezeigt, dass mithilfe von Renderings (Planungs-)Unsicherheiten begrenzt werden sollen (Zeiderman et al. 2015), obwohl diese in der Zukunft und damit auch in der Planung grundsätzlich angelegt sind. Es wird eine bestimmte Imagination der Zukunft visualisiert, die Projekte legitimieren und damit zu finanziellen Entscheidungen zugunsten des jeweiligen Projekts beitragen soll (Beckert 2011; Humphrey 2020). Wenn es darum geht, potenzielle Investor*innen zu erreichen, haben unklare Aussichten, alternative Visionen, Vergänglichkeit oder Verfall keinen Platz.

Die politische Ökonomie der spekulativen Stadtentwicklungsprojekte verschränkt sich in Renderings mit der digitalen Ökonomie der Bildwelten. Das heißt, dass durch die visuelle Einebnung von möglichen Unsicherheiten oder Konflikten und die beschriebene Eigendynamik der Bildproduktion der imaginäre Charakter der Bildwelten verdeckt wird – und damit auch ihre spekulative Funktion im Planungsprozess.

Daraus ergibt sich eine hohe Ambivalenz zwischen den scheinbar realistischen digitalen Bildern und unterschiedlichen Imaginationen über die zukünftigen Räume. Diese wird in Aushandlungsprozessen zwischen verschiedenen Planungsbeteiligten und in zahlreichen Überarbeitungsschritten verhandelt und zieht komplexe Prozesse der Verbreitung, Rezeption und Diskussion der Bilder nach sich. An den Beispielen von Eko Atlantic und Hudson Yards konnte gezeigt werden, dass die beschriebenen Dynamiken der visuellen Legitimation für verschiedene Kontexte relevant sind, auch wenn sie sich lokal unterschiedlich auswirken und jeweils eigene Debatten adressieren (Healey 2013).

Angesichts dieser Feststellungen wird im Folgenden diskutiert, wie der imaginäre Charakter der Bildwelten in Forschung und Praxis produktiv gemacht werden kann. Aufbauend auf David Harveys (2000) *Spaces of hope* können wir davon ausgehen, dass „fiktionale und imaginäre Elemente“ (Harvey 2000: 206; Übers. d. A.) wesentlicher Bestandteil

Renderings

des kapitalistischen Systems sind und gleichzeitig die Möglichkeit in sich tragen, alternative Imaginationen zu entwickeln. Den eindeutigen Zukunftsvisionen in Renderings steht eine potenziell unendliche Anzahl von möglichen Räumen gegenüber, die in Bezug auf einen zu beplanenden Ort vorstellbar wären. Es stellt sich daher die Frage, ob und wie alternative Zukunftsvorstellungen in Planungsprozessen visualisiert werden könnten.

Zunächst sollten Renderings in Planungssysteme und -prozesse (re-) integriert und nicht als spezialisiertes „Nebenprodukt“ von Planung verstanden werden. Dass die Bildwelten in den Planungsprozessen über längere Zeiträume hinweg sowie auf ein schwer abgrenzbares Zielpublikum wirken und dass sie sich zudem in stetiger, dynamischer Anpassung befinden, macht eine kontinuierliche Auseinandersetzung erforderlich.

So wie sie aktuell für großmaßstäbliche Stadtentwicklungsprojekte erstellt und verwendet werden, sind Renderings Teil der Einflüsse, die einer (Re-)Politisierung von planerischen Fragestellungen entgegenstehen (Grubbauer 2017), und müssen als Ausdruck von depolitisierten Stadtentwicklungsprojekten in den Blick genommen werden (Kenis/Lievens 2017). Es ist notwendig, Renderings als kommunikative Schnittstelle und Werkzeuge zur Aushandlung von Zukunftsvisionen zu verstehen, um ihren Legitimationscharakter zu hinterfragen. Dieser Vorschlag basiert auf dem Verständnis, dass Planung grundsätzlich von Unsicherheiten und Konflikthaftigkeit geprägt ist (s. bspw. de Satgé/Watson 2018; Zeiderman et al. 2015). Er bietet das Potenzial für eine politischere Form der (visuellen) Aushandlung von Zukunftsvorstellungen in Planungsprozessen.

Laut Davide Ferrando haben Renderings eine dreifache Funktion: ein Bild der Stadt als Mehrwert zu produzieren, lokale Identität zu liefern und die Imaginationen der „globalen Bourgeoisie“ zu reproduzieren (2018; Übers. d. A.). Es gibt also sowohl eine Ambivalenz zwischen lokalen und globalen Rationalitäten in den Bildern als auch eine (Un-)Sichtbarmachung verschiedener Bevölkerungsgruppen in den imaginären Räumen (Watson 2014; Melhuish/Degen/Rose 2016). Daher müssen Fragen nach der Legitimität von Projekten zum einen sowohl lokal als auch trans-lokal verhandelt werden; zum anderen sollten zukünftig möglichst viele Akteursgruppen Zugriff auf die visuelle Kommunikation, also die Kommentierung, Veränderung und Erstellung von Bildern, bekommen.

Die Bildwelten von Eko Atlantic und Hudson Yards schreiben derzeit die Zukunftsvision von Akteur*innen mit ausreichend professionellen und finanziellen Ressourcen fest und sind abhängig von deren Marketingstrategien. Bei großmaßstäblichen Projekten liegt durch die Vielzahl

und große Verbreitung von Renderings eine besondere Definitionsmacht bei den beauftragten (Visualisierungs-)Büros und damit indirekt bei den privaten Entwicklungsfirmen als Auftraggeber*innen. Bisher wird die Veränderbarkeit der digitalen Bilder daher nur von spezialisierten *visual artists* genutzt. Kritische Kommentare zu einzelnen Renderings oder den Gesamtprojekten erscheinen meist in textlicher Form und nur vereinzelt als grafische Darstellungen (s. bspw. MAS 2017; Code Green 2015). Ziel kritischer Planungspraxis sollte es sein, die in den Bildern teils angedeutete lokale Verankerung von Projekten im jeweiligen (Planungs-)Kontext kontinuierlich herzustellen und eine größere Vielfalt von Zukunftsvorstellungen in Planungsprozessen zu berücksichtigen.

Um die in Renderings präsentierte soziale und bauliche Zukunft zu hinterfragen, sind entsprechend neue Formen von Visualisierung und Kommunikation in und über Stadtentwicklungsprojekte notwendig. Hierfür müssen sowohl die vorhandenen Bildwelten von Stadtentwicklungsprojekten analysiert als auch neue Bildinhalte und (visuelle) Kommunikationsformen gefunden werden - auch abseits der etablierten Bildtypen und Darstellungsweisen in Renderings. Renderings können durchaus eine der Visualisierungsformen in diesem Sinne darstellen, wenn auf Grundlage ihrer Veränderbarkeit digitale oder analoge Strategien für Aushandlungsprozesse gefunden werden, beispielsweise durch kreative Aneignung und Überformung von bestehenden Bildern oder den Entwurf von Gegendarstellungen, basierend auf der kritischen Betrachtung der vorhandenen Bildwelten. So könnten beispielsweise lokale Debatten und Proteste ihren Ausdruck finden, die bisher kaum in Aushandlungsprozessen berücksichtigt wurden.

Dazu gehört auch, dass die bereits produzierten Bildwelten nicht unkritisch weiterverwendet und -verbreitet werden dürfen. Ergänzende Forschung zu den visuell vermittelten Erzählungen, die sich hinter einzelnen Bildelementen und Bildtypen verbergen, wäre hilfreich, um das Verständnis von deren Zukunftsvorstellungen und Zielgruppen zu schärfen - und damit auch die Diversifizierung von Aushandlungsprozessen zu unterstützen. Vorbild hierfür kann die Smart-City-Forschung sein, die für die unter diesem Begriff versammelten Stadtentwicklungsprojekte bereits konkrete Legitimationsdiskurse, blinde Flecken oder gezielte Auslassungen in Bezug auf die zukünftigen Nutzer*innen der dargestellten Stadträume benennt (bspw. Bauriedl/Strüver 2017).

Außerdem muss erforscht werden, inwiefern der imaginäre Raum, der durch den Einsatz von Renderings entsteht, die später gebauten Räume

Renderings

beeinflusst. Angesichts von Hinweisen darauf, dass heutige Architektur auf fotografische Bilder hin entworfen wird (Tafel 2019), liegt die Vermutung nahe, dass Renderings mit ihrer fotorealistischen Darstellungsweise zu ebendieser Tendenz beitragen.

Es gibt also Potenzial für eine andere Form der Kommunikation mit und über Renderings in Planungsprozessen. Aber sind Renderings selbst als kreatives Medium in Aushandlungsprozessen denkbar? Können sie sogar für die Darstellung von Unsicherheiten, Spekulationen und Konflikten genutzt werden, die in Planungsprozessen grundsätzlich angelegt sind? Um diese Fragen zu beantworten, muss mit neuen Formen von Visualisierung und Kommunikation experimentiert werden, die vorhandene Renderings miteinbeziehen und kontextabhängig auf ihre Legitimationswirkung hin befragen, aber eine größere Vielfalt von Zukunftsvisionen berücksichtigen und Gegendarstellungen entwerfen. Wenn dies gelingt, kann eine größere Vielfalt von Akteur*innen und Zukunftsvisionen Teil von Aushandlungsprozessen für Stadtentwicklungsprojekte werden.

Dieser Artikel wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und den Open-Access-Publikationsfonds des Leibniz Instituts für Raumbezogene Sozialforschung gefördert. Herzlichen Dank an Niklas Kuckeland für die unermüdliche Unterstützung.

Endnoten

- [1] Mein Promotionsvorhaben zu Renderings in Planungsprozessen ist Teil des Sonderforschungsbereichs (SFB) 1265 „Re-Figuration von Räumen“ an der TU Berlin sowie des Teilprojekts „Digitale städtebauliche Planung“ am Leibniz Institut für Raumbezogene Sozialforschung und wird seit 2018 von der DFG gefördert.
- [2] Eine Darstellung der Bildtypen von Hudson Yards findet sich in Sophie Mélix und Gabriela Christmanns „Rendering affective atmospheres“ (i. E.). Darin nehmen wir unter anderem den Aspekt der Homogenisierung von Bildwelten als eines der Mittel zur visuellen Kommunikation über affektive Atmosphären in den Blick.

Autor_innen

Sophie Mélix forscht zu Architektur und Stadtplanung mit einem Fokus auf Visualisierungen und die Digitalisierung der Planung seit den 1960er Jahren.
sophie.melix@campus.tu-berlin.de

Literatur

- Acuto, Michele (2010): High-rise Dubai urban entrepreneurialism and the technology of symbolic power. In: *Cities* 27/4, 272-284.
- Ajibade, Idowu (2017): Can a future city enhance urban resilience and sustainability? A political ecology analysis of Eko Atlantic city, Nigeria. In: *International Journal of Disaster Risk Reduction* 26, 85-92.
- Bauriedl, Sybille / Strüver, Anke (2017): Smarte Städte. Digitalisierte urbane Infrastrukturen und ihre Subjekte als Themenfeld kritischer Stadtforschung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/1-2, 87-104.

- Beckert, Jens (2011): Imagined futures. Fictionality in economic action. In: MPIfG Discussion Paper 11/8.
- Boeck, Filip de (2012): Spectral Kinshasa. Building the city through an architecture of words. In: Tim Edensor / Mark Jayne (Hg.), *Urban theory beyond the West. A world of cities*. New York: Routledge, 311-328.
- Capps, Kriston (2019): The hidden horror of Hudson Yards is how it was financed. <https://www.citylab.com/equity/2019/04/hudson-yards-financing-eb5-investor-visa-program-immigration/586897/> (letzter Zugriff am 23.3.2020).
- CBS New York (2019): At last, NYC's new treasure, Hudson Yards, is set to open. <https://newyork.cbslocal.com/2019/03/11/hudson-yards-manhattan-west-side-vessel-the-shed/> (letzter Zugriff am 18.4.2020).
- Christmann, Gabriela / Singh, Ajit / Stollmann, Jörg / Bernhardt, Christoph (2020): Visual communication in urban design and planning. The impact of mediatisation(s) on the construction of urban futures. In: *Urban Planning* 5/2, 1-9.
- Code Green (2015): Agbolé. A living city initiative for Eko Atlantic City. https://www.boell.de/sites/default/files/uploads/2015/06/code_green_report_02072014.pdf (letzter Zugriff am 14.7.2021).
- Côté-Roy, Laurence / Moser, Sarah (2018): „Does Africa not deserve shiny new cities?“. The power of seductive rhetoric around new cities in Africa. In: *Urban Studies* 56/12, 2391-2407.
- Datta, Ayona (2017): Introduction. Fast cities in an urban age. In: Ayona Datta / Abdul Shaban (Hg.), *Mega-urbanization in the global south. Fast cities and new urban utopias of the postcolonial state*. London/New York: Routledge, 1-27.
- Degen, Monica / Melhuish, Clare / Rose, Gillian (2017): Producing place atmospheres digitally. Architecture, digital visualisation practices and the experience economy. In: *Journal of Consumer Culture* 17/1, 3-24.
- Delphine / Witte, Patrick / Spit, Tejo (2019): Megaprojects – An anatomy of perception. Local people's perceptions of megaprojects: The case of Suramadu, Indonesia. In: *disP – The Planning Review* 55/2, 63-77.
- Eisele, Ines (2018): Eko Atlantic City. Megaprojekt auf Abwegen? <https://www.dw.com/de/eko-atlantic-city-megaprojekt-auf-abwegen/a-43223787> (letzter Zugriff am 18.4.2020).
- Eko Atlantic Sales Office (2012): Eko Atlantic. Live and work. <https://www.ekoatlantic.com/media/> (letzter Zugriff am 3.6.2019).
- Ferrando, Davide Tommaso (2018): The city as advertising. <https://amateurcities.com/the-city-as-advertising/> (letzter Zugriff am 23.3.2020).
- Fisher, Bridget / Leite, Flávia (2018): The cost of New York City's Hudson Yards redevelopment project. New York: Schwartz Center for Economic Policy Analysis. <https://doi.org/10.13140/RG.2.2.36186.18887>.
- Global Construction Review (2015): „Totally excluded“. Nigerian architects and engineers demand share of growing workload. <http://www.globalconstructionreview.com/news/totally-excluded-niger8ia0n-ar4ch2it0e6c4t2s-0a8nd/> (letzter Zugriff am 18.4.2020).
- Goodfellow, Tom (2017): Urban fortunes and skeleton cityscapes. Real estate and late urbanization in Kigali and Addis Ababa. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 41/5, 786-803.
- Grubbauer, Monika (2010): The high-rise office tower as a global „type“. Exploring the architectural world of Getty Images and co. In: Michael Guggenheim / Ola Söderström (Hg.), *Re-shaping cities. How global mobility transforms architecture and urban form*. London/ New York: Routledge, 63-80.
- Grubbauer, Monika (2017): Perspektiven einer Politisierung von Planungsprozessen jenseits lokaler Mobilisierungen. Kommentar zu Lucius Burckhardts „Wer plant die Planung?“. In: *suburban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/1-2, 137-146.
- Halle, David / Tiso, Elisabeth (2014): *New York's new edge. Contemporary art, the high line, and urban megaprojects on the far West Side*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Harvey, David (2000): *Spaces of hope*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Renderings

- Harvey, David (2001): Globalization and the „spatial fix“. In: *Geographische Revue* 3/2, 23-30.
- Healey, Patsy (2013): Circuits of knowledge and techniques. The transnational flow of planning ideas and practices. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 37/5, 1510-1526.
- Heeg, Susanne (2018): Internationale Standorte und globale Immobilien. Lässt sich eine Angleichung der Städte infolge einer Globalisierung der Immobilienwirtschaft feststellen? In: *kuckuck. notizen zur alltagskultur* 33/2, 32-36.
- Hoelzl, Ingrid / Marie, Rémi (2015): *Softimage. Towards a new theory of the digital image.* Bristol/Chicago: Intellect.
- Houdart, Sophie (2008): Copying, cutting and pasting social spheres. Computer designers' participation in architectural projects. In: *Science & Technology Studies* 21/1, 47-63.
- Houdart, Sophie (2013): *Peupler l'architecture. Les catalogues d'êtres humains à l'usage des concepteurs d'espace.* In: *Revue d'anthropologie des connaissances* 7/4, 761-784.
- Humphrey, Caroline (2020): Real estate speculation. Volatile social forms at a global frontier of capital. In: *Economy and Society* 49/1, 116-140.
- Jacobs, Jane M. (2006): A geography of big things. In: *cultural geographies* 13/1, 1-27.
- Kenis, Anneleen / Lievens, Matthias (2017): Imagining the carbon neutral city. The (post)politics of time and space. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 49/8, 1762-1778.
- Kimmelman, Michael (2019): Hudson Yards is Manhattan's biggest, newest, slickest gated community. Is this the neighborhood New York deserves? <https://www.nytimes.com/interactive/2019/03/14/arts/design/hudson-yards-nyc.html> (letzter Zugriff am 13.6.2019).
- Knikker, Jan / Davidson, Alex (2016): In defense of renders and trees on top of skyscrapers. <https://www.archdaily.com/783045/in-defense-of-renders-and-trees-on-top-of-skyscrapers-mvrdv> (letzter Zugriff am 27.4.2020).
- Lim, Chwen Jeng (2013): London short stories. Drawing narratives. In: *Architectural Design* 83/5, 102-107.
- Llinares, Carmen / Iñarra, Susana (2014): Human factors in computer simulations of urban environment. Differences between architects and non-architects' assessments. In: *Displays* 35/3, 126-140.
- Lordick, Daniel (2012): Die Entkoppelung von Entwurf und Darstellung. Kommentar. In: *competition* 2, 78-80.
- Lukas, Michael / Brück, Andreas (2018): Urban policy mobilities und globale Produktionsnetzwerke. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 6/2-3, 69-90.
- MAS – The Municipal Art Society of New York (2017): The Accidental Skyline: 2017. <https://www.mas.org/news/the-accidental-skyline-2017/> (letzter Zugriff am 14.7.2021).
- Melhuish, Clare / Degen, Monica / Rose, Gillian (2016): „The real modernity that is here“. Understanding the role of digital visualisations in the production of a new urban imaginary at Msheireb downtown, Doha. In: *City & Society* 28/2, 222-245.
- Mélix, Sophie / Christmann, Gabriela (i. E.): Renderings affective atmospheres. The visual construction of spatial knowledge about urban development projects. In: *Urban Planning* 7/3.
- Mélix, Sophie / Singh, Ajit (2021): Die visuelle Refiguration urbaner Zukünfte. Zur Prozessualität von digitalen Architekturvisualisierungen am Beispiel von Hudson Yards in New York. In: Martina Löw / Volkan Sayman / Jona Schwerer / Hannah Wolf (Hg.), *Am Ende der Globalisierung. Über die Refiguration von Räumen.* Bielefeld: transcript, 231-256.
- Minkjan, Mark (2016): What this MVRDV rendering says about architecture and the media. https://failedarchitecture.com/what-this-mvrdv-rendering-says-about-architecture-and-media/?utm_medium=website&utm_source=archdaily.com (letzter Zugriff am 27.4.2020).
- Noorloos, Femke van / Avianto, Diky / Opiyo, Romanus Otieno (2019): New master-planned cities and local land rights. The case of Konza Techno City, Kenya. In: *Built Environment* 44/4, 420-437.
- Noorloos, Femke van / Kloosterboer, Marjan (2018): Africa's new cities. The contested future of urbanisation. In: *Urban Studies* 55/6, 1223-1241.

- Oyedeji, Bukky (2015): Auf Sand gebaut. Eko Atlantic City. <https://www.boell.de/de/2015/06/11/auf-sand-gebaut-eko-atlantic-city> (letzter Zugriff am 18.4.2020).
- Raco, Mike / Durrant, Daniel / Livingstone, Nicola (2018): Slow cities, urban politics and the temporalities of planning. Lessons from London. In: *Environment and Planning C: Politics and Space* 36/7, 1176-1194.
- Robinson, Jennifer (2016): Thinking cities through elsewhere. Comparative tactics for a more global urban studies. In: *Progress in Human Geography* 40/1, 3-29.
- Rose, Gillian / Degen, Monica / Melhuish, Clare (2014): Networks, interfaces, and computer-generated images. Learning from digital visualisations of urban redevelopment projects. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 32/3, 386-403.
- Roy, Ananya (2011): The blockade of the world-class city. Dialectical images of Indian urbanism. In: Ananya Roy / Aihwa Ong (Hg.), *Worlding cities. Asian experiments and the art of being global*. Malden: Wiley-Blackwell, 259-278.
- Satgé, Richard de / Watson, Vanessa (2018): *Urban planning in the global south. Conflicting rationalities in contested urban space*. Cham: Springer International Publishing.
- Sawyer, Lindsay (2019): Natures remade and imagined. „World city“ beautification and real estate reclamation in Lagos. In: Henrik Ernstson / Sverker Sörlin (Hg.), *Grounding urban natures. Histories and futures of urban ecologies*. Cambridge: MIT Press, 83-107.
- Sood, Ashima (2019): Speculative urbanism. In: Anthony Orum (Hg.), *The Wiley Blackwell encyclopedia of urban and regional studies*. Hoboken: Wiley, 1-3.
- Tafel, Cornelius (2019): *Architektur und Bild*. In: Christian Illies (Hg.), *Bauen mit Sinn. Schritte zu einer Philosophie der Architektur*. Wiesbaden: Springer VS, 257-263.
- Tyler, Jessica / Bendix, Aria (2019): Hudson Yards is the most expensive real-estate development in US history. Here's what it's like inside the \$25 billion neighborhood. <https://www.businessinsider.com/hudson-yards-tour-of-most-expensive-development-in-us-history-2018-9?r=DE&IR=T> (letzter Zugriff am 18.4.2020).
- Watson, Vanessa (2014): African urban fantasies. Dreams or nightmares? In: *Environment and Urbanization* 26/1, 215-231.
- Zeiderman, Austin / Kaker, Sobia Ahmad / Silver, Jonathan / Wood, Astrid (2015): Uncertainty and urban life. In: *Public Culture* 27/2 (76), 281-304.

Renderings. Visual worlds for the legitimization of speculative urban development projects

Renderings contribute significantly to the legitimization of speculative urban development projects. This article explains how this specific form of digital visualization is used to create comprehensive visual worlds within the respective planning processes and how these become effective. Based on the example of two megaprojects – Eko Atlantic in Lagos (Nigeria) and Hudson Yards in New York (USA) – I show how the use of renderings creates imaginary spaces, adding symbolic value to the planned urban environments: through photorealistic renderings composed of digital elements, as well as a through a highly homogenized image production with local adaptations that develops specific dynamics within the planning processes. A vision of a seamless and predictable future is thereby created and potential conflicts are visually flattened. This hides the imaginary character of the visual worlds – and obscures their speculative role in the planning process. It is discussed how this ambivalence can be made productive to take into account a greater diversity of visions of the future in planning processes.

Was ist Stadt? Was ist Kritik?

Einführung in die Debatte zum Jubiläumsheft von sub\urban

Nikolai Roskamm, Lisa Vollmer

Im Heft zum zehnjährigen Jubiläum von sub\urban mit dem Themenschwerpunkt „sub\X: Verortungen, Entortungen“ veröffentlichen wir eine Debatte, die von den bisherigen in unserer Zeitschrift in dieser Rubrik geführten textlichen Diskussionen abweicht. Im Vorfeld der Planungen für unsere Jubiläumsausgabe haben wir die aktuellen Mitglieder unseres wissenschaftlichen Beirats darum gebeten, in kurzen Beiträgen zwei grundlegende Fragen kritischer Stadtforschung zu diskutieren: Was ist Stadt? Was ist Kritik?

Der Beirat von sub\urban besteht aus Vertreter*innen der verschiedenen Bereiche, in denen kritische Stadtforschung betrieben wird – also etwa Soziologie, Geographie, Europäische Ethnologie, Politikwissenschaft, Planung, Kulturwissenschaft und Architektur. Was ein wissenschaftlicher Beirat eigentlich macht, ist nirgendwo genau festgelegt. Im Grunde verfolgen wir mit unserem Beirat vor allem das Ziel, ein Netzwerk aufzubauen und zu pflegen, in dem kritisch Stadtforschende zusammenkommen und die Entwicklung des Projekts sub\urban begleiten und unterstützen. Der Beirat funktioniert für uns als Gesprächspartner, mit dem wir unsere Themensetzungen diskutieren können sowie als Personenkreis, aus dem heraus immer wieder neue Themen in die Zeitschrift hineingebracht werden.

Als wir Mitte 2021 damit anfangen, unser Jubiläumsheft zu konzipieren, kamen wir auf die Idee, eine Debatte innerhalb des wissenschaftlichen Beirats von sub\urban zu initiieren. Zum einen, so unser Gedanke, wird es damit möglich, einen Stand zu einem Thema abzubilden, das wir unserer Zeitschrift als Daueraufgabe in die Wiege gelegt haben: Die Diskussion darüber, was kritische Stadtforschung eigentlich ausmacht und was sie zusammenhält. Zum anderen können wir mit diesem Konzept den Beirat für die Leser*innen von sub\urban sichtbarer machen und

die in unserem näheren Umfeld versammelten Positionen und Haltungen in den Fokus rücken.

Jubiläen sind Gelegenheiten, über das große Ganze nachzudenken und daher haben wir – nach einigen durchaus kontrovers geführten Diskussionsrunden innerhalb des Redaktionskollektivs – den Mitgliedern unseres wissenschaftlichen Beirats folgende Fragen gestellt:

- (1) Was ist Stadt? Oder: mit was für einem Stadtbegriff arbeitet Ihr/arbeiten Sie in Eurer/Ihrer eigenen Forschung?
- (2) Was ist Kritik? Oder: Gibt es eine spezifische Form von Kritik, die Ihr/Sie in Euren/Ihren Arbeiten fokussiert/fokussieren?

Die Debatte hat in diesem Fall also keinen längeren Text als Aufschlag, sondern lediglich die beiden Fragestellungen. Von den Beiträgen erhoffen wir uns, wie wir in der Einladung zur Debatte formuliert haben, vielmehr stimmige Positionierungen der kritischen Stadtforschung, die einerseits unterschiedliche Standpunkte und Zugänge aufzeigen und andererseits dazu anregen, über mögliche Entwicklungsperspektiven nachzudenken. Natürlich, auch das haben wir schon in die Einladung geschrieben, sollte es ebenso zulässig wie erwünscht sein, die Relevanz und (Un)Sinnigkeit unserer Fragestellung selbst zu hinterfragen.

Dieser letztgenannte Punkt bedarf an dieser Stelle vielleicht noch einer Vertiefung. Dass der Frage „was ist“ – also der Frage nach dem Kern kritischer Stadtforschung – selbst ein kritisches Moment innewohnt, war uns selbstverständlich von Anfang an bewusst. Wer die Frage nach dem Sein – von Stadt, von Kritik[1], von kritischer Stadtforschung – stellt, gerät (ob gewollt oder nicht) auf eine ontologische Ebene, also dorthin, wo das eigene Selbst zur Debatte steht, in einen Bereich, in dem schwergängiges und metaphysisches Geschütz aufgefahren zu werden droht. Ein solches „Ontologisieren“ ist gerade in der kritischen Forschung nicht allseits beliebt – das wurde bereits in früheren *sub\urban*-Debatten angesprochen und diskutiert (etwa bei Belina 2014).[2] Als Argument gegen eine Diskussion auf dieser Ebene (also gegen das Stellen solcher Seinsfragen) wird gerne vorgebracht, dass die Sozialwissenschaften sich bewusst schon seit Langem von jeglicher Art „metaphysischen Denkens“ verabschiedet hätten und daher wenig Sinn und Nutzen in sozialtheoretischen Spekulationen sähen.

Dennoch sind wir der Auffassung – und deshalb haben wir uns entschieden, die Fragen („Was ist Stadt? Was ist Kritik?“) an den Anfang dieser Debatte zu stellen –, dass solche grundlegenden Überlegungen notwendig

Was ist Stadt? Was ist Kritik?

sind, oder vielleicht eher, dass sie sich nicht systematisch vermeiden lassen. Wer kritische Stadtforschung betreibt, so unsere Annahme, sollte eine Idee davon haben, was Stadt in diesem Feld ausmacht und auch davon, welches Kritische es ist, das den eigens kritisch genannten Ansatz begründet. Zudem eröffnet gerade das Herunterbrechen auf die das Feld konstituierenden Begrifflichkeiten nicht nur eine Vielzahl möglicher Ansätze, sondern eben auch gute Einblicke in die sehr unterschiedlichen Heran- und Umgehungsweisen von kritisch Stadtforschenden dieser Tage.

Die 18 Beiträge, die wir in dieser Debatte versammeln konnten, wählen dann auch sehr unterschiedliche Ansätze, die von uns gestellten großen Fragen zu diskutieren. Einige thematisieren das Grundlegende unserer Fragen (nur wenige kritisieren es), einige stören sich offenbar nicht an dem von uns gewählten Ansatz und gehen umstandslos dazu über, von möglichen Richtungen, Schauplätzen und Entwicklungen von Stadt, Kritik und Stadtforschung zu berichten. Das bewusste Offenlassen und die grundlegende Fragestellung haben zu einer wirklich vielfältigen, unterschiedlichen und gerade auch in ihrer Gesamtschau enorm spannenden Annäherung an Möglichkeiten und Unmöglichkeiten kritischer Stadtforschung geführt – das zumindest ist die Einschätzung des sub|urban-Redaktionskollektivs. Aber lest selbst!

Die Bauhaus-Universität Weimar unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Endnoten

- [1] Die Frage nach der Kritik verweist zusätzlich auf berühmt gewordene Vorträge, die dieselbe Frage gestellt haben (Foucault 1997; Butler 2009).
- [2] In einer der wenigen Absagen auf unsere Einladung zu einer Teilnahme an unserer Debatte zweifelt ein Beiratsmitglied daran, was „der Gewinn von universalen Antworten zu diesen (letztlich sehr ontologischen) Fragen“ sein könnte.

Autor_innen

Nikolai Roskamm forscht zu den Schwerpunkten Stadt- und Raumtheorie, Politische Theorie, Planungstheorie, Wissenschafts- und Städtebaugeschichte, Urbanismus/Stadtplanung, Städtische Aneignungsprozesse.
nikolai.roskamm@fh-erfurt.de

Lisa Vollmer ist interdisziplinäre Stadt- und Bewegungsforscherin. Ihre Forschungsinteressen sind soziale Bewegungen, Wohnungspolitik und politische Theorie.
lisa.vollmer@metropolitanstudies.de

Literatur

Belina, Bernd (2014): Warum denn gleich ontologisieren? Und wenn nicht, warum dann ANT? Kommentar zu Alexa Färbers „Potenziale freisetzen“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/1, 104-109.

Butler, Judith (2009): Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. In: Rahel Jaeggi / Tilo Wesche (Hg.), Was ist Kritik? Berlin: Suhrkamp, 221-246.

Foucault, Michel (1997): „What is critique? “. In: Sylvère Lotringer / Lysa Hochroth (Hg.), The politics of truth. New York: Semiotext(e), 23-82.

Was ist urban?

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Harald Bauder

„Urbanität“ ist ein epistemologischer Begriff, der keine zugrunde liegende Essenz besitzt. Aus geographischer Perspektive interpretiere ich diesen Begriff – grob anlehnend an Henry Lefebvres Arbeit zu Raum (Lefebvre 1991) – in verschiedener Weise. „Urban“ kann einen *administrativen* Raum beschreiben, der durch die territorialen Grenzen einer Stadtverwaltung bestimmt ist. Zum Beispiel definieren Stadtverwaltungen in New York, Berlin oder Toronto ihre Bevölkerung durch territoriale administrative Stadtgrenzen. Personen, die innerhalb der Stadtgrenzen wohnen, können sich New YorkerInnen, BerlinerInnen oder Torontonians nennen; wer außerhalb der Stadtgrenzen wohnt, kann dies meist nicht. In meiner Forschung zu solidarischen Städten zeige ich, dass dieser administrative Raum sozialer Ungleichheit und Ausgrenzung entgegenwirken kann (Bauder 2021). In Kommunen werden zum Beispiel politische Auseinandersetzungen geführt, um Stadtbewohner_innen, denen der Nationalstaat Aufenthaltspapiere verweigert, als gleichberechtigte Bürger zu behandeln, die ein Recht auf kommunale Dienstleistungen besitzen. Auch andere soziale und politische Kämpfe, etwa um das Recht auf erschwinglichen Wohnraum werden häufig in diesem administrativen Raum ausgetragen.

Der *gelebte* urbane Raum hält sich allerdings nicht an diese administrativen Grenzen. Viele Menschen wohnen, arbeiten und agieren in einem geographisch zusammenhängenden urbanen Raum, der jedoch nicht unbedingt durch kommunale Grenzen definiert wird. Auch in einem gelebten urbanen Raum finden soziale und politische Kämpfe statt, zum Beispiel in Bezug auf Nachhaltigkeit, eine gerechte Verteilung von Ressourcen oder den Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen und Verkehrsmitteln. Dieser gelebte urbane Raum besitzt in der Regel weniger scharfe territoriale Außengrenzen und ist eher relational.

Ökonomische und politische urbane Räume durchbrechen aber auch die territoriale Container-Logik, die dem administrativen und häufig

auch dem gelebten urbanen Raum zugrunde liegt. Saskia Sassen hat bereits vor Jahrzehnten beschrieben, wie *global cities* in verschiedenen Nationalstaaten und Kontinenten durch das internationale Finanzwesen sowie Immobilienmärkte miteinander verknüpft sind. Urbane Räume sind auch politisch miteinander vernetzt – oftmals über nationale Grenzen hinweg – beispielsweise durch Partnerschaften oder Organisationen wie *Eurocities* und aktivistische Netzwerke wie *solidarity-city.eu*. In meiner Forschung symbolisiert „urban“ einen Raum, in dem sich soziale und politische Kräfte hegemonialen globalen Prozessen sowie nationalen Politiken und Interessen widersetzen und versuchen, diesen entgegenzuwirken.

Dieser *symbolische* Aspekt bedeutet allerdings nicht, dass der urbane Raum unkritisch als nicht-hegemonial oder von Natur aus demokratisch vorausgesetzt werden kann (Purcell 2006). Viele städtische AkteurInnen grenzen aktiv Personen aus, initiieren oder unterstützen deren Illegalisierung. *Racial profiling* und Diskriminierungen aufgrund von Herkunft, Staatszugehörigkeit oder sexueller Orientierung finden oft auf urbaner Ebene statt. Kritik muss deshalb das widersprüchliche Potenzial des Urbanen ständig im Auge behalten und in bestehende hegemoniale Verhältnisse intervenieren.

Weil soziale und politische Kämpfe auf unterschiedlichen Maßstabsebenen und in vielschichtigen Netzwerken ausgetragen werden, bedeutet Kritik für mich auch, dass der epistemologische geographische Begriff des Urbanen nicht fixiert werden darf. Die Möglichkeit, „urban“ und „Urbanität“ immer wieder neu zu definieren und neue Maßstabsebenen zu beschreiben ist nicht nur ein wichtiger Teil der Wissensproduktion der kritischen Stadtforschung. Sie ist ebenso ein politisches Projekt.

Dieser Artikel wurde durch Mittel des Open Access Publikationsfonds der Ryerson University Toronto gefördert.

Autor_innen

Harald Bauder ist Humangeograph mit Forschungsinteresse an städtischer Migrant*innen- und Geflüchteten-solidarität, Zuflucht und Gastfreundschaft.
hbauder@ryerson.ca

Literatur

Bauder, Harald (2021): Urban migrant and refugee solidarity beyond city limits. In: *Urban Studies* 58/16, 3213-3229.

Lefebvre, Henri (1991): *The production of space*. Oxford: Blackwell.

Purcell, Mark (2006): Urban democracy and the local trap. In: *Urban Studies* 43/11, 1921-1941.

Stadt als Metabolismus: Ort der Nicht-Nachhaltigkeit und der Kämpfe für Umweltgerechtigkeit

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Sybille Bauriedl

1. Konzeption von Stadt in der Urbanen Politischen Ökologie

In meiner Forschung untersuche ich Problemstellungen zur Urbanisierung von Natur mit Ansätzen der Urbanen Politischen Ökologie. Diese betrachtet gesellschaftliche Naturverhältnisse, die (a) in Städten zu erkennen sind und sich auf Fragen lokaler Umweltgerechtigkeit konzentrieren, die (b) von Städten produziert werden und Fragen zu urbanen Materialflüssen relevant machen und die (c) durch Städte erfolgen und Fragen zu den externalisierten Kosten des ressourcenintensiven Stadtlebens erfordern. Damit werden Ausprägungen gesellschaftlicher Naturverhältnisse auf unterschiedlichen Maßstabebenen sichtbar, in denen Städte materiell und diskursiv wirksam werden. David Harvey hat bereits 1973 in seinem Buch *Social Justice and the City* die Einkommensungleichheit zwischen armen und reichen Nachbar*innenschaften sowie die soziale Gerechtigkeit als Ergebnis sozialräumlicher Arbeitsteilung und des ungleichen Zugangs zu gesunder Umwelt in Städten betrachtet (Harvey 1973). Die Urbane Politische Ökologie betrachtet Städte jedoch nicht nur als Orte von Ungleichheitsstrukturen und Ungerechtigkeit, sondern auch als Ermöglichungsräume urbaner Praxis und alternativer gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Zahlreiche Studien beschreiben urbane Grünräume als Orte emanzipatorischer Kämpfe, beispielsweise durch Gemeinschaftsgärten. Die Urbane Politische Ökologie betrachtet Städte außerdem als urbanen Metabolismus (Heynen/Kaika/Swyngedouw 2006). In Städten sind große Mengen an Holz, Stahl, Sand, Asphalt und Zement aus verschiedenen Regionen der Welt gebunden (Gandy 2002). Und insbesondere Industriestädte verursachen einen enormen Material- und Energiedurchfluss. Rohstoffe werden für Städte

und in Städten zu Energie, Nahrung und anderen Produkten verarbeitet. Als Abfälle und Emissionen werden diese in das Umland, in globale Verwertungsströme oder die Atmosphäre zurückgegeben (Keil 2003). Industriestädte sind von einer nachhaltigen (im Sinne von dauerhaften) Nicht-Nachhaltigkeit gekennzeichnet und setzen eine lange Geschichte kolonialer Verflechtungen fort, indem sie eine Ressourcenausbeutung im Globalen Süden betreiben (beispielsweise großflächiger Zement- und Kupferabbau, Anbau von Futterpflanzen, Plantagenökonomie für Tropenfrüchte und Palmöl) und gleichzeitig die sozialen und ökologischen Kosten und Risiken ihrer Produktionsweise wieder zurück in den Süden verlagern und damit die Lasten einer imperialen Lebensweise (Wissen/Brand 2017) externalisieren (beispielsweise die Zerstörung von Biodiversität und tradierter Lebensräume sowie Treibhausgasemissionen).

2. Kritik-Begriff in der Urbanen Politischen Ökologie

Die Urbane Politische Ökologie ist eine kritische Mensch-Umwelt-Forschung. Studien aus diesem Forschungsfeld grenzen sich klar von funktionalistischen Prämissen der Umweltforschung sowie ihren natur- und sozialdeterministischen Theorien ab. In den Fokus rückt sie stattdessen Fragen nach dem Zugang zu natürlichen Ressourcen, dem Ausschluss von und der Kontrolle über diese innerhalb struktureller Hierarchien und globaler Machtkonstellationen. Die Urbane Politische Ökologie nimmt Bezug auf lokale und transnationale Kämpfe emanzipatorischer Bewegungen. Auf der Suche nach handlungs-, planungs- und politikleitenden Vorschlägen für eine nachhaltige Stadtentwicklung ist aus einer kritischen Perspektive zunächst zu klären, welche und wessen Interessen im lokalen und globalen Kontext von Entscheidungsträger*innen gehört und privilegiert werden. Die Kritik der Politischen Ökologie ist in diesem Sinne stets eine Herrschaftskritik, die Ursachen von Krisen analysiert und Bedingungen für Verteilungsgerechtigkeit aufzeigt. Ihre Untersuchungsgegenstände sind die Praktiken der Vermittlung von Gesellschaft und Natur, die sich unter anderem in spezifischen Deutungen von Umweltproblemen, der Inwertsetzung von Ressourcen, Aneignungen von Natur sowie Regulationsweisen gesellschaftlicher Naturverhältnisse zeigen.

Für eine emanzipatorisch-kritische Perspektive auf sozial-ökologische urbane Transformationen ist nach den Bedingungen und Möglichkeiten gesellschaftlicher Veränderungen in unterschiedlichen lokalen, sozialen und kulturellen Kontexten zu fragen sowie nach den Handlungsmöglichkeiten individueller und kollektiver Akteur*innen und den

Stadt als Metabolismus

impliziten gesellschaftsstrukturierenden Herrschaftsverhältnissen. Wer definiert die Aspekte und Kriterien einer Umweltkrise oder deren Bearbeitung? Handelt es sich hierbei primär um eine Krise der ökologischen Vielfalt, um eine Krise der Akkumulation, eine Krise urbaner Umweltgerechtigkeit oder eine Krise der politischen Legitimation von Stadtpolitik?

Autor_innen

Sybille Bauriedl ist Geographin mit den Arbeitsschwerpunkten Klimagerechtigkeit, digitale Transformation, Energiewende, Politische Ökologie, feministische Geographie und postkoloniale Geographie.
sybille.bauriedl@uni-flensburg.de

Literatur

- Gandy, Matthew (2002): *Concrete and clay. Reworking nature in New York City*. Cambridge: MIT Press.
- Harvey, David (1973): *Social justice and the city*. Athens: University of Georgia Press.
- Heynen, Nik / Kaika, Maria / Swyngedouw, Erik (2006): *In the nature of cities. Urban political ecology and the politics of urban metabolism*. London: Routledge.
- Keil, Roger (2003): *Urban political ecology*. In: *Urban Geography* 24/8, 723-738.
- Wissen, Markus / Brand, Ulrich (2017): *Imperiale Lebensweisen. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: Oekom.

Radikale Kritik kapitalistischer Urbanisierung

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Bernd Belina

Zehn Jahre sub\urban sind ein Grund zum Feiern. Die kritische interdisziplinäre Stadtforschung in deutscher Sprache hat dank sub\urban einen Ort, an dem wir die mannigfaltigen Prozesse diskutieren und theoretisieren können, die Städte auf allen räumlichen Maßstabsebenen prägen. Kein Grund zum Feiern ist hingegen, dass viele dieser Prozesse dazu beitragen, dass wir in Verhältnissen leben, „in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (Marx 1976: 385). Noch immer gilt, dass es radikaler Kritik bedarf, um diese „Verhältnisse umzuwerfen“ (ebd.). Noch immer bedarf es dafür eines Verständnisses des Kapitalismus in seiner je konkreten Ausprägung und in seiner Verwobenheit mit sich wandelnden Herrschaftsformen wie Patriarchat, Rassismus und Nationalismus, Homo-, Queer- und Transfeindlichkeit sowie all den anderen Formen hierarchisierenden Ausschlusses, die so vielen Menschen das Leben zur Hölle machen (Arruzza/Bhattacharya/Fraser 2020; Brown 2018; Federici 2012; Harvey 2017). Radikale Kritik hinterfragt diese im Zeitverlauf sich wandelnden und zwischen Räumen sich unterscheidenden herrschenden Verhältnisse. Sie betreibt mithin Aufklärung über sie, um sie in emanzipatorischer Weise zu verändern, ja zu überwinden.

In meiner Arbeit versuche ich an den Kritikbegriff der älteren Kritischen Theorie anzuschließen, die „die Menschen als die Produzenten ihrer gesamten historischen Lebensformen zum Gegenstand“ (Horkheimer 1988: 217) und „das Glück aller Individuen zum Ziel“ (ebd.: 221) hat – „Glück“ verstanden als „materialistischen Begriff der freien, sich selbst bestimmenden Gesellschaft“ (ebd.). Aus dieser Tradition scheint es mir wichtig die Einsicht zu übernehmen, dass ein aufklärerisches Programm, das seine eigenen Voraussetzungen, Verwobenheiten und toten Winkel

nicht miteinbezieht, in Barbarei umzuschlagen droht, wie die Shoah (Horkheimer/Adorno 2016) und – bei allen Unterschieden – die Sowjetunion (Adorno 2018: 205) illustrieren; und dass das Nachdenken über die freie und selbstbestimmte Gesellschaft aufgrund der durch gegenwärtige Ideologien und Verdinglichungen geformten „Gestalt des eigenen Bewußtseins“ (Adorno 2016: 224) eben diese zu reproduzieren neigt, weshalb bereits im „Auspinseln“ (Adorno in Bloch/Adorno 1985: 361) emanzipatorisch gemeinter Utopien der genannte Umschlag in die Barbarei angelegt ist. Dass dies in Folge der Oktoberrevolution verheerende Folgen hatte, war der älteren Kritischen Theorie bewusst und wurde für die jüngere zum Anlass, sich immer weiter vom Marxismus wegzubewegen. Bei Bini Adamczak (2017) hingegen wird es zur Voraussetzung eines neuen Nachdenkens über den Weg zur „utopischen Gesellschaft“ (ebd.: 54) in der Tradition von Marx.

Wie Städte als soziale Formen des Zusammenlebens materiell und als Begriffe kritisch gefasst werden können, um sie in kritischer Stadtforschung zu untersuchen, zu kritisieren und zu verändern, hängt wesentlich von Gegenstand und Fragestellung ab. In meiner Arbeit nutze ich etwa David Harveys Bestimmung der „Urbanisierung des Kapitals“, also der Art und Weise, in der (fiktives) Kapital durch die gebaute Umwelt zirkuliert. Damit untersuche ich (städtische) Boden-, Immobilien- und Mietwohnungsmärkte, kritisiere deren Zumutungen für Viele zugunsten des Vermögenszuwachses Weniger und fordere im Modus der „bestimmten Negation“ (Adorno unter Bezug auf Hegel in Bloch/Adorno 1985: 361) Dekommodifizierung und Demokratisierung. Auch nutze ich Henri Lefebvres (1970) strategische Hypothese der vollständigen Urbanisierung der Gesellschaft, auf Basis derer dieser sich die Überwindung des Kapitalismus infolge eines Aufeinanderprallens von Widersprüchen, von Politisierung und Konflikt erhoffte, um meinerseits Vertreibung aus öffentlichen Räumen, *racial profiling* oder für Autoritarismus offene, „provinzielle“ Denkformen zu kritisieren und ein „Recht auf Stadt“ beziehungsweise auf „Zentralität“ (auch auf dem Land) sowie einen „global sense of place“ (Massey 1991) zu fordern.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Goethe-Universität Frankfurt gefördert.

Autor_innen

Bernd Belina ist Humangeograph mit den Schwerpunkten geographische Stadtforschung, politische Geographie und Kritische Kriminologie.
belina@em.uni-frankfurt.de

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (2016): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. In: Rolf Tiedemann (Hg.), Theodor W. Adorno. *Gesammelte Schriften, Band 4*. Berlin: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (2018): *Negative Dialektik*. In: Rolf Tiedemann (Hg.): Theodor W. Adorno. *Gesammelte Schriften, Band 6*. Berlin: Suhrkamp, 7-412.
- Arruzza, Cinzia / Bhattacharya, Tithi / Fraser, Nancy (2020): *Feminismus für die 99 %*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Bloch, Ernst / Adorno, Theodor W. (1985): *Etwas fehlt... Über die Widersprüche der utopischen Sehnsucht. Ernst Bloch im Gespräch mit Theodor W. Adorno*. In: Ernst Bloch, *Tendenz, Latenz, Utopie. Werkausgabe, Ergänzungsband*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 350-367.
- Brown, Wendy (2018): *Die schleichende Revolution*. Berlin: Suhrkamp.
- Federici, Silvia (2012): *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. Wien: Mandelbaum.
- Horkheimer, Max (1988): *Traditionelle und kritische Theorie*. In: Alfred Schmidt (Hg.): Max Horkheimer. *Gesammelte Schriften, Band 4*. Frankfurt am Main: Fischer, 162-225.
- Horkheimer, Max / Adorno, Theodor W. (2016): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Lefebvre, Henri (1970): *La révolution urbaine*. Paris: Gallimard.
- Marx, Karl (1976): *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung*. In: Karl Marx / Friedrich Engels, *Werke, Band 1*. Berlin: Dietz, 378-391.
- Massey, Doreen (1991): *A global sense of place*. In: *Marxism Today* 34/6, 24-29.

Vom Begehren des doing otherwise

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Beate Binder

Als Kulturanthropologin fällt es mir leicht, mein Verständnis von Kritik an Margot Weiss' (2016) Überlegungen anzuschließen. Unter dem Titel *Discipline and desire* führt Weiss aus, wie das Begehren nach einem „doing otherwise“ sowohl davon motiviert ist, sich von etablierten Wegen des Denkens und Analysierens zu lösen, als auch von der Suche „for an object and a mode of analysis that could do justice to our hopes and dreams – political or analytical (or both)“ (ebd.: 182). Queerness und Anthropologie sind für sie Orte alternativer Möglichkeiten und des Strebens nach einer besseren Zukunft, allerdings nur, wenn weder Forschung noch politische Aspirationen vorschnell fixiert werden. Stattdessen geht es Weiss eher um eine „shared frustration in the limitations of our ways of knowing to do justice to our objects, or ourselves“ (ebd.). Für mich verbindet sich dieses Wissen um Grenzen mit Foucaults Vorstellung von Kritik als „Kunst der freiwilligen Unknechtschaft“, als Bewegung, „in welcher das Subjekt sich das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin“ (Foucault 1992: 15). Für ethnographisches Arbeiten schließen sich hier allerdings sofort Fragen nach dem Wo, Wie, Woher und Wohin an. Das „doing otherwise“ bedarf für Ethnograph:innen eines Ausgangspunkts, muss Fokus wie Perspektive finden, um sich artikulieren zu können. Shirley Ortner hat darauf aufmerksam gemacht, wie schnell es bei der Suche nach Ausgangspunkten zu Verkürzungen kommen kann. Vor dem Hintergrund des erstarkenden Neoliberalismus als ökonomischer wie gouvernementaler Formation sei die Anthropologie seit den 1980er Jahren gekennzeichnet durch eine zunehmende Fokussierung „on the harsh dimensions of social life (power, domination, inequality, and oppression), as well as on the subjective experience of these dimensions in the form

of depression and hopelessness“ (Ortner 2016: 47). Neben dieser „dark anthropology“ beobachtet sie eine Hinwendung zum „Positiven“, zu Fragen von Glück, Zufriedenheit, zur Aushandlung moralischer Ordnungen und Fürsorgebeziehungen. Diese „anthropology of the good“ könne und wolle zeigen, dass neben den ohne Zweifel kritikwürdigen Effekten neoliberaler Regime auch Möglichkeitsräume eines anderen – besseren – Lebens existierten (ebd.: 60). Allerdings tendierten solche Studien gelegentlich dazu, die Dominanz von Unrechtsregimen auszublenden. Erst wenn beide Ansätze in Beziehung zueinander gebracht würden, könnten Anthropolog:innen, und hier schließt Ortner an Arjun Appadurai an, zu „mediators, facilitators, and promoters of the ethics of possibility“ werden und die Vielfalt möglicher anderer – besserer – Zukünfte sichtbar werden lassen (ebd.: 65, dort zitiert: Appadurai 2013: 299). Ob dann, in der Unterscheidung von Charles Hale (2006), die Forschung in Form einer „cultural critique“ oder als „activist research“ umgesetzt wird, scheint Ortner zweitrangig. Ob also die sozialen Kämpfe der Zeit in Solidarität, aber ohne eigene Beteiligung in den Blick genommen werden oder ob das eigene Engagement den Ausgangspunkt der Forschung bildet, ist für sie nicht entscheidend. Wichtig sei vielmehr, das Sichtbarmachen der machtvollen Effekte neoliberaler Regime und die multiplen Formen des Widerstehens nicht als Gegensatz, sondern in ihrer Relationalität zueinander zu verstehen. Eine solche doppelte Forschungsstrategie könnte dann, so möchte ich ergänzen, in eine *conjunctural analysis* eingebettet werden, die das Zusammentreffen von übergreifenden Dynamiken und Gesellschaftsformationen mit besonderen Momenten, situiertem politischen Handeln und sozialen Kämpfen zu durchdringen sucht (vgl. Ege 2021).

Was bietet sich Besseres an für einen solchen doppelten Zugriff als die Stadt und das Urbane? Stadt, verstanden als Versammlung sich überlappender Räume und Lebenswelten, von Infrastrukturen und bürokratischen Ordnungsprozessen, als Assemblage, in der widersprüchliche Kräfte wirken, verweigert sich ebenfalls der Fixierung (vgl. Blok/Farías 2016). Je nach Perspektivierung und egal, ob als Ort oder Gegenstand der Forschung, nehmen die Stadt und das Urbane unterschiedliche Gestalt an. Hier artikulieren sich Effekte neoliberaler Regime ebenso wie mannigfaltige Potenzialitäten eines „doing otherwise“ und verbinden sich miteinander. Unser Engagement sollte auch hier weiter den Versuchen eines „anderen“ Handelns gelten, um beidem gerecht zu werden, dem Objekt der Forschung wie unseren eigenen (politischen) Überzeugungen

Vom Begehren des *doing otherwise*

– „knowing that institutional closure also might open us to new ways of knowing, and achieving, that which we held most dear“ (Weiss 2016: 182).

Autor_innen

Beate Binder forscht in der Europäischen Ethnologie zu den Themen Geschlecht, Stadtanthropologie, Politik- und Rechtsanthropologie, Politik und Praktiken der Erinnerung sowie im Bereich feministischer Kulturanthropologie.

beate.binder@hu-berlin.de

Literatur

Appadurai, Arjun (2013): *The future as cultural fact: Essays on the global condition*. London u. a.: Verso.

Blok, Anders / Farías, Ignacio (2016): *Introducing urban cosmopolitics: Multiplicity and the search for a common world*. In: Anders Blok / Ignacio Farías (Hg.), *Urban cosmopolitics: Agencements, assemblies, atmospheres*. London/New York: Routledge, 1-22.

Ege, Moritz (2021): *Konjunktur/Konstellation*. In: Peter Hinrichs / Martina Röthl / Manfred Seifert (Hg.), *Theoretische Reflexionen*. Berlin: Reimer, 177-194.

Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.

Hale, Charles R. (2006): *Activist research v. cultural critique: Indigenous land rights and the contradictions of politically engaged anthropology*. In: *Cultural Anthropology* 21/1, 96-120.

Ortner, Sherry B. (2016): *Dark anthropology and its others: Theory since the eighties*. In: *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 6/1, 47-73.

Weiss, Margot (2016): *Discipline and desire: Feminist politics, queer studies, and new queer anthropology*. In: Ellen Lewin / Leni M. Silverstein (Hg.), *Mapping feminist anthropology in the twenty-first century*. New Brunswick: Rutgers University Press, 168-187.

Was ist Stadt?

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Wolf-D. Bukow

Großstädte wie Berlin, Köln oder Hamburg, aber auch sehr viele Kleinstädte sind Beispiele für eine wachsende Attraktivität städtischer, mobiler, diverser und hochindividueller Lebensformen. Das gilt nicht nur für Deutschland, sondern weltweit. Ablesen lässt sich das an Studierenden, Singles und jungen Familien genauso wie an Geflüchteten, die alle in eine Stadt wollen, um urban leben zu können. Und es gilt für alle Altersgruppen und für jede Herkunft. Die städtische Lebensform ist ganz generell zu einem *ubiquitären* Narrativ, zu einem *Urbanitätsnarrativ* geworden. Mit ihm werden Erwartungen an neue Chancen und Spielräume für ein besseres Leben, an mehr Anerkennung für die eigenen Lebensvorstellungen sowie Hoffnungen auf neue gesellschaftliche Möglichkeitsräume kurz gesagt zu einem *Lebenskonstrukt polis* verknüpft.

Gleichzeitig sind die angeführten Städte aber auch Beispiele dafür, dass sich der urbane Raum und die urbane Lebenswirklichkeit nach wie vor sehr problematisch entwickeln. Auch das gilt nicht nur für Deutschland, sondern weltweit. Der *urbane Raum* steht für Segregations- und Homogenisierungstendenzen, für überteuerte Mieten, eine fortschreitende Gentrifizierung, das Überhandnehmen rein profitorientierter Projekte. Beklagt wird ein zunehmender Mangel an lokalen Arbeitsmöglichkeiten, das Verschwinden von Geschäften des alltäglichen Bedarfs, der Rückzug kommunaler und anderer Dienstleistungen aus Quartieren oder eingegliederten Gemeinden, ja mitunter aus ganzen Regionen. Die *polis*-typische soziale wie funktionale Mischung droht zu verschwinden, der urbane Lebensraum zu veröden. So hat die autogerechte Stadt erst den öffentlichen Raum zerstört und ist längst zur größten Umweltbelastung geworden.

Immer mehr kommt es zu Differenzen, ja Diskrepanz zwischen den vom Urbanitätsnarrativ mehr denn je wertgeschätzten urbanen Möglichkeitsräumen für alle einerseits und einer immer stärker eingeschränkten

und umweltbelasteten urbanen Lebenswirklichkeit andererseits. Das vom globalen Urbanitätsnarrativ getragene und von der lokalen Einwohner:innenschaft geteilte Alltagsbewusstsein verliert immer mehr an alltagspraktischer Relevanz und Viabilität (von Glasersfeld 2008 [1997]: 43). Die zusammengehörigkeitsstiftende gesellschaftliche Kraft des Narrativs ist brüchig geworden. Solange es nach dem Zweiten Weltkrieg noch um die Wiederherstellung ganzer Städte und nach der Entindustrialisierung seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts erneut um die technologische Konversion der Städte ging, wurden diese Diskrepanzen noch nicht so stark wahrgenommen. Man gab sich damit zufrieden, wenn es gelang, hier und da überkommene urbane Quartiere zu retten. Heute sind aus den beschriebenen Diskrepanzen längst massive Verwerfungen geworden. Spätestens mit der Jahrtausendwende ist theoretisch allen klar, dass es so nicht weitergehen kann.

Es ist an der Zeit, die wachsenden Diskrepanzen zwischen dem Urbanitätsnarrativ und der urbanen Lebenswirklichkeit als eine stadtgesellschaftliche, ja als eine fundamentale existenzbedrohende Verwerfung zu begreifen. Das bedeutet, sie als eine alles umfassende, basale stadtgesellschaftliche Herausforderung in Angriff zu nehmen. Dies wäre ein sehr ambitioniertes Vorhaben gewesen, das einen kommunalpolitischen Paradigmenwechsel bedeutet hätte. Stattdessen hat man sich auf punktuelle, extrem selektive sowie perspektivisch eingeengte Maßnahmen beschränkt und ansonsten alles beim Alten belassen. Dabei herausgekommen sind monofunktional angelegte Lösungen ohne gesellschaftlichen Kontext, die sich als fachlich einfach umsetzbar und als ökonomisch hochprofitabel erwiesen haben. Allerdings sind die Diskrepanzen dabei in Wahrheit noch größer geworden. Um sich das nicht eingestehen zu müssen, hat man die Maßnahmen ideenpolitisch schöngeredet und versucht, durch *urban labeling* zu einer zukunftsorientierten Stadtentwicklung zu verklären. An dieser *Labeling*-Strategie haben sich erstaunlich viele beteiligt:

- a) *Urban labeling top down*: Die gegenwärtig gehandelten Stadtentwicklungskonzepte von der „Grünen Stadt“ über die „Kreative Stadt“ bis zur „Smart City“ kümmern sich nicht um Urbanität als eine allumfassende Existenzweise, die Wohnen, Arbeiten, Infrastruktur, Vielfalt und vieles mehr engmaschig miteinander verknüpft, sondern gehen *extrem komplexitätsreduziert* und *einseitig* sowie *top down* vor. Sie ignorieren zwangsläufig den konkreten, alltäglichen, von *needs*

bestimmten Lebenszusammenhang sowie die anthropogen gebotene, divers und funktional breit aufgestellte quartierzentrierte stadtgesellschaftliche Wirklichkeit. Stattdessen beschwören sie modische Trends und dekorieren sich mit technologieträchtigen, marketingorientierten Ideen. So entstehen statt 15-Minuten-Städten allenfalls Schlafstädte. Kommunen überlassen Investor:innen Häuserkomplexe, ja ganze Straßenzüge sowie riesige, zur Konversion anstehende Industrie- oder Bahnbrachen. Das Resultat wird am Ende ideenpolitisch zu „nachhaltigen urbanen Quartieren“, zu angeblich dem Klimawandel widerstehenden Zukunftsmodellen verklärt. Wer kennt nicht längst zahllose derartige Fälle? Allein im Kölner Stadtteil Ehrenfeld gibt es zurzeit 14 solcher Bauprojekte, von denen 13 in der Hand von Investor:innen sind, die sich gezielt mit dem Label „urban“ schmücken. Tatsächlich sind es entweder hochpreisige Schlafquartiere oder Bürohauskomplexe, die rein gar nichts mit Urbanität zu tun haben.

- b) *Urban labeling bottom up*: Das *urban labeling* wird aber auch direkt von sich bürgerlich gebenden Initiativen betrieben. So erlebt man, wie angeblich Alteingesessene, häufig jedoch wohlhabende Newcomer versuchen, mit identitätspolitischen Strategien die Deutungshoheit über selbst provozierte Konflikte und Verwerfungen zu übernehmen. Sie beginnen einfach alles, was ihrem „schöner Wohnen“ entgegensteht – von Gewerbetreibenden über „fremdartige“ Gastronomie bis hin zu angeblich das Stadtbild verschandelnden „ausländische“ Lebensgewohnheiten – zu diskreditieren. Wer urbane Vielfalt lebt, wird zum Urbanitätsfeind erklärt und als Teil einer Parallelgesellschaft diskreditiert. Gleichzeitig verkaufen die wohlhabenden Newcomer ihre Anliegen erfolgreich als sozial und ökologisch wertvoll. Auch für solche identitätspolitisch aufgeladenen Urbanitätskonzepte gibt es in jeder Stadt zahllose Beispiele. Der jüngste Fall in Köln ist die Kontroverse um das Kölner Eigelsteinviertel, das noch vor 20 Jahren als Einwandererquartier gefeiert wurde.

Heutzutage ist es angesichts der genannten basalen Probleme, Konflikte und ökologischen Herausforderungen überlebenswichtig, sich bewusst mit Urbanität zu befassen und diese als eine *basale stadtgesellschaftliche* Herausforderung zu verstehen. Alles kommt darauf an, eine entsprechend verankerte urbanitätsbewusste, alles umfassende *synchrone* Stadtentwicklung (Sennet 2019: 255) anzugehen. Das schließt die unterschiedlichsten Fachdisziplinen ebenso ein wie die Stadtbevölkerung

Was ist Stadt?

in ihrer gesamten Diversität hinsichtlich Arbeiten, Wohnen und Zusammenleben, aber auch Infrastruktur, Kultur und Bildung. Letztlich geht es um eine immer wieder neu auszuhandelnde nachhaltige Figuration zwischen einem Narrativ und einem Raum; um ein immer wieder neu zu realisierendes gesellschaftliches Format „Stadtgesellschaft“. Dies ist ein kompaktes soziales Format, das in jedem Stadtquartier als kleinste emergente Einheit von Stadtgesellschaft (Bukow 2020: 7 ff.) den Dauerablauf des Alltags ebenso unabdingbar wie selbstverständlich bestimmt. Eine Zeitschrift *sub|urban*, eine Zeitschrift für kritische Stadtforschung, ist dabei tatsächlich an erster Stelle gefragt.

Autor_innen

Wolf-Dietrich Bukow ist Soziologe mit den Schwerpunkten Migration, Mobilität, Diversität, Quartierforschung und Stadtentwicklung.
wbukow@t-online.de

Literatur

- Bukow, Wolf-Dietrich (2020): Das Quartier wird Basis zukunftsorientierter Stadtentwicklung. In: Nina Berding / Wolf-Dietrich Bukow (Hg.), *Die Zukunft gehört dem urbanen Quartier. Das Quartier als eine alles umfassende kleinste Einheit von Stadtgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, 7-26.
- Glaserfeld, Ernst von (2008 [1997]): *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sennett, Richard (2019): *Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens*. Berlin: Hanser.

Das Urbane konzeptualisieren

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Allan Cochrane

Zwischen der fast schon nachlässigen umgangssprachlichen wie auch akademischen Verwendung des Begriffs des Urbanen[1] – wir alle wissen, wo es liegt – und der Suche nach spezifischeren, gar wissenschaftlichen Definitionen besteht ein schwieriges Verhältnis. Auf den ersten Blick scheint es eine recht leichte Aufgabe, das Urbane städtischer Politik zu identifizieren. Es ist ganz einfach die Politik, die in städtischen Gebieten stattfindet, welche in der Praxis üblicherweise durch die territorialen Grenzen definiert sind, in denen sich der lokale Staat konstituiert.

Aus dieser Perspektive [betrachtet] lässt sich die Politik von Stadt- und Metropolregierungen als der formale Ausdruck städtischer Politik begreifen. Aber natürlich impliziert solch eine Formulierung ein allzu enges und begrenztes Verständnis des „Urbanen“, da sie die politischen Möglichkeiten und Problematiken städtischen Lebens [*urban life*] nicht erfasst. Ein Weg, der hier weiterführen könnte – und den ich beschreiten möchte – besteht darin, die Alltagspraktiken des urbanen Lebens [*urban living*] genauer in den Blick zu nehmen und zu prüfen, inwieweit sie Optionen eröffnen, die über die formale Politik hinausgehen, so wichtig diese mitunter auch sein mag. Das ermöglicht es nicht nur, über Aktivitäten nachzudenken, denen oft nicht einmal das Etikett „Politik“ zuerkannt bekommen, sondern auch, die Bedeutung aufkeimender politischer – und sozialer – Bewegungen und die Forderungen verschiedener Gruppen zu untersuchen. Weniger positiv formuliert wäre gegebenenfalls auch zu prüfen, inwieweit städtische Lebenspraktiken von anderen Triebkräften geprägt werden, wie z.B. den Interessen von Grundbesitzer*innen, Vermieter*innen und Immobilienentwickler*innen, die in sogenannte Wachstumskoalitionen oder städtische Regime eingebunden sein können. Das Alltagsleben [in] der Stadt ist ein umstrittenes und unebenes Terrain,

Das Urbane konzeptualisieren

es reproduziert Formen der Ungleichheit, auch wenn es mitunter Wege aufzeigt, diese infrage zu stellen.

In jedem Fall werden die herkömmlichen Grenzen des Urbanen, die ich eingangs beschrieben habe, kritisch hinterfragt. Es ist nicht nur so, dass die sozialen und ökonomischen Zusammenhänge, um die herum sich städtisches Leben konstituiert, weit über die staatlicherseits festgelegten territorialen Grenzen hinausreichen, ebenso bedeutsam sind auch die sich überschneidenden Netzwerke und Räume innerhalb dieser Grenzen (die Nachbarschaften, Gemeinschaften und Identitäten definieren). Das Urbane befindet sich in einem ständigen Prozess des Werdens und Vergehens, es ist nichts, was sich als Studienobjekt zur Untersuchung durch das Mikroskop sozialwissenschaftlicher Forschungsvorhaben fixieren ließe.

Die Herausforderung besteht also nicht darin, unbedingt die Grenzen zwischen urbanen und „nicht-urbanen“ Räumen bestimmen zu wollen, sondern vielmehr darin, die aktiven Prozesse zu erforschen, durch die sich das Urbane konstituiert – immer in Bewegung, nie vollendet. Worauf es aus dieser Perspektive ankommt, sind die Beziehungen, die dazu beitragen, solche Erfahrungen entstehen zu lassen, damit wir das Urbane als den Raum begreifen, in dem sich diese Beziehungen überschneiden, etablieren und zusammenkommen, und zwar oft in angespannter Weise und mit besonderer Intensität. Kennzeichnend für das Urbane ist das Nebeneinander von Bevölkerungsgruppen über *Race*, Klassen- und Geschlechtergrenzen hinweg, da sie Seite an Seite leben müssen. Daraus können differenzüberschreitende Formen des Miteinanders entstehen, oft verstärken sich aber auch die Spaltungen.

Das Paradoxe ist, dass derartige Prozesse Orte miteinander verbinden (und gegenseitige Abhängigkeiten entstehen lassen) und sie gleichzeitig voneinander trennen (wenn sich soziale Beziehungen etablieren und, zumindest für gewisse Zeit, lokale Identitäten herausbilden). Orte sind wichtig, aber nicht, weil sie fest definierte Territorien sind. Mit anderen Worten, es gibt kein einfaches (oder gar komplexes) „Urbanes“, das darauf wartet, zu Forschungszwecken identifiziert und abgegrenzt zu werden: Es definiert sich in der Praxis durch die sozialen und ökonomischen Beziehungen, die den Raum durchdringen und sich an einem Ort etablieren.

Kritik entwickeln

Es ist allzu leicht, in eine Vorstellung von Kritik [*critique*] zu verfallen, die kaum mehr ist als [punktuelles] Kritisieren [*criticism*] – bei dem die Aufgabe darin besteht, die Handlungen anderer oder die Folgen bestimmter sozialer oder ökonomischer Systeme von der Seitenlinie aus (und in der Regel negativ) zu kommentieren. Und natürlich hat solch eine Position [durchaus] das Potenzial, wichtige Erkenntnisse zu liefern. Vieles auf der Welt verdient es, heftig kritisiert zu werden, und außerhalb bzw. am Rand zu stehen macht es leichter, Distanz zur Weltanschauung derjenigen zu wahren, die man kritisieren möchte. Daher sollte der Wert fundierten und belegten Kritisierens [*criticism*] dieser Art nicht geringgeschätzt werden. Sie könnte sogar als Grundlage für die Entwicklung einer Praxis [systematischer] Kritik [*critique*] dienen.

Kritik [*critique*] hat das Potenzial, viel mehr zu sein als [punktuelles] Kritisieren [*criticism*], und zwar in zweierlei Hinsicht. Erstens bietet sie die Möglichkeit, die Ursachen, die zu bestimmten Ergebnissen führen, zu ermitteln und zu erforschen, genauso wie die Wege und Prozesse, auf denen bzw. durch die es zu eben diesen Ergebnissen gekommen ist. Anders ausgedrückt hat wirksame Kritik [*critique*] die Aufgabe, über jeden spezifischen Gegenstand, den es zu untersuchen – oder zu kritisieren – gilt, hinauszugehen und ihn präzise in umfassendere soziale und ökonomische Prozesse einzuordnen. Die Aufgabe ist folglich, klar zu artikulieren und deutlich zu machen, warum und wie die Welt so konstruiert wird, wie sie es ist, wobei ein grundlegender Aspekt darin besteht, ein theoretisches Verständnis zu entwickeln.

Auf dieser Basis wird es zweitens möglich, alternative Wege des Denkens und Handelns zu entwickeln und auf Wege hinzuweisen, wie vorherrschende Ansätze und als selbstverständlich geltende Annahmen über die soziale Welt und ihre Funktionsweise infrage gestellt oder gar überwunden werden können. Die Aufgabe besteht also darin, Spannungen und Widersprüche zu identifizieren und Wege aufzuzeigen, wie diese aufgelöst werden können, um neue Möglichkeiten und andere Lebensweisen hervorzubringen.

Kritik bedeutet zu verstehen, wie und warum bestehende Arrangements gestaltet sind, wie sie es sind, und dies zu hinterfragen. Aber sie bedeutet auch zu erkennen, dass diese Arrangements, so stabil sie auch erscheinen mögen, immer fragil, unsicher und niemals endgültig sind. Sie systematischer Kritik zu unterziehen ermöglicht es, aktiv darüber

Das Urbane konzeptualisieren

nachzudenken, was sie uns über zukünftige Möglichkeiten zu sagen haben. Heißt das, dass es immer möglich ist, dies [auch] zu erreichen? Natürlich nicht. Aber der Ehrgeiz dazu ist immer vorhanden.

Übersetzung aus dem Englischen von Andrea Tönjes für SocioTrans – Social Science Translation & Editing Services.

Endnoten

- [1] Anmerkung der Redaktion: Der nicht immer ganz auflösbaren Schwierigkeit der Übersetzung von urban (engl.) zu urban/städtisch (dt.) wurde hier versucht entlang des üblichen fachsprachlichen Gebrauchs zu begegnen. In zweifelhaften Fällen findet sich die Originalformulierung in eckigen Klammern.

Autor_innen

Allan Cochrane ist ein kritischer Sozialwissenschaftler auf dem Gebiet der Stadtforschung. Seine Arbeit konzentriert sich auf die Politik von und das Leben in Städten und Regionen. allan.cochrane@open.ac.uk

Zur Rolle von Kritik in der Angewandten Kritischen Stadtgeographie

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Iris Dzudzek, Henning Füller

„Es gibt immer was zu tun!“ – Nicht nur die deutsche Baumarktkultur, sondern auch die Kritische Stadtgeographie hat das Selbermachen für sich entdeckt. Ob in der Debatte um Recht auf Stadt (Holm/Gebhardt 2011), DIY-Urbanismus (Iveson 2013) oder eine neue „Angewandte Kritische Geographie“ (Kuge et al. 2020), überall werden Banden gebildet (Belina 2008), wird Stadt von unten und selbst gemacht. Statt mit der Suhrkamp-Ausgabe von Theodor W. Adorno, Henri Lefebvre im französischen Original und einem Stapel David Harvey in der Bibliothek zu verweilen, machen sich kritische Geograph*innen mit urbanen Gärtner*innen „gemeinsam die Hände dreckig“ (Halder 2018), navigieren mit dem „Kompass für ein solidarisches Quartier“ (Hellriegel/Schmitt Pacífico 2019) in alternative Stadtzukünfte, bearbeiten mit Permakultur und Kooperativen Mensch-Natur-Verhältnisse und mit neuen *care*-formen das Patriarchat, ermöglichen sichere Fluchtrouten, bauen genossenschaftliche oder syndikalistische Wohnformen auf und bringen bei dem ein oder anderen Rave die Verhältnisse zum Tanzen. Bei so viel kritischer Aktivität bleibt es gerade für eine emanzipatorisch orientierte Praxis sinnvoll und notwendig, die Voraussetzungen des eigenen Tuns mit zum Gegenstand von Kritik zu machen. Dazu gehören auch vermeintliche Wahrheiten und Selbstverständlichkeiten. Welche Rolle spielt ein solches selbstreflexives Moment in der gegenwärtigen Angewandten Kritischen Stadtgeographie?

Kritik erscheint in den genannten Beispielen tätig und praktisch, als direkter Einsatz gegen ungerechte Verhältnisse. Sie folgt dem bekannten Diktum von Karl Marx, „gesellschaftliche Machtverhältnisse nicht ‚nur verschieden interpretieren‘, sondern im Sinne der 11. Marxschen Feuerbachthese auch in emanzipatorischer Absicht ‚verändern‘ (Marx 1845: 7)

zu wollen“ (Kuge et al. 2020: 222) oder „Utopien wahr werden [zu] lassen“ (Hellriegel/Schmitt Pacífico 2019: 10). Ziel einer solchen Angewandten Kritischen Geographie ist es, „soziale Innovationen aus Forschung und Gesellschaft in eine konkrete Praxis zu überführen und institutionell anzubinden“ (Hellriegel/Schmitt Pacífico 2020: 237). Sie spricht sich für eine „Fusion von Aktivismus und Forschung“ aus, die es ermöglicht, „im Rahmen des akademischen Arbeitens politische Haltung offen einzunehmen und zu kommunizieren und mit wissenschaftlicher Arbeit einen Beitrag zu gesellschaftlicher Transformation zu leisten“ (ebd.).

Eine diesem Diktum folgende Angewandte Kritische Stadtgeographie, die Kritik als Kampf gegen Machtverhältnisse begreift, kann sich aber leicht als Sackgasse herausstellen. Eine Kritik, die sich außerhalb solcher Verhältnisse imaginiert und kritisch-emanzipatorische Praxis als Befreiung von diesen versteht, bleibt verkürzt immanent. Jede praktische Form der Stadtgestaltung – von der Einrichtung von *business improvement districts* und Maßnahmen zur Förderung von Kreativität über Maßnahmen der Klimaanpassung bis hin zur Ermöglichung neuer Wohnformen in Syndikaten oder Genossenschaften – bedeutet ein „Ins-Werk-Setzen“ von Menschen und Dingen in Verhältnissen, die zutiefst vermachet sind. Diese eigene Verwicklung zu erkennen und zu reflektieren, ist eine entscheidende Aufgabe von Kritik. Eine allzu große Euphorie und Überzeugung, emanzipatorisch zu handeln, stellt diese (Selbst-) Reflexion aber häufig hintan. Die Werkzeuge emanzipatorischer Praxis selbst, die vermeintlich universalen Ideale, Ziele und Subjektbegriffe, stammen notwendig aus der bestehenden Gesellschaft, aus ihrer immer schon vermacheten Ordnung von Wissen und Wahrheit. So kann sich beispielsweise der Einsatz für Arbeiterrechte als eine eklatante Missachtung von Frauenrechten erweisen. Diese Einsicht verändert vor allem auch die Sicherheit, mit der ein universeller emanzipatorischer Standpunkt bezogen werden kann. Kritik bedeutet als Konsequenz vor allem, solche (Selbst-)Gewissheiten, die zugrunde liegenden geteilten Wahrheiten, zu hinterfragen.

„Wenn es sich bei der Regierungsintensivierung darum handelt, in einer sozialen Praxis die Individuen zu unterwerfen – und zwar durch Machtmechanismen, die sich auf Wahrheit berufen, dann würde ich sagen, ist die Kritik die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte

hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin.“
(Foucault 1978: 15)

Es geht also nicht darum, dass urbanes Gärtnern, solidarische Landwirtschaft oder Mietshäusersyndikate nicht geeignet wären, gesellschaftliche Machtverhältnisse zu verändern. Es geht vielmehr darum, die dabei impliziten Annahmen und Einsätze mit zum Gegenstand der Kritik zu machen. Welche Macht-Wissen-Komplexe werden durch die eigene kritisch-geographische Praxis „wahr“ gemacht? Welche Effekte sind damit verbunden? Eine solche Form von Kritik als Befragung ihrer eigenen Werkzeuge wird dann das Verhältnis von Gesellschaftskritik und Praxis auf Widersprüche, Krisen und die daraus hervorgehende gesellschaftliche Transformation befragen (Jaeggi 2013).

Damit der Kritik nicht die Puste ausgeht, sollte sie somit nicht nur auf ihren Gegenstand, sondern auch auf die eigene Praxis der Kritik anwendbar sein. Folglich sollte das, was Michel Foucault für die Kritik der Macht formuliert hat, auch für die eigene Praxis Angewandter Kritischer Geographie gelten. „[D]ass es keine Gesellschaft ohne Machtbeziehungen geben kann, bedeutet, [...] dass es eine ständige politische Aufgabe bleibt, die Machtbeziehungen und den ‚Agonismus‘ zwischen ihnen und der intransitiven Freiheit zu analysieren, herauszuarbeiten und in Frage zu stellen.“ (Foucault 1982: 289) Ein Beispiel dafür kann „das Teilen der Bedeutungshoheit und der Einsatz partizipativer Methoden im Forschungsprozess sein“, der es erlaubt, „machtsensible Forschungsergebnisse“ hervorzubringen (Volmer 2020: 266).

Kritik also bleibt konstitutiv für eine Angewandte Geographie, die auf die konkrete und praktische Gestaltung städtischer Prozesse abzielt. Foucault definiert Kritik als Antwort auf die Frage: „Wie ist es möglich, daß man nicht derartig, im Namen dieser Prinzipien da, zu solchen Zwecken und mit solchen Verfahren regiert wird?“ (Foucault 1978: 11 f.) Für die Entwicklung einer Angewandten Kritischen Geographie ist es wichtig, diese Frage konsequent auf die eigene Praxis zu übertragen: Unter welchen Annahmen, Einsätzen, Bedingungen, Machtverhältnissen und Wahrheiten funktioniert die Realisierung und Regierung unserer Projekte? In diesem Zusammenspiel entsteht eine Stadtgeographie, die angewandt und kritisch zugleich ist.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Münster gefördert.

Zur Rolle von Kritik in der Angewandten Kritischen Stadtgeographie

Autor_innen

Iris Dzudzek ist Humangeographin und arbeitet zu Fragen von Macht und Wissen im Spannungsfeld von Globalisierung, Stadt und Gesundheit.
iris.dzudzek@uni-muenster.de

Henning Füller setzt sich in seiner Forschung mit dem Verhältnis von Macht, Raum und Technik auseinander, zuletzt am Gegenstand Public Health und Infektionskontrolle.
henning.fueller@geo.hu-berlin.de

Literatur

Belina, Bernd (2008): Kritische Geographie: Bildet Banden! Einleitung zum Themenheft. In: *ACME: An International Journal for Critical Geographies* 7/3, 335-349.

Foucault, Michel (1978): Was ist Kritik? Berlin: Merve.

Foucault, Michel (1982): *Subjekt und Macht. Dits et écrits. Schriften Bd. 4: 1980-1988.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 269-294.

Halder, Severin (2018): Gemeinsam die Hände dreckig machen. Aktionsforschungen im aktivistischen Kontext urbaner Gärten und kollektiver Kartierungen. Bielefeld: transcript.

Hellriegel, Maximilian / Schmitt Pacífico, Sara (2019): Kompass für ein solidarisches Quartier. Reale Utopien für eine andere Stadtentwicklung. Frankfurt am Main: Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Hellriegel, Maximilian / Schmitt Pacífico, Sara (2020): Vom Elfenbeinturm auf die Straße und zurück – Kompass für ein solidarisches Quartier. In: *Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie* 44/4, 232-238.

Holm, Andrej / Gebhardt, Dirk (Hg.) (2011): *Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen.* Hamburg: VSA.

Iveson, Kurt (2013): Cities within the city: Do-it-yourself urbanism and the right to the city. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 37/3, 941-956.

Jaeggi, Rahel (2013): *Kritik von Lebensformen.* Berlin: Suhrkamp.

Kuge, Janika / Naumann, Matthias / Nuissl, Henning / Schipper, Sebastian (2020): Angewandte und Kritische Geographie. Gemeinsame Herausforderungen, gemeinsame Perspektiven? In: *Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie* 44/4, 219-225.

Marx, Karl (1845): *Thesen über Feuerbach (MEW 3).* Berlin: Dietz, 5-7.

Volmer, Ann-Kathrin (2020): Wissensgenerierung mit und für nichtakademische Akteur*innen. In: *Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie* 44/4, 262-267.

Vom analogen zum digital- algorithmischen Urbanismus

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Susanne Frank

In der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung finden sich kontext- und perspektivenabhängig sehr unterschiedliche Stadtbegriffe. Wenn man die Frage auf die moderne westliche Großstadt eingrenzt, so lässt sich bei aller Mannigfaltigkeit meines Erachtens doch ein international breit geteilter „Verständniskern“ ausmachen, der diese in Abgrenzung von Dorf und Kleinstadt nicht nur über die Merkmale Größe, Dichte, Heterogenität und spezialisierte Arbeitsteilung, sondern auch über eine damit eng verbundene „urbane“ Lebensweise bestimmt. Letztere sei hier nur stichwortartig umrissen mit Begriffen wie unvollständige Integration, Polarisierung von Öffentlichkeit und Privatheit, strukturelle Anonymität und Fremdheit, Auflösung traditioneller Bindungen und Lockerung sozial-moralischer Kontrolle, Gewinn von Freiheitsspielräumen und Emanzipationsversprechen. Stadtkultur wird daher in der Regel mit „Offenheit“ verbunden – „im Sinne des Unvoreingenommenen wie des Zugänglichen, im Sinne des Unentschiedenen wie des Widersprüchlichen, im Sinne des Abwechslungsreichen wie des Experimentellen, last not least im Sinne der Chancen, die das Stadtleben bietet, sowohl an (Entfaltungs-) Möglichkeiten wie an Zufällen“ (Lindner 2000: 260). Die permanente Konfrontation mit Diversität, Komplexität und Kontingenz wirkt dabei reizvoll und verunsichernd zugleich. Von Beginn der Großstadtforschung an wird daher die unaufhebbare Ambivalenz des urbanen Lebens betont: „Die Stadt ist der Ort von Lust und Gefahr, von Chance und Bedrohung. Sie zieht an und stößt ab und kann das eine nicht ohne das andere.“ (Bauman 2007: 223)

Dieses „klassische“ Verständnis von Stadt und Urbanität hat sich an der „analogen“ Stadt entwickelt. Nun ist die digitale Revolution allerdings schon seit geraumer Zeit dabei, die überkommenen Ordnungen und das

Vom analogen zum digital-algorithmischen Urbanismus

Welt- und Selbstverständnis der modernen bürgerlichen Gesellschaft aus den Angeln zu heben und damit auch deren Städte radikal zu verändern. Die rasante Verbreitung und bereitwillige Nutzung digitaler Technologien geht mit ökonomischen, politischen, sozialen, kulturellen und psychologischen Wandlungsprozessen einher, die die bisherigen Modi des (urbanen) Zusammenlebens infrage stellen. Das betrifft alle oben genannten Merkmale; ich kann hier nur einige herausgreifen.

So entwickeln sich die Städte zu hybriden Räumen, in denen digitale Systeme das Physische und das Virtuelle integrieren: „Ubiquitous technology is suffusing every dimension of urban space, transforming it into a computer to live in.“ (Ratti/Claudel 2016: 20 f.) Auf der Basis vernetzter ICT-Systeme können ganz unterschiedliche vitale Bereiche des städtischen Lebens wie Mobilität und Verkehr, Energie, Müllabfuhr, Beleuchtung, Bewässerung oder Anlagen- und Gebäudemanagement in Echtzeit überwacht und – so das Versprechen – im Sinne größerer Sicherheit, Effizienz und Nachhaltigkeit gesteuert werden. Die Datafizierung um- und erfasst maßgeblich aber auch die Stadtbewohner_innen selber, das heißt tendenziell alle Aspekte ihrer Person und ihres Verhaltens. Über Smartphones und Smart Homes schließen sie sich an die lokalen und globalen Daten- beziehungsweise Optimierungs- und Regulierungskreisläufe an und werden ein jederzeit identifizier- und verortbarer Teil von ihnen.

Diese Entwicklungen haben erheblichen Einfluss darauf, wie wir die Stadt erleben, wie wir uns in ihr bewegen und wie wir anderen begegnen. So lassen wir uns die überwältigende Fülle an verfügbaren Informationen und Wahlmöglichkeiten inzwischen ganz selbstverständlich durch personalisierte Empfehlungsprogramme (*recommender systems*) vorsortieren. Auf diese Weise wird die Stadterfahrung zunehmend von Vorhersagealgorithmen bestimmt, die ganz auf unser persönliches Profil, das heißt auf unsere alltäglichen Aktivitäten, Interaktionen, Vorlieben und Gewohnheiten zugeschnitten sind. Sie basieren auf dem Prinzip, dass Nutzer_innen das suchen und nachfragen, was sie (oder vergleichbare User_innen) bereits kennen und mögen, was ihnen vertraut und ähnlich ist und also ihre bisherigen Muster und Präferenzen bestätigt und bestärkt. So erhalten wir vorrangig Nachrichten, die unseren bisherigen Überzeugungen entsprechen, fühlen uns wohl in den empfohlenen Restaurants oder Clubs, Kinos oder Theatern, treffen gezielt für uns ausgewählte potenzielle Partner_innen und nehmen dazu die vorgeschlagenen Wege durch die Stadt. Maßgeschneiderte Smart-Mobility-Angebote erleichtern wohlhabenden Nutzer_innen das Umgehen des öffentlichen Nahverkehrs (vgl. Bauriedl/

Wiechers 2021); auch Onlinehandel und Bringdienste tragen erheblich zur Reduzierung der Notwendigkeit bei, sich – etwa beim Einkauf – (mit) anderen Orten und unbekanntem Menschen aus(einander)zusetzen (Behr 2021). Auf diese Weise entstehen die bekannten „filter bubbles“ (Pariser 2011): Menschen leben in derselben Stadt, aber doch in ganz unterschiedlichen Welten, die sich immer weniger berühren und so auch kaum wechselseitig irritieren können.

Dies sind nur einige Beispiele dafür, wie die immer weiter und tiefer greifende algorithmische Strukturierung institutionell-systemischer und auch individueller Handlungen und Entscheidungen an die Substanz des bisherigen Stadtverständnisses geht. Das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR 2019: 36) hat bereits auf die Gefahr hingewiesen, dass die Überwachung und Steuerung der städtischen Prozesse mittels „Predictive Analytics“ die der Stadt zugeschriebenen „Qualitäten der Anonymität und des Zufalls“ bedrohe, da sie „das Abtauchen, Umherstreunen sowie die produktive Konfrontation mit Hürden und ungeplanten Umwegen, die als ‚Randomness‘ letztlich zu Innovation und ungeplantem Austausch führen“, erschwere. Diese Sorge ist berechtigt, denn digitale Algorithmen sind „Maschinen des Ausschlusses und der Zufallsvernichtung“ (Peitz 2020). Ihre Aufgabe besteht ja genau darin, die Unsicherheiten und Unwägbarkeiten, die sich aus der prinzipiellen Offenheit und Ungewissheit komplexer sozialer und urbaner Prozesse notwendig ergeben, zu verringern und Erwartbarkeit herzustellen; damit sind sie ordnungsstiftende „Mechanismen der Kontingenzbewältigung“ (Mohabbat Kar/Parycek 2018: 18). Infolgedessen sind wir immer weniger geneigt, gezwungen und darin geübt, uns der Diversität der Städte und ihrer Bewohner_innen auszusetzen, Neues, Anderes und Fremdes ungefiltert zu erleben, Störendes zu ertragen und Ambivalenz auszuhalten. Warum denn auch? Ein „durchalgorithmisiertes Leben [...] braucht die Stadt nicht, außer als kuratiertes Dienstleistungsangebot“ (Peitz 2020). Stefan Höhne und Boris Michel (2021: 145) sehen in den „digital hochgerüsteten Städten“ eine „anti-urbane Individualisierung“ am Werk. Damit gefährdet der algorithmische Urbanismus den offenen, politischen, emanzipatorischen Charakter des Stadtlebens (oder was davon noch übrig ist). Und so verwundert es nicht, dass die Forderung immer lauter wird, die *urban recommender systems* so umzuprogrammieren, dass sie auch eine Prise Zufall und Überraschung zulassen (Smets/Vannieuwenhuyze/Ballon 2022). Spätestens diese ironische Wendung zeigt, wie dringend wir unser tradiertes Stadt- und Urbanitätsverständnis überdenken müssen.

Vom analogen zum digital-algorithmischen Urbanismus

Die Technische Universität Dortmund unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Autor_innen

Susanne Frank ist Stadtsoziologin. Ihre Themen sind Soziologie und Politik des Wohnens und der Stadtentwicklung, Formen des Quartierswandels sowie Suburbanisierung und Gentrifizierung.

susanne.frank@tu-dortmund.de

Literatur

Bauman, Zygmunt (2007): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen.* Hamburg: Hamburger Edition.

Bauriedl, Sybille / Wiechers, Henk (2021): Konturen eines Plattform-Urbanismus. Soziale und räumliche Ausprägungen eines digital divide am Beispiel Smart Mobility. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 93-114.

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hg.) (2019): *Nachdenken über die Stadt von übermorgen.* Bonn: BBSR.

Behr, Sonali (2021): Lieferdienste wie „Gorillas“ gefährden das gesellschaftliche Miteinander. <https://www.jetzt.de/meine-theorie/lieferdienste-wie-gorillas-gefaehrden-das-miteinander> (letzter Zugriff am 27.1.2022).

Höhne, Stefan / Michel, Boris (2021): Das Ende des Städtischen? Pandemie, Digitalisierung und planetarische Enturbanisierung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 141-149.

Lindner, Rolf (2000): Stadtkultur. In: Hartmut Häußermann (Hg.), *Großstadt. Soziologische Stichworte.* Opladen: Leske + Budrich, 258-264.

Mohabbat Kar, Resa / Parycek, Peter (2018): Berechnen, ermöglichen, verhindern: Algorithmen als Ordnungs- und Steuerungsinstrumente in der digitalen Gesellschaft. In: Resa Mohabbat Kar / Basanta Thapa / Peter Parycek (Hg.), *(Un)berechenbar? Algorithmen und Automatisierung in Staat und Gesellschaft.* Berlin: Fraunhofer-Institut für offene Kommunikationssysteme FOKUS, 7-39.

Pariser, Eli (2011): *The filter bubble: What the internet is hiding from you.* New York: Penguin.

Peitz, Dirk (2020): Die Stadt als Meute. In: *Die ZEIT*, 19.6.2020.

Ratti, Carlo / Claudel, Matthew (2016): *The city of tomorrow: Sensors, networks, hackers, and the future of urban life.* New Haven/London: Yale University Press.

Smets, Annelien / Vannieuwenhuyze, Jorre / Ballon, Pieter (2022): Serendipity in the city: User evaluations of urban recommender systems. In: *Journal of the Association for Information Science and Technology* 73/1, 19-30.

Was für ein Phänomen ist das Urbane und wie können wir es kritisieren?

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Matthew Gandy

Das wachsende Interesse an neuen Urbanisierungsmustern, die den herkömmlichen Konzeptionen von Stadt zu widersprechen scheinen, hat in den vergangenen Jahren verstärkt die Frage „Was ist urban?“ in den Vordergrund gerückt. Der neolefebvrianische Fokus auf „vollständige Urbanisierung“ lenkte den Blick zusehends auf ein breiteres Spektrum von Räumen, wie zum Beispiel „*operational landscapes*“ und andere Arten von „*extractive frontiers*“, die eng mit dem globalen Urbanismus verbunden sind. Ähnlich hat eine Vielzahl von Studien zur Urbanisierung im globalen Süden nicht nur die Wichtigkeit peri-urbaner Landschaften verdeutlicht, sondern auch eine Fülle an sozialräumlichen Strukturen bezeichnet, die nicht mit den konventionellen Parametern der „modernen Stadt“ – wie man sie sich im globalen Norden vorstellt – erfasst werden können. Gleichzeitig bleibt die Idee „der Stadt“ als einer charakteristischen Form der dichten urbanen Agglomeration trotz allem ein wichtiger kultureller und materieller Marker. Tatsächlich gehen die Vereinten Nationen davon aus, dass es 2030 weltweit über 700 Millionenstädte geben wird, darunter 43 mit mehr als zehn Millionen Einwohner*innen. Angesichts des Klimawandels und der damit verbundenen Frage urbaner Resilienz bietet vor allem das Entstehen riesiger Ballungsräume in Küstennähe Anlass zur Sorge. Einzelne Städte oder, in manchen Fällen, auch bestimmte Stadtteile können besondere kulturelle oder politische Merkmale entwickeln, die von einem allgemeiner gefassten konzeptionellen Rahmen verwischt zu werden drohen. So lassen sich die historischen und geographischen Spezifika des Weimarer Berlins oder der Harlem-Renaissance, um nur zwei Beispiele zu nennen, nicht einfach aus anderen, breiter angelegten Determinanten ableiten. Die unverwechselbare visuelle

Was für ein Phänomen ist das Urbane und wie können wir es kritisieren?

Kultur Léopoldvilles (des späteren Kinshasa) im Belgisch-Kongo der späten 1950er Jahre, an der Schwelle zur Unabhängigkeit, ist ein weiteres Beispiel. In jedem größer angelegten Analyserahmen müssen wir die unterschiedlichen Raum-Zeit-Verhältnisse von Urbanisierung im Blick behalten. Außerdem besteht die Gefahr, dass die Annahme, wir näherten uns einer Art „vollständiger Urbanisierung“, dazu führt, das Fortbestehen des Ländlichen als materiellem, wenn nicht gar symbolischem Gegenpol zu verschiedenen Formen des metropolitanen Raums zu übersehen. Eine Dezentrierung eurozentrischer Perspektiven innerhalb der Stadttheorie erfordert einen multiskalaren Ansatz, der verschiedene Formen materieller und kultureller Heterogenität hervorhebt. Entscheidend ist, dass der Fokus auf das Kapital und die historische Dynamik kapitalistischer Urbanisierung nicht ausschließt, auch die inhärente Heterogenität des urbanen Raums zu betonen. Die Rahmung des Urbanen ist daher nicht unbedingt eine Frage des Maßstabs oder der Topographie, sondern das Ergebnis unterschiedlicher konzeptioneller und analytischer Blickwinkel. Ein Teil der Herausforderung für die Stadtforschung besteht in der Entwicklung eines begrifflichen Lexikons, das den sich im 21. Jahrhundert abzeichnenden Urbanisierungsmustern gerecht wird.

Was ist mit dem Begriff „Kritik“ gemeint? Ganz basal ausgedrückt versucht ein kritischer Standpunkt, die zu einem bestimmten Thema bestehenden Auffassungen zu erschüttern. Es gibt also oftmals eine implizit normative Konnotation in dem Sinne, dass bestehende Machtstrukturen infrage gestellt oder neue sozioökologische Beziehungsformen gestaltet werden sollen. Allerdings kann das Propagieren scheinbar selbstverständlicher politischer Ziele, wie zum Beispiel der „klimaneutralen Stadt“, dazu dienen, einen schwach entwickelten oder manchmal (auch) positivistischen Analyserahmen zu verschleiern. Die Idee einer radikalen Kritik entsprang den tiefgreifenden Spannungen zwischen marxistischen und nicht-marxistischen Analyserahmen in der Stadtforschung der 1970er und 1980er Jahre. Die Operationsweise des Kapitals im städtischen Raum brachte nicht nur die spekulative Dynamik der Urbanisierung zum Vorschein, sondern auch die ideologischen Konnotationen konkurrierender Vorstellungen von Urbanität. So war der Einfluss des Kulturmarxismus auf die Interpretation von Kunst, Literatur und Film in der Tat ein wichtiger Kritikstrang, der sich neben der Analyse urbaner Prozesse im Kapitalismus herausgebildet hat.

Mein eigenes Verständnis von Kritik hat sich vor allem durch die Anwendung neomarxistischer Paradigmen wie zum Beispiel der Urbanen

Politischen Ökologie entwickelt, um dann einen Blick auf die andere Seite des erkenntnistheoretischen Terrains zu werfen und eine Reihe feministischer, postkolonialer und posthumanistischer Erkenntnisse mit einzubeziehen. In meiner gegenwärtigen Arbeit würde ich mein Verhältnis zur Kritik als fortwährende Erkundung der konzeptionellen Grenzbereiche zwischen verschiedenen Ansätzen bezeichnen, nicht als Abwendung vom Historischen Materialismus, sondern eher als Suche nach einer neuen Synthese. Ich interessiere mich zunehmend für ein erweitertes Verständnis urbaner Komplexität, das sich nicht nur auf Fragen sozialer Differenz erstreckt, sondern auch auf affektive Atmosphären und den postphänomenologischen Bereich der nicht-menschlichen Anderen. Welche kritischen oder ethischen Standpunkte könnten wir uns mit Blick auf die Multispezies-Stadt zu Eigen machen? Welche Arten von Handlungsmacht (*agency*) können kritisch-reflexive Formen des historischen Wandels hervorbringen? Und wie können wir die Unverwechselbarkeit menschlicher Kreativität oder Imagination im Rahmen eines radikal erweiterten Begriffs von Handlungsmacht bewahren?

Die Frage der Methode ist eng mit verschiedenen Formen der Kritik verknüpft. Tatsächlich wurde meine Wahrnehmung kritischer Forschungspraxis maßgeblich durch mein besonderes Interesse an Stadtnatur geprägt. Meine Darstellung „forensischer Ökologien“ im urbanen Kontext ist beispielsweise von Entwicklungen unter anderem in der Architekturtheorie und der kritischen Rechtswissenschaft inspiriert. Die Formulierung eines postpositivistischen „evidenzbasierten Materialismus“ bildet einen kritischen Gegenpol zur neovitalistischen Wende, dem Aufschwung „spekulativer Materialismen“ und zu diffuseren oder amorpheren Konzeptionen von Handlungsmacht. Außerdem würde ich die Schreibpraxis selbst als integralen Bestandteil des Forschungsprozesses ansehen, da Argumente sowohl aus der Analyse des Materials entstehen als auch aus der intensiven kreativen Konzentration, der es für die textbasierte Kommunikation von Ideen bedarf.

Übersetzung aus dem Englischen von Andrea Tönjes für SocioTrans – Social Science Translation & Editing Services.

Autor_innen

Matthew Gandy ist Geograph mit besonderem Interesse an Landschaft, Infrastruktur und urbaner Biodiversität.
mg107@cam.ac.uk

Stadt und postkoloniale Kritik

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Noa K. Ha

Stadt ist für mich der Raum der Akkumulation – von Besitz, Kontrolle und Gewalt – sowie von Geschichte, Widerstand und Selbstbestimmung. Diese Aspekte akkumulieren sich in der Stadt und verdichten mal mehr oder weniger gesellschaftliche (Ungleichheits)verhältnisse, die intersektional verschränkt und durch koloniale, eurozentristische, patriarchale und ableistische Normvorstellungen strukturiert sind, die sowohl reproduziert als auch gestört werden.

Stadt ist nicht nur räumlich auf sich selbst beschränkt, sondern gleichermaßen in regionale, nationale und transnationale Zusammenhänge eingebunden, die einer Stadt eine besondere Bedeutung oder Funktion zuweisen können (Keith 2009, 2005). Zugleich ist Stadt ein heimischer und diasporischer Raum^[1] (Brah 1996), in dem Alltag lokal organisiert wird und sich zugleich in globalen Netzwerken befinden kann.

Stadt ist eine Gelegenheit, sich sowohl mit Raum als auch mit der kapitalistischen Gesellschaft zu befassen und die gegenseitige Bezugnahme und Ausformung zu analysieren. Eine der ersten spezifischen Kritiken, denen ich schon in meinem Studium der Landschaftsplanung begegnete, war eine feministische Kritik am öffentlichen Raum, der Stadtplanung und der Architektur – eine Kritik an räumlichen und baulichen Verhältnissen. Diese entstand aus einer Analyse, die danach fragt, wo die (bürgerlichen) Frauen in der Stadt sind (Dörhöfer/Terlinden 1998; Klinkhart 1998; Zibell 1998). Wenige feministische Analyse verwiesen auf das Verhältnis von Geschlecht und Migration, jedoch waren es diese wenige Arbeiten, die erste intersektionale Analysen vornahmen und verstehen wollten, wie verschiedene Vergesellschaftungsprozesse miteinander verschränkt sind (Castro Varela/Clayton 2003; Gutiérrez Rodríguez 1999; Haritaworn 2003). Diese feministische Kritik half mir, meine eigene

Entwurfs- und Gestaltungspraxis zu hinterfragen und Fragen für meine zukünftige Forschung aufzuwerfen.

Schon während meines Studiums an der TU Berlin war ich in communitybasierten antirassistischen Initiativen und Organisationen aktiv und sah mich damit konfrontiert, dass Fragen von Ethnizität, Migration, Diskriminierung und Rassismus in der Stadt sowie in der Planung fast kein Thema waren – obwohl zu dieser Zeit in anderen Fächern Fragen von Ethnizität, Migration, Identität und Rassismus bereits entlang einer postkolonialen Analyse thematisiert wurden (Bhabha 1996; Ha 2000; Jacobs 1996; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003). In meiner Doktorarbeit widmete ich mich dann der Frage, was Rassismus ist und wie er durch Raum und Stadt funktioniert und reproduziert wird. Hierzu habe ich rassismuskritische, postkoloniale und dekoloniale Ansätze herangezogen – und gerade die dekoloniale Schule (Grosfoguel 2013; Lugones 2010, 2008; Mignolo 2007; Quijano 2007) hat meine Forschung auch in den folgenden Jahren sehr inspiriert. Denn um die Gegenwart des heutigen Rassismus zu begreifen, müssen wir uns mit der Kolonialität der Wissensproduktion befassen beziehungsweise mit der Kolonialität des Städtischen (Ha 2017, 2014). Mit dieser Perspektive wird sowohl der historische Kontext der kolonialen Akkumulation augenfällig – insbesondere für die Städte Europas – als auch die Verdichtung von diasporischem und migrantischem Widerstand in diesen Städten (Zwischenraum Kollektiv 2017). Städte sind jene Orte des Alltags, der Repräsentation und der Vernetzung, in denen die Verhältnisse zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden praktiziert, herausgefordert und unterlaufen werden – Verhältnisse, die auch nach dem formalen Ende des Kolonialismus andauern und in ihrer Persistenz immer noch zu wenig analysiert wurden.

Kritik ist für mich die Fähigkeit, das Bestehende analytisch zu durchdringen und auf die Gegenwart von (verschränkten bzw. intersektionalen) Unterdrückungsverhältnissen befragen zu können. Ohne Kritik keine Transformation, um die Welt verändern – oder besser – auf die globalen Herausforderungen des Klimawandels und der planetaren sozialen Ungerechtigkeit vorbereiten zu können. So bilden die postkoloniale Kritik und die dekoloniale Theorie, auf die ich mich in meiner Arbeit beziehe, gemeinsam einen wichtigen Ausgangspunkt, um den Zusammenhang zwischen Kolonialismus und Rassismus für die städtische Produktion zu verstehen. Jedoch muss die Kritik noch um eine explizite europäische Auseinandersetzung erweitert werden, die nicht nur den Eurozentrismus provinzialisiert (in Anlehnung an Chakrabartys Aufforderung, Europa zu

provinzialisieren, Chakrabarty 2010; Conrad/Randeria 2002), sondern auch die spezifische koloniale Metropolitanität Europas adressiert. So wurde in der Rassismusforschung die Unterscheidung zwischen dem Rassismus einer nordamerikanischen siedlerkolonialen Gesellschaft und dem Rassismus einer europäischen metropolitanen Gesellschaft noch nicht hinreichend herausgearbeitet, obschon die Arbeiten von Gloria Wekker (2016, 2006), Fatima El-Tayeb (2016, 2015, 2012), Jin Haritaworn (2015b, 2015a, 2012; Haritaworn/Tauqir/Erdem 2007), Alana Lentin (2011, 2004) und Jozsef Böröcz (2021) hierzu wichtige Beiträge leisteten. Auch in der Stadtsoziologie wird das Modell der europäischen Stadt noch zu wenig mit Blick auf eine koloniale Historizität und Veränderungsprozesse aufgrund von Migration und Rassismus analysiert. Hier wollen Giovanni Picker und ich mit unserem Band *European cities: Modernity, race, and colonialism* (Ha/Picker 2022) einen kritischen Beitrag leisten und die „europäische Stadt“ in eine globale Perspektive stellen und zugleich Europa dezentrieren, indem wir fragen, um welches und wessen Europa es sich handelt.

Diese Kritik an der europäischen Stadt üben Giovanni Picker und ich, da wir es in Zeiten wachsender Sensibilisierung für die Normalität und Alltäglichkeit von Rassismus in unserem Denken sowie in gesellschaftlichen Strukturen für dringend erforderlich halten, die europäischen (städtischen) Episteme auf ihre Kolonialität hin zu hinterfragen und zu kritisieren. Diese Kritik beinhaltet eine intersektionale Analyse der verschränkten Unterdrückungsdimensionen, die die Normalität Europas als heteronormative, christliche, kolonial-metropolitane, männlich dominierte Gesellschaft herausarbeitet, die bis in die Gegenwart die Produktion des städtischen Raumes weitestgehend dominiert. Wir hoffen mit unserem Band einen Beitrag zu leisten, die europäische Stadt in ihrer kolonialen Historizität zu begreifen, um von dort aus einen soziologisch-analytischen Raum für die anhaltende Akkumulation ihrer neokolonialen Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse zu den Städten im Rest der Welt (frei nach Stuart Hall) anzubieten. Vor diesem Hintergrund betrachte ich Kritik nicht nur als eine Fähigkeit zur Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern auch als eine notwendige intervenierende Praxis zur Veränderung bestehender Machtverhältnisse zugunsten einer gerechteren Gesellschaft.

Endnoten

- [1] Hier finde ich die Arbeit von Avtar Brah zum diasporischen Raum sehr grundlegend, weil sie die Askription des diasporischen Raums aus einer feministisch-postkolonialen Perspektive unterläuft.

Autor_innen

Noa Ha ist eine interdisziplinäre und kritische Stadtforscherin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind öffentlicher Raum, Informalität, Straßenhandel, rassismuskritische Ansätze/Critical Race Theory, dekoloniale Theorie und Postkoloniale Theorie.
ha@kh-berlin.de

Literatur

- Bhabha, Homi K. (1996): Postkoloniale Kritik. Vom Überleben der Kultur. In: *Das Argument* 38/3, 345-360.
- Böröcz, József (2021): „Eurowhite“ conceit, „dirty white“ resentment: „Race“ in Europe. In: *Sociological Forum* 36/4, 1116-1134.
- Brah, Avtar (1996): *Cartographies of diaspora. Contesting identities*. London/New York: Routledge.
- Castro Varela, María do Mar / Clayton, Dimitria (2003): *Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung*. Königstein im Taunus: Ulrike Helmer.
- Chakrabarty, Dipesh (2010): *Europa als Provinz: Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Conrad, Sebastian / Randeria, Shalini (2002): *Jenseits des Eurozentrismus: Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Dörhöfer, Kerstin / Terlinden, Ulla (1998): *Verortungen: Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen*. Basel: Birkhäuser.
- El-Tayeb, Fatima (2012): „Gays who cannot properly be gay“: Queer Muslims in the neoliberal European city. In: *European Journal of Women's Studies* 19/1, 79-95.
- El-Tayeb, Fatima (2015): *Anders Europäisch: Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa*. Münster: Unrast.
- El-Tayeb, Fatima (2016): *Undeutsch: Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Grosfoguel, Ramón (2013): The structure of knowledge in Westernized universities: Epistemic racism/sexism and the four genocides/epistemicides of the long 16th century. In: *Human Architecture: Journal of the Sociology of Self-Knowledge* 11/1, 73-90.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): *Intellektuelle Migrantinnen: Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung: Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Geschlecht und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Ha, Kien Nghi (2000): Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: Eine postkoloniale Perspektive. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 120/3, 377-397.
- Ha, Noa K. (2014): *Perspektiven urbaner Dekolonisierung: Die europäische Stadt als „contact zone“*. In: *suburban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 2/1, 27-48.
- Ha, Noa K. (2017): *Zur Kolonialität des Städtischen*. In: *Zwischenraum Kollektiv* (Hg.), *Decolonize the City! Zur Kolonialität der Stadt. Gespräche, Aushandlungen, Perspektiven*. Münster: Unrast, 75-87.
- Ha, Noa K. / Picker, Giovanni (2022): *European cities: Modernity, race and colonialism*. Manchester: Manchester University Press.
- Haritaworn, Jinthana (2003): *Der ethnisierte Arbeitsplatz als Ort paradoxer Identifikation: Verhandlungen von Rassismus, Sexismus, Klassismus und kultureller Identität in einem thailändischen Restaurant in Britannien*. In: *María do Mar Castro Varela / Dimitria Clayton* (Hg.), *Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung*. Königstein im Taunus: Ulrike Helmer, 186-207.
- Haritaworn, Jin (2012): *The Biopolitics of Mixing: Thai Multiracialities and Haunted Ascendancies*. Ashgate Publishing, Ltd.

Stadt und postkoloniale Kritik

- Haritaworn, Jin (2015a): *Queer lovers and hateful others: Regenerating violent times and places*. London: Pluto Press.
- Haritaworn, Jin (2015b): Über die (Un-)Möglichkeit, die Beziehung zwischen Kolonialität, Urbanität und Sexualität zu thematisieren. Kommentar zu Stephan Lanz' „Über (Un-) Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3/1, 111-118.
- Haritaworn, Jin / Tauqir, Tamsila / Erdem, Esra (2007): *Queer-Imperialismus: Eine Intervention in die Debatte über „muslimische Homophobie“*. In: Kien Nghi Ha / Nicola Lauré al-Samarai / Sheila Mysorekar (Hg.), *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast, 187-203.
- Jacobs, Jane M. (1996): *Edge of empire: Postcolonialism and the city*. London/New York: Routledge.
- Keith, Michael (2005): *Racialization and the public spaces of the multicultural city*. In: Karim Murji / John Solomos (Hg.), *Racialization*. Oxford: Oxford University Press, 249-270.
- Keith, Michael (2009): *Urbanism and city spaces in the work of Stuart Hall*. In: *Cultural Studies* 23/4, 538-558.
- Klinkhart, Stefanie (1998): *Anforderungen an das Planen, Bauen und Wohnen aus Frauensicht. Wettbewerbs- und Beteiligungsverfahren konkreter Hessischer Bauprojekte*. In: *Geschlechterverhältnis und Räumliche Planung*. Kirchlinteln: Hoffmann und Hoyer, 111-134.
- Lentin, Alana (2004): *Racism and anti-racism in Europe*. London/Ann Arbor: Pluto Press.
- Lentin, Alana (2011): *The crises of multiculturalism. Racism in a neoliberal age*. London/New York: Zed Books.
- Lugones, María (2008): *Coloniality and gender*. In: *Tabula rasa* 9, 73-102.
- Lugones, María (2010): *Toward a decolonial feminism*. In: *Hypatia* 25/4, 742-759.
- Mignolo, Walter (2007): *Coloniality of power and de-colonial thinking*. In: *Cultural Studies* 21, 155-167.
- Quijano, Aníbal (2007): *Coloniality and modernity/rationality*. In: *Cultural Studies* 21, 168-178.
- Steyerl, Hito / Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) (2003): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast.
- Wekker, Gloria (2006): *The politics of passion: Women's sexual culture in the Afro-Surinamese diaspora*. New York: Columbia University Press.
- Wekker, Gloria (2016): *White innocence: Paradoxes of colonialism and race*. Durham: Duke University Press.
- Zibell, Barbara (1998): *Das Geschlecht (in) der Planung. Zwischen Anpassung und Widerstand*. In: *Geschlechterverhältnis und Räumliche Planung* Band 4, 19-48.
- Zwischenraum Kollektiv (Hg.) (2017): *Decolonize the City! Zur Kolonialität der Stadt. Gespräche, Aushandlungen, Perspektiven*. Paper präsentiert bei der Konferenz „Decolonize the City!“. Münster: Unrast.

Die Vorläufigkeit von Stadt und Kritik: Vergeblichkeit und Bescheidenheit im Definieren

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Susanne Heeg

1. Was ist Stadt? Oder: mit was für einem Stadtbegriff arbeite ich?

Mit einem Stadtbegriff tue ich mich schwer. Städte zu verstehen ist gleichbedeutend damit, Wandel zu verstehen. Städte haben sich über die Jahrhunderte, über die Kontinente und Gesellschaftsformationen hinweg so häufig gehäutet, dass an einem geronnenen Zustand orientierte Definitionen zum Scheitern verurteilt sind. So hat es immer wieder Versuche gegeben, Stadt aus ihrer Bevölkerungsgröße, ihrer Siedlungsstruktur oder ihrer Wirtschafts- und Bauweise abzuleiten, also aus ihren besonderen räumlich-physischen Eigenschaften, die aber allenfalls zeithistorischen Wert haben.

Viele Versuche, einen Stadtbegriff zu entwickeln, resultieren in der Identifizierung unterschiedlicher Typen oder Arten von Städten (z. B. Großstädte, Stadtregionen, Metropolen, Global Cities oder Megacities). Damit gelingt es aber nicht, das Städtische zu bezeichnen, sondern allenfalls unterschiedliche Grade des Städtischen. Die Gefahr, die damit einhergeht, ist, dass bestimmten Städten (z. B. Global Cities, Metropolen) eine Dynamik zugeschrieben wird, während andere Städte davon abgegrenzt und mit quantitativem Wachstum sowie einer Vielzahl von Problemen verbunden werden (etwa im Begriff der Megacity). Dies beinhaltet einen normativ aufgeladenen Blick, der die Grundlage der Bewertung – also der Frage, was als dynamisch und innovativ gilt – unkenntlich macht und droht, in ein schwieriges (post-)koloniales und essenzialistisches Fahrwasser zu geraten (Roy 2011; Robinson 2011).

Tatsächlich sind Städte aber keine natürlichen und sich selbst erklärenden Einheiten. Solche idealtypischen Einheiten sind auch vor Ort nicht klar voneinander abgrenzbar, weil Städte immer vieles und nicht nur eines

sind. Ist es dann aber eine vergebliche Mühe, mit dem Begriff der Stadt zu arbeiten? Für mich heißt es das nicht. Vielmehr macht es Sinn, „Stadt“ als ein prozessuales Verhältnis zu verstehen. „Stadt“ ist weder Zustand noch universale Kategorie, sondern ergibt sich aus konkreten politischen, sozial- und wirtschaftsräumlichen Prozessen auf unterschiedlichen *scales* (Brenner 2004). Das Städtische macht nicht an administrativen Grenzen halt, sondern dehnt sich über diese hinaus aus. Städtische Prozesse, Dynamiken und Debatten können förmlich grenzenlos Einfluss entwickeln.

Zugleich ist es aber so, dass ich ein gewisses Unbehagen mit Ansätzen habe, die Urbanisierung oder Stadt überall sehen (z. B. Lefebvre 2014; Brenner/Schmid 2015), da sie davon ausgehen, dass städtische Logiken – also industrielle bzw. kapitalistische Logiken – keine räumlichen Grenzen haben, sondern gesellschaftlich wirken. Die Schwierigkeit, etwas spezifisch Städtisches zu definieren, führt dann dazu, die Ubiquität des Städtischen in unterschiedlichsten gesellschaftlichen Elementen wie Autobahnen, technologischen Infrastrukturen oder kulturellen Debatten zu sehen.

Demgegenüber verstehe ich den städtischen Raum als eine Art Kraftzentrum, das sich aus Hinterfragungen, Konflikthaftigkeit, Protest und Widerstand ergibt und in dem Ordnungen, Normierungen und Kategorien problematisiert und neu ausgehandelt werden. Städte sind häufig Ausgangspunkte und Verhandlungsarenen für Bewegungen, die eine emanzipatorische, aber auch eine regressive Kraft haben können. Zentral ist, dass Städte Räume sind, in und an denen gesellschaftliche Verständnisse hinsichtlich unterschiedlichster Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnisse diskutiert und verhandelt werden. In Städten erfolgt eine Problematisierung von Sexismus, Rassismus, Kapitalismus und weiteren Unterdrückungsformen, aber auch ein Ausprobieren von Alternativen. Leider gilt dies nicht immer und nicht für alle Zeiten.[1] Stattdessen muss die privilegierte Position von Städten in dieser Hinsicht immer wieder durch Handeln performative Kraft entwickeln.

2. Was ist Kritik? Oder: Gibt es eine spezifische Kritik, auf die ich mich in meiner Arbeit fokussiere?

Das oben Gesagte zielt darauf ab, die Bedeutung von Konflikten und Machtbeziehungen für die Konstitution und Veränderung von gesellschaftlichen Lebensverhältnissen zu betonen. Die Aufgabe von Wissenschaftler*innen besteht demnach in einer Kritik von Unterdrückungs- und Ausgrenzungsverhältnissen. Es müssen Konstellationen in den Blick genommen werden, die Ungerechtigkeiten bedingen und beinhalten, um die

Notwendigkeit der Veränderung zu verdeutlichen. Dazu gehört, Wissensordnungen, die Menschen zueinander ins Verhältnis setzen, mit kritischer Distanz zu hinterfragen. Dies ist eine fast vergebliche, aber auch maßlose sowie unablässig wichtige Aufgabe.

Meine Vorstellung von Kritik ist zeitdiagnostisch orientiert und will verstehen, wie umkämpfte Bereiche geordnet werden. Damit will ich ihre Bedeutung für das Ermöglichen beziehungsweise Verunmöglichen menschlicher Lebenswelten und gesellschaftlicher Verhältnisse verstehen. Dazu gehört die Bereitschaft zu Hinterfragungen und Problematisierungen, die sich nicht nur auf lokale Bedingungen beziehen und daraus ihre Kritikfähigkeit beziehen, sondern auch auf gesellschaftliche Entwicklungen rekurren, die nicht an den Grenzen des Nationalstaates haltmachen.

Zusammengefasst beinhaltet dies eine Kritik an kapitalistischen Formationen und der damit einhergehenden Gefahr der Warenförmigkeit sozialer Verhältnisse, über die Ausgrenzungen und Ungerechtigkeiten hergestellt werden. Es gilt, kritisch gegenüber dem Bestehenden beziehungsweise Gegebenen zu sein, damit kreativer Freiraum entstehen kann für eine Infragestellung dessen, was akzeptiert und vorhanden ist. Dies beinhaltet eine hinterfragende Distanz zu allen möglichen Ordnungsformen als Formen des Steuerns, Sortierens und Erkennens. Nach Foucault bedeutet dies einen Bruch mit Werten und Konventionen der herrschenden Wahrheitsregime. Es gilt, Abstand zu Universalien zu halten und zu fragen, wie sich diese konstituieren und wie diese überschritten werden können.

Selbstverständlich – oder leider – unterliegt die kritische Haltung der Schwierigkeit und Begrenztheit des Erkennens. Es gilt zu fragen: Wie werde ich regiert? Welche Fragen muss ich stellen und wo kann/muss ich ansetzen? Eine kritische Haltung ist ambivalent und zum Teil maßlos, da sie mit dem Problem konfrontiert ist, dass Macht und Herrschaft in Menschen „einwandern“. Kritische Wissenschaftler*innen stehen vor der Herausforderung, ihre eigenen Grenzen, ihre Bedingtheit und ihr Bedingtheitsein – ihre Positionalität – zu erkennen. Es ist also eine Aufgabe, vermeintliche Wesenhaftigkeiten, Autoritäten und letzte Wahrheiten zu hinterfragen und keinesfalls bei dem „Erreichten“ stehen zu bleiben. Kritik ist eine Aufgabe ohne Ende. „Kritik heißt herauszufinden, auf welchen Erkenntnissen, Gewohnheiten und erworbenen, aber nicht reflektierten Denkweisen die akzeptierte Praxis beruht.“ (Foucault 2005: 221). Daran kann man wachsen, aber auch scheitern.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Goethe-Universität Frankfurt gefördert.

Endnoten

[1] Das wäre schön, denn dann wäre es eine deutlich einfachere Aufgabe, einen Stadtbegriff zu entwickeln!

Autor_innen

Susanne Heeg, Geographin, beschäftigt sich mit Städten als Kristallisationspunkten gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und als lokale Knotenpunkte im Netzwerk globaler Dynamiken.

heeg@em.uni-frankfurt.de

Literatur

Brenner, Neil (2004): *New state spaces. Urban governance and the new rescaling of statehood.* Oxford: Oxford University Press.

Brenner, Neil / Schmid, Christian (2015): *Towards a new epistemology of the urban?* In: *City* 19/2-3: 151-182.

Foucault, Michel (2005): *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988.* Hrsg. von Daniel Defert und François Ewald. Frankfurt: Suhrkamp.

Lefebvre, Henri (2014): *The urban revolution.* Minneapolis: University of Minnesota Press.

Robinson, Jennifer (2011): *Cities in a world of cities: The comparative gesture.* In: *International Journal of Urban and Regional Research* 35/1: 1-23.

Roy, Ananya (2011): *Slumdog cities. Rethinking subaltern urbanism.* In: *International Journal of Urban and Regional Research* 35/2: 223-238.

Die Stadt lebt in ihrer Auflösung

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Roger Keil

Was ist Stadt? Vor 35 Jahren veröffentlichte ich in der *Prokla* meinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz unter dem Titel „David Harvey und das Projekt einer materialistischen Stadttheorie“. Den letzten Absatz überschrieb ich mit der Zeile: „Das unfertige Projekt einer materialistischen Stadttheorie“ – darin wies ich auf den Anspruch des damals schon ikonischen Geographen hin, „die ‚Oberflächenphänomene‘ städtischer Restrukturierung in allen Bereichen des urbanen Lebens (Wohnungsfrage, Gesundheitsfürsorge, soziale Dienstleistungen, Erziehung, Umwelt etc.) an die ihnen ‚unterliegenden und oft obskuren Bedürfnisse der Kapitalakkumulation und der Perpetuierung der herrschenden Klassenverhältnisse in der Produktion‘ zu knüpfen“ (Keil 1987: 144). So verstand ich damals Theorie: Sie erklärt die strukturellen Zusammenhänge und erhellt Oberflächenphänomene.

Natürlich ist es nicht so einfach. Theorie ist zugleich mehr und weniger als das. Die sogenannten Phänomene sind selbst theoriebildend. Also sind Stadt und Verstädterung aus meiner heutigen Sicht nicht ohne eine theoretische Fassung dieser Phänomene zu begreifen. Ich bin immer noch dem Projekt einer „materialistischen Stadttheorie“ verpflichtet, aber ich würde es heute eher so formulieren, dass das städtische Leben in seiner Vielfalt nicht epiphänomenal ist, sondern wesentlich zur Theoriebildung und zur Findung eines Stadtbegriffes überhaupt beiträgt. Die hier offengelegten Fragen sind in den letzten Jahren in der Debatte um die planetarische Urbanisierung ausreichend diskutiert worden und müssen an dieser Stelle nicht noch einmal neu aufgerollt werden. Ich lerne hier heute viel von den Urbanist*innen des globalen Südens. Der Stadtbegriff wird längst nicht mehr von Manchester, Chicago oder Los Angeles aus definiert (als Beispiel für ein aktuelles kollektives Statement siehe Bhan et al. 2020)

Doch was das städtische Leben zur Findung eines Stadtbegriffes beiträgt – anstatt diesen aus der (politischen) Ökonomie des Kapitalismus her-

zuleiten – weist auch über die Stadt hinaus, wie wir von Lefebvre (1972) wissen. Verstädterung und verstädterte Gesellschaft deuten auf einen Stadtbegriff, der prozessual ist, über die Stadt als singuläres Ding und Objekt hinwegzeigt. In meiner eigenen Forschungspraxis habe ich den Stadtbegriff immer an dieser *Auflösung* des Objektes in den Prozess hinein festgemacht. Theoretisch und empirisch war diese Öffnung der Stadt zur Verstädterung richtungsweisend für meine Forschung – primär in den Bereichen der extensiven Urbanisierung und des globalen Suburbanismus, in der politischen Ökologie der Urbanisierung sowie im Hinblick auf die Perforierung des städtischen Lebens durch Infektionskrankheiten. Im Abspann eines von mir mitherausgegebenen Buches mit dem programmatischen Titel *After Suburbia* (Keil 2022) argumentiere ich dementsprechend, dass die Definition der Vorstadt, wie diejenige der Stadt selbst, immer im Fluss ist, denn das Städtische selbst ist „kontinuierlich“ (Lerup 2017), liegt „zwischen“ den gedachten Festpunkten von Stadt und Land (Sieverts 1997) und ist „schwer fassbar“ (Simone/Pieterse 2017). Seit mehr als einer Generation arbeite ich zu Öffnungen der Stadt in das Nicht-Städtische sowie zum Begriff des städtischen Stoffwechsels, wie es in der kritischen städtischen politischen Ökologie üblich ist. Mit Kolleg*innen in Amsterdam habe ich zu diesem Thema jüngst programmatisch für eine Neukalibrierung des Projektes der städtischen politischen Ökologie für das Zeitalter der extensiven Urbanisierung plädiert (Tzaninis et al. 2021; siehe auch Angelo 2021 und Gandy 2022). Als letztes Beispiel für meine Betonung der begrifflichen Auflösung der Stadt in das Städtische, kann ich hier meine Arbeiten zum Verhältnis der städtischen Gesellschaft zu neuen Infektionskrankheiten nennen (wie in Keil 2021 bereits in dieser Zeitschrift ausgeführt).

Es bleibt die Frage: „Was ist Kritik?“ Für die Stadtforschung gab es hierzu jüngst die (von Nancy Fraser inspirierte) spannende Debatte zwischen Neil Brenner (2016) und Ananya Roy (2016). In einem Beitrag zur Debatte der Natur der Stadt (und im Kontext einer Würdigung des Lebenswerks Peter Marcuses) hatte Neil Brenner (2009) eine systematische Lektüre der Ursprünge und Konturen der Kritischen Theorie in Bezug auf das Städtische vorgelegt. Gegründet im Besonderen auf einer Beurteilung der Kritischen Theorie in der Tradition der Frankfurter Schule, und beeinflusst von Henri Lefebvres Hypothese einer Revolution der Städte (1972) kommt Brenner zu dem Schluss, dass die Kritische Theorie heute „ein ausdauerndes Engagement mit gegenwärtigen weltweiten Mustern der kapitalistischen Urbanisierung und ihrer weitreichenden Konsequenzen

für gesellschaftliche, politische, ökonomische und menschliche Naturbeziehungen erfordert“ (2009: 206, Übersetzung d. A.). Ananya Roy greift in ihrem jüngeren Beitrag Brenners These auf, vermerkt aber kritisch, dass beispielsweise in Indien der Staat das Städtische definieren kann, „ohne Geographien der Urbanisierung oder ohne städtische Politik“ (2016: 819). Daraus ergebe sich der „unvollständige“, „kontingente“ und „unentschiedene“ Charakter des Städtischen (ebd.). Laut Roy darf kritische städtische Theorie weder das nicht-städtische Äußere des Städtischen vernachlässigen, noch das Räumliche auf das Städtische begrenzen (Roy 2016: 816).

Sicherlich kann sich die kritische Stadtforschung – will sie ihrem Namen gerecht werden – nicht von den folgenden Prinzipien lösen: Erstens: Wie seit jeher ist der Bezug auf Praxis der Kern der Kritischen Theorie. Daher lautet die Frage: Wie und was kann die Theorie ändern? Wer sind die handelnden Subjekte? Aber auch: Wer ist nicht Teil des Handelns, weil davon ausgeschlossen? Zweitens muss die kritische Stadtforschung die Domänen des kritischen Denkens benennen, die die Brüche des Städtischen aufzeigen. Diese Domänen verorten sich nicht im Zentrum, sondern in der Peripherie der städtischen Hegemonie. Und drittens, im Rückverweis auf die anfänglichen Thesen zur Stadt: Stadttheorie ist kritisch, wenn sie auf die dynamischen Auflösungstendenzen des Städtischen fokussiert und nicht versucht, die Stadt konzeptionell zu reifizieren, etwa als „Smart City“, „nachhaltige Stadt“, „kompakte Stadt“ oder gar „gesunde Stadt.“ Kritik ist kritisch, wenn sie radikal offenbleibt.

Autor_innen

Roger Keil ist Stadt- und Umweltwissenschaftler und forscht zu globaler Suburbanisierung, städtischer politischer Ökologie, Stadt und Infektionskrankheiten und regionaler Governance.

rkeil@yorku.ca

Literatur

Angelo, Hillary (2021): *How green became good: Urbanized nature and the making of cities and citizens*. Chicago: University of Chicago Press.

Bhan, Gautam / Caldeira, Teresa / Gillespie, Kelly / Simone, AbdouMaliq (2020): *The pandemic, southern urbanisms and collective life*. In: *Society and Space*, 3.8.2020, <https://www.societyandspace.org/articles/the-pandemic-southern-urbanisms-and-collective-life> (letzter Zugriff am 15.3.2022).

Brenner, Neil (2009): *What is critical urban theory?* In: *City* 13/2-3, 198-207.

Brenner, Neil (2016): *Critique of urbanization: Selected essays*. Basel: Birkhäuser.

Gandy, Matthew (2022): *Natura urbana*. Boston: MIT Press.

Die Stadt lebt in ihrer Auflösung

- Keil, Roger (1987): David Harvey und das Projekt einer materialistischen Stadttheorie. In: PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft 17/69, 132-147.
- Keil, Roger (2021): Höher, weiter, breiter. Die endlose Stadt nach Covid-19: Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel „Das Ende des Städtischen? Pandemie, Digitalisierung und planetarische Enturbanisierung“. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 185-191.
- Keil, Roger (2022) After suburbia: Peripheral notes on urban theory, In: Roger Keil / Fulong Wu (Hg.), After suburbia: Urbanization in the twenty-first century. Toronto: University of Toronto Press.
- Lefebvre, Henri (1972): Die Revolution der Städte. München: List.
- Lerup, Lars (2017). The continuous city: Fourteen essays on architecture and urbanization. Zürich: Park Books.
- Roy, Ananya (2016): What is urban about critical urban theory? In: Urban Geography 37/6, 810-823.
- Simone, AbdouMaliq / Pieterse, Edgar (2017): New urban worlds: Inhabiting dissonant times. Cambridge: Polity.
- Sieverts, Thomas (1997): Zwischenstadt. Wiesbaden: Vieweg + Teubner.
- Tzaninis, Yannis / Mandler, Tait / Kaika, Maria / Keil, Roger (2021): Moving urban political ecology beyond the „urbanization of nature“. In: Progress in Human Geography 45/2, 229-252.

Kritische Stadtforschung jenseits von Großstädten und Wissenschaftsbetrieb

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Matthias Naumann

Die dynamische Entwicklung einer kritischen Stadtforschung, die sich auch im zehnjährigen Jubiläum dieser Zeitschrift zeigt, wirft zwangsläufig die Frage auf, wie denn Stadt und kritische Forschung abzugrenzen sind. Wenn städtische Entwicklungen prägend für nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche sind und ein kritischer Anspruch nahezu zu einer Selbstverständlichkeit in der Stadtforschung geworden ist – droht da nicht die Gefahr einer thematischen und analytischen Beliebigkeit? Statt einer präzisen Bestimmung von Stadt und Kritik möchte ich eine zweifache Öffnung der kritischen Stadtforschung vorschlagen, die zu deren künftiger Relevanz beitragen kann.

Erstens zeichnet sich die Bedeutung einer kritischen Stadtforschung dadurch aus, dass sie konzeptionell wie empirisch über großstädtische Themen hinausgeht. Auch wenn auf die Bedeutung ländlicher Regionen in aktuellen Debatten immer wieder verwiesen wird, interessieren Stadtforscher*innen vor allem die Großstädte. Doch gerade, weil gesellschaftliche Fragen zunehmend als städtische Probleme verhandelt werden, sollte eine kritische Stadtforschung danach suchen, wie sich gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte auch in Klein- und Mittelstädten oder in ländlichen Räumen manifestieren. Beispiele hierfür sind die Gentrifizierung von Wohnquartieren, die Finanzialisierung von Infrastrukturen oder der Wandel von öffentlichen Räumen, die genauso jenseits der Großstädte das Leben vieler Menschen prägen und zu sozialen Verwerfungen führen. Das „Recht auf Stadt“ sollte daher nicht auf bestimmte räumliche Bedingungen beschränkt bleiben, sondern für andere Kontexte erweiterbar und auf grundlegende Veränderungen dieser Verhältnisse ausgerichtet sein. Kritische Stadtforschung kann damit einen

Beitrag für die Formulierung von gesellschaftlichen Gegenentwürfen und deren Realisierung leisten.

Zweitens muss sich eine kritische Stadtforschung daran messen lassen, inwieweit es ihr gelingt, die Grenzen des akademischen Betriebs zu verlassen. Die aktuelle Orientierung des Wissenschaftsbetriebs an einseitigen, möglichst quantifizierbaren Kriterien vermeintlicher Exzellenz erschwert eine Anwendungsorientierung von kritischer Lehre und Forschung ungemein. Dennoch sollte es der Anspruch kritischer Wissenschaftler*innen sein, Kritik praktisch werden zu lassen und Ergebnisse zu erarbeiten, die einen konkreten Nutzen für soziale Bewegungen, Gewerkschaften und linke Parteien haben. Ein solches Vorhaben bestimmt grundsätzlich die Fragen und Methoden wie auch die Kommunikation einer kritischen Stadtforschung. Schließlich ist damit die Anforderung verbunden, auf drängende Fragen zeitnah und konkret Antworten zu finden, die für Menschen außerhalb der Wissenschaft zugänglich und verständlich sind. Erste Ansätze hierfür bietet die beginnende Debatte um eine „Angewandte Kritische Geographie“, die etwa für Frankfurt am Main empirische Befunde lieferte (Betz et al. 2021).

Was ist das Ziel dieser Öffnung, die zweifellos zulasten einer exakten Definition von Stadt und einer analytischen Schärfung des Kritikbegriffs geht? Zum einen geht es um die Entwicklung von – möglichst konkreten – Utopien nicht nur für Großstädte, sondern für räumliche Entwicklung insgesamt. Konkrete Utopien meinen sowohl grundsätzliche Gegenentwürfe, die eine Orientierung und Perspektive bieten, wie auch detaillierte Vorschläge für die Verbesserung von Lebensverhältnissen. Hierbei kann sich die kritische Stadtforschung durchaus eine Kompromisslosigkeit leisten, da sie zum Beispiel nicht an schwierige Koalitionsverhandlungen oder veränderte Ressortverteilungen gebunden ist. Zum anderen macht die vorgeschlagene Orientierung disziplinäre Grenzen zunehmend obsolet, wovon eine institutionelle Verankerung der Stadtforschung profitieren kann. Die Hinwendung zu Fragen jenseits der Großstädte und die aktive Beteiligung an politischen Veränderungen bedeutet damit eine Verbreiterung, die zugleich eine Radikalität impliziert. Daraus folgt weniger ein hermetisches Forschungskonzept, sondern ein suchender Prozess mit allen Umwegen, Widersprüchen und Rückschlägen. Dennoch kann diese Öffnung einer kritischen Stadtforschung damit neue Adressat*innen und Verbündete wie auch eine noch breitere Rezeption erschließen – sicher auch für die Zeitschrift *sub|urban*.

Matthias Naumann

Dieser Artikel wurde durch Mittel des Open-Access-Publikationsfonds der Universität Klagenfurt gefördert.

Autor_innen

Matthias Naumann forscht als Humangeograph zu den Geographien der Stadt und ländlicher Räume und beschäftigt sich mit Infrastruktur.

matthias.naumann@aau.at

Literatur

Betz, Johanna / Keitzel, Svenja / Schardt, Jürgen / Schipper, Sebastian / Schmitt Pacífico, Sara / Wiegand, Felix (Hg.) (2021): Frankfurt am Main – eine Stadt für alle? Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe. Bielefeld: transcript.

Warum die Frage nach dem verwendeten Stadtbegriff „vorkritisch“ ist

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Anke Strüver

Zu einem bei sub\urban im Jahr 2019 eingereichten Aufsatz zum Themenheft „Urbane Politische Ökologien“ bekam ich in einem der Reviews unter dem Stichwort „Gliederung des Beitrages“ die Aufforderung zur Erläuterung: „Welches Stadtverständnis ist relevant?“ Diese Frage hat mich gleichermaßen überrascht wie verärgert, stellt sie doch für mich einen Rekurs auf die „vorkritische Stadtforschung“ dar. Mein Umgang mit dieser Frage im Prozess der Beitragsüberarbeitung hat mich ebenfalls überrascht wie verärgert: Zwar konnte ich mich bremsen, einen Absatz einzufügen, warum diese Frage für die kritische Stadtforschung im Allgemeinen und die urbane verkörperte Ökologie im Besonderen irrelevant bis kontraproduktiv ist, aber sie hat mich anhaltend beschäftigt.

Die Frage nach dem verwendeten Stadtbegriff impliziert die Vorstellung einer abgeschlossenen Raumeinheit „Stadt“ und hält damit am sogenannten Containerraum-Denken fest. Daran geknüpft ist eine Form von Stadt-Verstehen und auch -Erforschen, das für mich maximal fast wie unpolitisch ist und in der Humangeographie des deutschsprachigen Raums (auf die ich mich beziehe) bis weit in die Nullerjahre vorherrschend war: Die Stadt wurde nach Größe, Dichte, Zentralität, Form der Agglomeration, nach funktionalen wie regionalen Typen und nicht zuletzt Differenziertheit der sozialräumlichen Gliederung kategorisiert und hierarchisiert (siehe komprimiert Heineberg/Kraas/Krajewski 2017 [2000]: 26 ff.).

Mit „vorkritischer Stadtforschung“ meine ich nicht grundsätzlich unkritisch; sondern tatsächlich ein zeitliches „vor“: vor der Zeit, als kritische Stadtforschung nicht nur plötzlich „da“, sondern fast zeitgleich auch bereits „normal“ war. Diese Normalisierung im Sinne eines Main-streamings entstammt, zumindest in der Geographie, primär der Über-

nahme von Literatur, Themen und Theorien aus angloamerikanischen Diskussionen. Für viele Geograph*innen stellt(e) dies den Moment des Auf- und auch Ausatmens dar: endlich weg von den schematisch abgrenzbaren Stadtbegriffen und -typen, weg vom Definieren von Raumkategorien und Überprüfen von Stadtstrukturmodellen; hin zu Stadt-Erleben, zu gesellschaftlichen Alltagsprozessen und Raumproduktionen, zu Fragen nach Machtstrukturen, Konflikt und Kooperation, Krise und auch Kapitulation. Denn „[w]enn städtische Prozesse immer nur in Zusammenhang mit über die Stadt hinausreichenden Prozessen zu verstehen sind, dann sind das Entscheidende die [gesellschaftlichen] Prozesse und Zusammenhänge, die Städte formen“ (Belina/Naumann/Strüver 2020 [2014]: 16).

Ein prozessuales und relationales Stadtverständnis ist sicherlich Teil des Fundaments der kritischen Stadtforschung. Soziale wie räumliche Relationen machen nicht an der administrativ definierten Stadtgrenze halt; und sie werden durch die Unter- oder Überschreitung einer – global stark variierenden – Grenzzahl von Einwohner*innen oder Bevölkerungsdichte für die Kategorisierung als Stadt nicht irrelevant. Darüber hinaus verweist der unscheinbare Begriff der *Prozesse* auf die dem städtischen Leben inhärenten Dynamiken hin: Solche Dynamiken kennzeichnen sowohl die vermeintlichen starren Routinen des Alltagslebens als auch die erwünschte Stabilität von urbanen Infrastrukturen. Beide Beispiele sind Prozesse, die durch die fortschreitende Neoliberalisierung des Ökonomischen und des Politischen – und damit auch des Städtischen – stark ins Wanken geraten sind. Beide Beispiele machen aber hoffentlich ohne Ausführung klar, dass sie im Sinne einer kritischen Stadtforschung mit der Vorstellung eines Containerraums weder zu erfassen noch im emanzipativen Sinne zu verändern sind.

Dass die vorkritische Stadtforschung noch präsent und aktiv ist, zeigen Reviews wie das oben erwähnte. Es macht deutlich, dass auch Reviewer*innen für *sub\urban* an vorkritischen Kategorien (fest-)hängen und sie als etwas „Normales“ und damit letztlich auch Normales der kritischen Stadtforschung (re-)produzieren. Das Problem ist also nicht das Vorhandensein dieser vorkritischen Stadtforschung, sondern der Versuch (oder das Versehen?), das Vorkritische als das Kritische zu reklamieren – und damit den Blick anstatt auf gesellschaftliche Prozesse auf Kategorisierungen entlang räumlicher Formen (und Stadtbegriffe bzw. -typen) zu fokussieren.[1]

Das Thema „Verortungen und Entortungen einer kritischen Stadtforschung im deutschsprachigen Kontext“ ist zum zehnten Geburtstag von

Warum die Frage nach dem verwendeten Stadtbegriff „vorkritisch“ ist

sub|urban genau richtig gewählt. Für die nächsten zehn Jahre wünsche ich der Zeitschrift noch mehr kritisch verortete Diskussionen!

Endnoten

- [1] Ein aktuelles Beispiel dafür findet sich übrigens in Uwe Prells Einführungsbüchlein „Die Stadt“, das zwar das Fehlen einer Definition von Stadt kritisiert (2020: 37), aber direkt im Anschluss mehrseitige Tabellen über die Stadtbegriffe verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen sortiert (ebd: 39 ff.).

Autor_innen

Anke Strüver ist Humangeographin. Sie arbeitet mit einem feministischen Fokus zum urbanen Alltagsleben anhand von Verkörperungen, Gesundheit, Ernährung, Sorge/Ver-sorgung und Digitalisierung.
anke.struever@uni-graz.at

Literatur

Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (2020 [2014]): Stadt, Kritik und Geographie. Einleitung zum Handbuch Kritische Stadtgeographie. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 14-19.

Heineberg, Heinz / Kraas, Frauke / Krajewski, Christian (2017 [2000]): Stadtgeographie. Paderborn: Schöningh.

Prell, Uwe (2020): Die Stadt. Opladen: Barbara Budrich.

Kritische Stadtforschung: Differenz und Ungleichheiten im Fokus

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Anne Vogelpohl

1. Was ist Stadt? Oder: Mit was für einem Stadtbegriff arbeitest Du in Deiner Forschung?

Nicht wenige Texte zur Stadtforschung beginnen damit, Zahlen von global ansteigenden Bevölkerungsanteilen in Städten aufzulisten. Allerdings ist es klar, dass Städte nicht nur quantitativ vermessbare Entitäten sind. Was kennzeichnet aber stattdessen den Gegenstand der Stadtforschung? Was grenzt sie vielleicht sogar ab von anderen Forschungsfeldern? Diese Fragen mit dem kurzen Hinweis „Stadtforschung ist, was Stadtforscher:innen machen“ abzutun, ist auch unzufriedenstellend, zum Beispiel wenn es darum gehen soll, anstehende Forschungsfragen zu diskutieren oder ein Einführungsbuch herauszugeben.

Zwei Antworten auf die Frage „Was ist Stadt?“ finde ich in meiner Arbeit hilfreich, auch wenn es sozialwissenschaftlich keine enge Definition geben kann (Kemper/Vogelpohl 2011: 17). Die erste ist konzeptuell: Vor vielen Jahren bin ich auf der Suche nach Theorien, die mir erlauben, konkrete Alltage in städtischen Quartieren als gesellschaftliche Verhältnisse zu lesen, auf das Werk Henri Lefebvres gestoßen (Lefebvre 1972, 1977, 1996; vgl. Vogelpohl 2012). Mit Lefebvre ist Stadt die vermittelnde „Ebene M“ (1972: 88), in der globale wie alltägliche Beziehungen zusammenlaufen. Sie *könnte* für Lefebvre der Ort sein, an dem Differenz kollektiv ermöglicht wird: „[T]he urban as a ground for collective action across social difference“ (Althorpe/Horak 2021: 3). Lefebvres (1991) Theorie der Raumproduktion läuft letztlich darauf hinaus zu untersuchen, warum diese Stadt aktuell (noch) *nicht* realisiert ist und über welche politischen, sozialen, wirtschaftlichen Raumverhältnisse stattdessen Macht- und Teilhabeungleichheiten hergestellt werden.

Die zweite Antwort versucht, sich der Frage empirisch zu nähern, und unterscheidet sich von Fall zu Fall: Was wird denn im Alltag, in politischen Programmen, in den Medien et cetera als *Stadt* beziehungsweise noch aufschlussreicher: als *städtisch* bezeichnet? Und wie könnte das, „was Stadtforscher:innen machen“, näher bestimmt werden? Weil Stadt also etwas mit Differenz zu tun hat (siehe oben), suche ich die empirische Antwort dann oftmals in Widersprüchlichkeiten einerseits und Koalitionen andererseits. Ein Beispiel für städtische Widersprüchlichkeiten wäre ein quartiersbezogenes Beschäftigungsförderprogramm, das die Prekarität der adressierten Quartiersbewohner:innen jedoch nicht mindern würde. Und städtische Koalitionen sind solche, die Differenzen überbrücken – wie Initiativen, die Armut und Klimawandel zugleich thematisieren, aber auch Netzwerke aus politischen und wirtschaftlichen Eliten.

2. Was ist Kritik? Oder: Gibt es eine spezifische Form von Kritik, auf die Du in Deinen Arbeiten fokussierst?

Über diese Frage gibt es dicke philosophische Bücher... Ich halte mich hier gerne an Rahel Jaeggi und Tilo Wesche (2009: 7), für die Kritik die Annahme ist, dass Werte, Praktiken und Institutionen nicht so sein müssen, wie sie sind; dass es Entscheidungsspielräume und Alternativen gibt. Daraus folgt für mich der Dreischritt: (1) sorgfältige Analyse – (2) Aufdecken von Mechanismen der Herstellung von Macht- und Teilhabeungleichheiten – (3) Diskussion von Alternativen. Dieser Dreischritt ist gekoppelt an drei weitere Momente der Forschung, die mit Blick auf Kritik reflektiert werden sollten: (1) die Themenwahl – (2) die Art und Weise zu forschen – (3) die Zielrichtung, in die Alternativen gedacht werden. Sich dabei im weitesten Sinne mit Ungleichheiten auseinanderzusetzen und die bestehenden Verhältnisse nicht nur zu erklären, sondern auch infrage zu stellen, gehört aus meiner Sicht zu einer kritischen Stadtforschung dazu.

In diesem Sinne halte ich es für wichtig, dass Stadtforschung kritisch ist. Ich selbst versuche, in diesem Sinne kritische Stadtforscherin zu sein. Dennoch empfinde ich ein Unbehagen, wenn der Begriff für (Selbst-) Bezeichnungen von Personen oder, noch problematischer, Gruppen herhält. Wird eine Gruppe als „kritisch“ bezeichnet beziehungsweise bezeichnet sich selbst so, dann impliziert dies automatisch Ein- und Ausschlüsse und damit starre Ungleichheiten, die eigentlich überwunden werden müssten. Mir ist es lieber, anhand der Inhalte und an der Forschungsweise kritische Stadtforschung erkennen zu können. Und dafür

Anne Vogelpohl

bietet sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung seit nunmehr 10 Jahren eine sehr wertvolle Plattform.

Autor_innen

Anne Vogelpohl ist Geographin und beschäftigt sich mit Stadtpolitik in Hinblick auf Beratung, Wohnen sowie Arbeit und nutzt feministische Methodologien.
anne.vogelpohl@haw-hamburg.de

Literatur

- Althorpe, Caleb / Horak, Martin (2021): The end of the right to the city: A radical-cooperative view. In: Urban Affairs Review. <https://doi.org/10.1177/10780874211057815>.
- Jaeggi, Rahel / Wesche, Tilo (2009): Einführung: Was ist Kritik? In: Rahel Jaeggi / Tilo Wesche (Hg.), Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7-20.
- Kemper, Jan / Vogelpohl, Anne (2011): „Eigenlogik der Städte“? Kritische Anmerkungen zu einer Forschungsperspektive. In: Jan Kemper / Anne Vogelpohl (Hg.), Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte – Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“. Münster: Westfälisches Dampfboot, 15-38.
- Lefebvre, Henri (1972): Die Revolution der Städte. München: List.
- Lefebvre, Henri (1977): Kritik des Alltagslebens; Band 1: Einleitung. Kronberg: Athenäum.
- Lefebvre, Henri (1991): The production of space. Malden u. a.: Blackwell.
- Lefebvre, Henri (1996): Writings on cities. Malden u. a.: Blackwell.
- Vogelpohl, Anne (2012): Urbanes Alltagsleben – Zum Paradox von Differenzierung und Homogenisierung in Stadtquartieren. Wiesbaden: Springer VS.

Stadt und Kritik

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Jan Wehrheim

Stadt?

Stadtsoziologie bedeutet in der deutschen Universitäts- und Wissenschaftslandschaft de facto ganz überwiegend Soziologie *in* der Stadt. Debatten und Forschungen etwa zu residenzieller Segregation sind wohl der deutlichste Ausdruck davon. Auf Definitionsversuche von Stadt wird meist verzichtet. Auch hier soll nur eine Annäherung erfolgen.

Stadt und insbesondere Großstadt als sozialräumliches Gebilde und Siedlungsform zeichnet sich aus einer eurozentristischen Perspektive zuvorderst durch zwei hier interessierende Merkmale aus: ihre politisch-rechtliche Verfasstheit im Vergleich zu anderen Maßstabsebenen wie dem Nationalstaat sowie die spezifische räumliche Strukturiertheit sozialer Beziehungen in der Stadt. Ist Ersteres Ergebnis politischer Produktion räumlicher Einheiten mit all ihren Konsequenzen und (historisch) gewaltvollen Hintergründen, ist Letzteres – und damit verbunden – Folge von „Größe, Dichte, Heterogenität“ (Wirth 1974 [1938]). Diese quantitativen Merkmale, die bereits für das antike Athen galten, bringen ab einem immer nur relational zur jeweiligen Gesellschaftsformation und nicht absolut definierbaren Grad (denn aus räumlicher Nähe lassen sich nicht einfach soziale Beziehungen ableiten), spezifische soziale Beziehungen hervor respektive beeinflussen diese. Dies ist das qualitativ Besondere am Städtischen. Dabei ist beim Stadt-Dorf-Vergleich heute nicht mehr die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit (Bahrtdt (1998 [1961]) der bürgerlichen Gesellschaft relevant, gleichwohl jedoch die in diesem Kontext betonte „unvollständige Integration“ von Großstädten. Sie verweist im Kern auf sekundäre soziale Beziehungen und Anonymität sowie distanzierteres Verhalten in (groß-)städtischen Settings. Während die Polarität also höchstens noch als graduelle geeignet ist, Stadt-Dorf-Unterschiede zu beschreiben und zu analysieren, und keinen kategorialen

Unterschied mehr darstellt, sind es die (groß-)städtische Anonymität in den sozialen Beziehungen und die flexibleren Möglichkeiten, soziale Rollen zur Schau zu tragen, die nach wie vor für eine solche Unterscheidung relevant sind (was mit Blick auf Unterschiede bei den Siedlungsstrukturen in vielen Ländern des Trikonts noch plausibler wird). Es sind also unterschiedliche Modi und Möglichkeiten sozialer Kontrolle, die mit der Siedlungsform und mit eventuellen Ausprägungen von Segregation in den Städten korrelieren. Unter anderem mit Verweis auf Simmel (1992 [1908], 1995 [1903]), Lofland (1995) und Siebel (1997) ist Stadt damit an erster Stelle Ort des Fremden – einander biografisch unbekannter und in der Vielfalt sozial und kulturell fremder Menschen, wobei dies nicht nur objektiviert, sondern gleichermaßen konstruktivistisch als *othering* gedacht ist. Auf dem Dorf gibt es sichtbar nur Normalität oder tolerierte Abweichung. In der segregierten Großstadt als fluides Mosaik kleiner Welten gibt es Freiheiten zur Abweichung auch ohne „Toleranz“: „Die Stadt ist der Ort von Lust und Gefahr, von Chance und Bedrohung. Sie zieht an und stößt ab und kann das eine nicht ohne das andere.“ (Bauman 1997: 223), und diese Ambivalenz charakterisiert auch ihre soziale Produktivität. Sie macht die Stadt zum Ort sozialer Differenzierung sowie individueller *und* gesellschaftlicher Emanzipation. Das heißt aber auch: Wie Größe, Dichte, Heterogenität soziale Beziehungen und dabei relevante Machtverhältnisse prägen, lässt sich nicht aus Stadt alleine erklären. Gesellschaftliche Strukturen und Herrschaftsverhältnisse, Diskurse und damit soziale Deutungsmuster sowie die damit verbundenen Praktiken sind zum Verstehen sozialer Prozesse in Städten immer relevanter als „Stadt“ – beziehungsweise Stadt und Gesellschaft sind immer in Wechselwirkungen zu denken. Diese Notwendigkeit, Stadt soziologisch immer in Relation zu Gesellschaft zu definieren und zu analysieren, kann über die eurozentristische Perspektive hinaus Gültigkeit beanspruchen.

Kritik?

Kritik ist zunächst ein Merkmal jeglicher Wissenschaft. Zumindest ist das der Grundgedanke: Es ist die genuine Aufgabe von Wissenschaft, die Dinge zu hinterfragen und theoretische Annahmen oder empirische Befunde auf ihre Gültigkeit zu überprüfen, Selbstverständlichkeiten anzuzweifeln und neue, ungeklärte Fragen zu formulieren sowie zu versuchen, diese zu beantworten. Wissenschaft, will sie sich selbst ernst nehmen, muss also per se kritisch sein. Das Etikett „kritisch“ bei kritischer Wissenschaft transportiert jedoch noch einen zweiten

Bedeutungsgehalt, der nicht vollständig von ersterem gelöst werden kann beziehungsweise lediglich analytisch davon unterscheidbar ist. Eine ausdrücklich kritische und dabei politische oder aktivistische Stadtforschung formuliert auch ausdrücklich spezifische Fragen. Weil dem so ist, kommt sie auch zu anderen Ergebnissen beziehungsweise zu Antworten auf Fragen, die sonst eventuell nicht gestellt werden: unter anderem zu Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen und den Bedingungen der Unfreiheit, die dadurch sichtbar gemacht werden und so vielleicht Veränderungsmöglichkeiten aufzeigen. Das heißt, die Erkenntnisse daraus legen auch eine andere (Stadt-)Politik nahe. Für die (Stadt-)Soziologie heißt es dabei, Stadt und Gesellschaft nicht als gegeben hinzunehmen und bestehende soziale Ordnungen nicht unhinterfragt zu akzeptieren und über Themensetzungen oder Forschungen zu reproduzieren. Damit wird jedoch die Beziehung von „objektiver“ Wissenschaft zu Normativität herausgefordert.

Der hehre Anspruch Weber'scher Werturteilsfreiheit (Weber (1991 [1904])) wurde vielfältig diskutiert und dabei betont, dass bereits die Wahl des Forschungsthemas und der Forschungsmethoden eine politisch relevante Wertung darstellt und von den spezifischen Perspektiven und Wissensbeständen der Forscher:innen in ihrer Verwobenheit mit ihren auch beruflichen beziehungsweise institutionellen Alltagen (und Erwerbsarbeitsbedingungen und Forschungsförderungsmöglichkeiten) abhängt. Für eine reflexive sozialwissenschaftliche Stadtforschung bedeutet dies einerseits, diese eigene Eingebundenheit in Gesellschaft zu berücksichtigen und zu versuchen, das „Denken wie üblich“ (Schütz 1972: 58) selbst zu hinterfragen (und sich aus anderen Perspektiven heraus kritisieren zu lassen) und andererseits zu reflektieren, inwieweit die Untersuchungsgegenstände – etwa problematisierte soziale Phänomene in Städten – über die Wissensproduktion (re-)produziert werden, erst recht, wenn es nicht „nur“ um Grundlagen-, sondern um anwendungsorientierte Forschung geht. Indem jedoch über andere Fragestellungen quasi automatisch aus dem grundsätzlich Kritischen der Wissenschaft eine normative, politische Kritikfähigkeit resultiert, entsteht regelmäßig eine Schwierigkeit bei der Verbindung von Wissenschaft und Aktivismus: Wissenschaftliche Ergebnisse können politisch enttäuschend sein und entsprechend strategisch passenden Thematisierungen entgegenstehen. Die der erwähnten Reflexivität nahestehende konstruktivistische wissenschaftliche Perspektive kann aber nicht einfach über Bord geworfen werden, wenn sie einem politisch nicht in den Kram passt. Auch unter

einer konstruktivistischen Perspektive geht es im Kern um „Wahrheit“ und es wäre wissenschaftlich unredlich und politisch problematisch, davon abzuweichen und etwa verdinglichende Begriffe und Kategorien strategisch aufzugreifen.

Es geht also um die Produktion anderen Wissens über die Wahl der Themen, Fragestellungen und die Wahl von Forschungsmethoden (wobei weniger die Methoden entscheidend sind, als vielmehr die dabei eingenommenen methodologischen Perspektiven) und gegebenenfalls um das Aushalten von Widersprüchen: Denn das produzierte Wissen steht prinzipiell anderen, nicht nur (den eigenen) aktivistischen Nutzungen zur Verfügung. Howard S. Becker hat (2016 [1967]: 12, Herv. i. O.) darauf hingewiesen, dass in hierarchisch strukturierten Gesellschaften (auch wenn Systemtheoretiker:innen das anders sehen dürften) ebenfalls eine „*Hierarchie der Glaubwürdigkeit*“ besteht. Dementsprechend kann es als eine der Aufgaben von Wissenschaft angesehen werden, nicht nur herrschaftliche Politiken und Praktiken als solche zu benennen, sondern eben auch andere Perspektiven „von unten“ und auch in ihrer Ausdifferenziertheit und ihren (Macht-)Effekten sichtbar zu machen und sich so über Multiperspektivität sozialwissenschaftlich aktueller „Wahrheit“ anzunähern. Dies, so scheint mir, ist aber (eigentlich) nicht nur die Aufgabe einer sich explizit als „kritisch“ empfindenden Wissenschaft, sondern – siehe oben – eigentlich jeglicher (Stadt-)Soziologie.

Dieser Artikel wurde durch den Publikationsfonds der Universität Duisburg-Essen gefördert.

Autor_innen

Jan Wehrheim ist Sozialwissenschaftler und Entwicklungspolitologe. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Stadt- und Devianzsoziologie sowie neue Kontrolltechnologien.
jan.wehrheim@uni-due.de

Literatur

- Bahrdt, Hans-Paul (1998 [1961]): Die moderne Großstadt. Reinbek: Rowohlt.
- Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Hamburg: Hamburger Edition HIS.
- Becker, Howard Saul (2016 [1967]): Whose side are we on? In: Daniela Klimke / Aldo Legnaro (Hg.), Kriminologische Grundlagentexte. Wiesbaden: Springer VS, 7-22.
- Lofland, Lyn (1995): The public realm. Exploring the city's quintessential social territory. New York: Routledge.
- Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Alfred Schütz (Hg.), Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: Martinus Nijhoff, 53-69.
- Siebel, Walter (1997): Die Stadt und die Zuwanderer. In: Hartmut Häußermann / Ingrid Oswald (Hg.), Zuwanderung und Stadtentwicklung. Leviathan Sonderheft Nr. 17. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 30-41.

Stadt und Kritik

- Simmel, Georg (1992 [1908]): Exkurs über den Fremden. In: Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 764-771.
- Simmel, Georg (1995 [1903]): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Georg Simmel, Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Band I. Gesamtausgabe Band 7. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 116-131.
- Weber, Max (1991 [1904]): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Max Weber, Schriften zur Wissenschaftslehre. Stuttgart: Reclam, 21-101.
- Wirth, Louis (1974 [1938]): Urbanität als Lebensform. In: Ulfert Herlyn (Hg.), Stadt- und Sozialstruktur. München: Nymphenburger Verlag, 42-66.

Fach, Gesellschaft und Wissenschaft

Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“

Max Welch Guerra

Der Aufruf, die Begriffe *Stadt* und *Kritik* in das Zentrum einer Debatte zu stellen, bietet die große Chance, uns weit über begriffliche Klärungen unseres gemeinsamen Arbeitsgegenstands hinaus – die ja auch für sich selbst sehr fruchtbar sein können – über die Funktion zu verständigen, die wir in der Gesellschaft ausüben, wenn wir räumliche Planung praktizieren, erforschen und lehren. Da in der Bundesrepublik nicht nur ein großer Bedarf, sondern auch eine beträchtliche Nachfrage nach öffentlicher Planung besteht und die planungsbezogenen Wissenschaften sich eines insgesamt stabilen institutionellen Standes erfreuen, laufen wir Gefahr, die gesellschaftspolitische Legitimation von Berufsfeld und Wissenschaft zu vernachlässigen, sie als gegeben zu behandeln. Wir müssen uns ja kaum rechtfertigen.

Um die Aufgabenstellung der Redaktion in diesem Sinne zu beantworten, entscheide ich mich für den zweiten Begriff. Dass *Stadt* sehr Unterschiedliches bezeichnen kann, ist in unseren akademischen Gefilden geradezu eine Banalität. *Kritik* hingegen wird selten differenziert, klingt scharf, wirkt aber eher wie ein stumpfer Begriff. Eine nähere Betrachtung erschließt hingegen drei sehr unterschiedliche Stufen der Reflexion.

Eine erste Bedeutung des Begriffs ist mit dem Alltagsverständnis von *Kritik* verwandt: Wir erfassen und bewerten kontinuierlich Erfolge und Mängel der laufenden räumlichen Planung in ihren unterschiedlichen Phasen – von der fachlichen Programmformulierung über die Implementation bis hin zu ihren direkten wie indirekten Effekten. Eine solche *Kritik* macht sinnvollerweise einen wichtigen Teil der Lehre in den Planungsstudiengängen aus. Ob gegenüber den hauptamtlich Planenden, den Medien oder den Studierenden – in aller Regel bewegen wir uns dabei innerhalb der Leitlinien der gesetzlich sanktionierten Gesellschaftspolitik.

Dies schließt ein, dass diese Kritik die Lebensbedingungen der Menschen, der Flora und der Fauna verbessern kann. Es geht dessen ungeachtet um eine Optimierung der Planung im Sinne der gegebenen Leitlinien räumlicher Entwicklung. Eine solche Herangehensweise ist wesentlich affirmativ, wir haben es hier mit einer *systemimmanenten Kritik* zu tun. Die „Hochschultage der Nationalen Stadtentwicklungspolitik“ sind geradezu Festivals dieser Weise der Optimierung von Regierungspolitik. Fachliche Urteile eines weiten Spektrums einschlägiger AkteurInnen – von der Studienanfängerin bis zum alten Prof – finden hier ein aufmerksames und kundiges Publikum, das neugierig registriert, was in der Planungspraxis schiefläuft und was alles besser gemacht werden könnte.

Kritik im Sinne einer zweiten Bedeutung ist weniger verbreitet und unterliegt historischen Konjunkturen. Sie ergänzt die erste Bedeutung, indem sie diese überwindet. Im Sinne der Kritischen Theorie geht es hier darum, räumliche Planung im Zusammenhang mit den Herrschaftsverhältnissen zu betrachten, die das Handlungsfeld Planung hervorbrachten und immerfort verändern. Räumliche Planung hat die Funktion, die materielle Produktion wie die Reproduktion der Bevölkerung mit zu gewährleisten, ebenso den Zugriff auf natürliche wie kulturelle Ressourcen zu bewerkstelligen, aber dies grundsätzlich im Einklang mit den dominierenden Machtstrukturen. Ja, diese herrschaftsstabilisierende Funktion geht weiter, sie umfasst auch die ständige Produktion von Deutungen, die diese Machtstrukturen erhalten und stärken. Städtebauliche Leitbilder lassen sich als wichtige materiell, sozial wie narrativ ausgerichtete Innovationsinstrumente verstehen, denn sie aktualisieren die Art und Weise der Verräumlichung der Gesellschaftsverhältnisse umfassend, aber systemimmanent. Kritik im Sinne der Kritischen Theorie untersucht diese Funktionen räumlicher Planung in diktatorischen wie demokratischen, kapitalistischen wie staatssozialistischen, reichen wie armen Systemen. Kritik im Sinne der Kritischen Theorie ermöglicht es uns, Perspektiven zu entfalten, die das jeweilige System überwinden können. Ein wenig bekanntes, dabei für die deutschsprachige Welt gut nachvollziehbares Beispiel für eine solche kritische Auseinandersetzung mit der Planung und der Gesellschaft des eigenen Landes lieferte der faktische Reformflügel, der sich in den letzten Jahren der DDR von der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar aus herausbildete (Welch Guerra 2012).

Ein solches herrschaftskritisches Verständnis ist derzeit nicht nur in der deutschsprachigen Planungs-Welt wenig präsent. Hier kommt nun

Max Welch Guerra

eine dritte Bedeutung des Begriffs *Kritik* ins Spiel, die gleichsam auf die Schultern der ersten und der zweiten klettert, um sie mit der Distanz, die die historische Analyse und die internationale Kasuistik gewähren, zu durchleuchten: *Kritik* als die aufmerksame Betrachtung, Erklärung und Bewertung des wechselnden Verhältnisses der Planungsdisziplin zur jeweiligen politischen Herrschaft. Eine solche reflexive Überprüfung der wissenschaftlichen Disziplin und der Deutungsmuster, die sie liefert, ist allerdings nur als kollektives Werk denkbar.

Die Bauhaus-Universität Weimar unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Autor_innen

Max Welch Guerra forscht zum Komplex Gesellschaftspolitik, Planung und Gestaltung in Europa vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute.
max.welch@uni-weimar.de

Literatur

Welch Guerra, Max (2012): Fachdisziplin und Politik. Stadtplanerische Fachdebatte und gesellschaftspolitische Reformbestrebungen an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar. In: Christoph Bernhardt / Thomas Flierl / Max Welch Guerra (Hg.), Städtebau-Debatten in der DDR. Verborgene Reformdiskurse. Berlin: Theater der Zeit, 42-70.

Von sub\urban zu Pro:Polis?

Anmerkungen zur ambivalenten Geschichte
des Städtischen im kurzen ersten Jahrzehnt der
zeitschrift für kritische stadtforschung

Grischa Bertram

Zehn Jahre gibt's nun sub\urban – warum, das weiß die Zeitschrift sehr genau! Das Urbane als Variable, das Sub als „halbleerer Signifikant“ und „der ‚\‘ war nie versehentlich“ – so ver- und entortet sich die zeitschrift für kritische stadtforschung in ihrem Call zum vorliegenden Heft (Redaktion sub\urban 2021a). Eine solche Dar- und Klarstellung wäre schon bei Erscheinen der ersten Ausgabe hilfreich gewesen, schien ihr Titel bei Gründung im Herbst 2012 doch beinahe aus der Zeit gefallen: War die Ära der Suburbanisierung, in der Stadtkritik sich als Stadtfeindschaft und -flucht gerierte (vgl. Bernet 2019), nicht schon vorüber? Hatte sich Stadtentwicklung nicht entweder „nach exklusivem Rezept“ wieder auf die Zentren verlagert (Füller et al. 2013) oder in der Peripherie vom Antiurbanen emanzipiert (Kip 2016)? Hatten – so viel subtile Mehrdeutigkeit war zumindest zu vermuten – Subkultur und Subversion nicht bereits Eingang in den Mainstream gefunden?

Während sich die Jubilar_innen unter dem Titel „sub\“ vor allem Erörterungen über „mögliche Konturen aktueller Positionsbestimmungen“ hinsichtlich des variablen Urbanen wünschen, wendet sich dieser Beitrag insbesondere der durchaus signifikanten Vorsilbe zu und unternimmt den Versuch, die Variable dadurch unterschiedlich zu füllen. Transportiert das Sub für die Redaktion „ein Stück weit das Kritische eines kritischen Stadtforschungsansatzes“, indem es „[...] Partei [ergreift], [...] [sich] verbündet [...] mit dem Unten, und [...] die Dinge (und Nicht-Dinge) von unten“ beleuchtet und „gewissermaßen ihre Unterflächen und Unterströme in Augenschein“ nimmt (Redaktion sub\urban 2021a), so sollen eben diese Parteilichkeit und Perspektive nachfolgend durch alternative Präfixe kritisch reflektiert werden. Aus dem Sub wird so ein

Trans, ein Re, ein Pro, ein Post und ein Ko. Nach diesen Vorsilben gliedert sich auch der Text.

Mit jeder Veränderung der Vorsilbe – und damit des jeweiligen Blickwinkels auf das Urbane – tritt ein anderer Aspekt der Stadt und des Städtischen, der Stadtproduktion und -planung sowie nicht zuletzt der Städter_innen (und Nicht-Städter_innen, soweit es die auf diesem Planeten noch geben kann) zutage. Da die Vorsilben in den vergangenen zehn Jahren mit jeweils eigenen Bedeutungen aufgeladen und parteilich vereinnahmt wurden, sich aber zugleich selbst im kurzen ersten Jahrzehnt von *sub\urban* trotz Diskontinuität und Widersprüchlichkeit gewisse Konjunkturen und Tendenzen erkennen lassen, zeigt sich in der Zusammenschau eine Ambivalenz der Geschichte des Städtischen zwischen 2012 und heute. Nach (fast) zehnjähriger Lektüre zeigt sich dabei das Objekt Stadt wandlungsfähiger als manch schreibendes Subjekt.

Zugleich tritt durch die Abspaltung der Vorsilbe der Wortstamm deutlicher hervor und führt zu einer ersten, durchaus überraschenden Erkenntnis: Das Städtische wird in der Zeitschrift als urban deklariert und nicht etwa als *polis*. Nicht die politische „Bühne des gemeinsamen und freien Austauschs“ (Michel/Roskamm 2013 mit Verweis auf Arendt 1994 [1961]; vgl. Swyngedouw 2013) ist Programm, sondern die Urbanität, womit – das darf man wohl annehmen – mit Lefebvre immer ein „entscheidendes Moment der Gesellschaft als Ganzer“ (Vogelpohl 2018), ein Zusammenhang von städtischer Gesellschaft und Struktur (Gribat et al. 2016), von menschlichem Handeln und Repräsentation in der gebauten Umwelt gemeint ist (Günzel 2015). „Die Polis ist tot, es lebe die kreative Stadt!“ (Swyngedouw 2013: 141) Ob Sterben und Leben der *polis* nicht mindestens ebenso prägend für das vergangene „städtische“ Jahrzehnt und die Beiträge der kritischen Stadtforschung war, soll in einigen Abschnitten des Artikels ebenfalls beleuchtet werden.

Die ausgeklügelte Schreibweise des Zeitschriftentitels regt darüber hinaus dazu an, der – ja gerade nicht versehentlichen – Verknüpfung von Präfix und Stamm besonderes Augenmerk zuteilwerden zu lassen. Spätestens seit ein Gendersternchen genügt, den Puls von Kommentarfunktionsnutzern (vor allem männlichen, aber auch weiblichen oder diversen) in die Höhe zu treiben, weiß man über die Kritikmöglichkeiten solcher Konstruktionen. Hier war *sub\urban* sich zehn Jahre treu: gesperrt, das Sub durch einen Backslash schräg abgetrennt, womit das Urbane trotz der Betonung durch den Fettdruck quasi zum Unterordner wird – man möchte nicht wissen, wie viele Monate der „zwei Jahre [...]

intensiver Diskussion und Vorbereitung“ (Redaktion sub\urban 2013) allein dieses überaus dialektische Ergebnis erforderte.

Ein Ergebnis, das man – würde es sich für eine sich kritisch und wissenschaftlich verstehende Zeitschrift nicht nahezu verbieten – im Sinne neoliberaler Verwertungslogik als Marke bezeichnen könnte. Obwohl sich sub\urban in dieser – überaus problematischen – Logik in den ersten zehn Jahren durchaus bewährt hat, könnte dieser Beitrag damit als Versuch verstanden werden, den im Namen der Zeitschrift transportierten Markenkern zu analysieren und alternative Titel auf eine bessere Passfähigkeit zu den wesentlichen Merkmalen, Thesen und Trends des Städtischen hin zu untersuchen.

Solche, ebenso fruchtbare Diskussionen unter den Jubiliar_innen und den Leser_innen anzuregen, ist Ziel dieses Beitrags. Obwohl ausschließlich Belege aus dem Archiv von sub\urban genutzt werden, soll er Hinweise auf kritische Sichtweisen außerhalb der „Blase“ (Bock et al. 2018) der dort repräsentierten kritischen Stadtforschung geben und Denkanstöße zur weiteren Fremd- und Selbstkritik und -reflexion bieten – wohl wissend, dass für die „Marke“ sub\urban auch nach zehn Jahren nicht das „vermeintliche neoliberale Ende der Geschichte“ erreicht ist (Reuschling 2017: 115).

Dieser Beitrag basiert auf einer Auswertung bisheriger sub\urban-Ausgaben, des Positionspapiers des Redaktionsworkshops von Oktober 2012 als „Gründungsdokument“ (Redaktionskollektiv sub\urban 2012), den Editorials der Erstausgabe (Redaktion sub\urban 2013) sowie eines ersten „Jubiläumshefts“ nach nur zehn Ausgaben (Redaktion sub\urban 2016) und schließlich des Calls zum vorliegenden Heft (Redaktion sub\urban 2021a), in denen jeweils das Selbstverständnis von sub\urban dargelegt ist. Damit besteht ein für ein einziges Jahrzehnt doch erheblicher Textkorpus, der für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den darin formulierten Kritiken, Thesen und Positionen einer eingehenden Diskursanalyse bedürfte. Für den Moment wurde darauf bewusst verzichtet zugunsten einer eklektizistischen Aneignung, bei der Belege gegebenenfalls nur dem Hinweis auf Wortverwendungen dienen und die insgesamt nicht ohne ironisches Augenzwinkern verstanden sein will – Humor ist ein zentrales Stilmittel der Kritik.

trans_urban – Offenheit in der Übergangssituation

Von Anfang an – und damit noch vor der kulturkritischen Sternchen-Debatte – genderte sub\urban, wenn auch zunächst mit Unterstrich.

Auch über die Geschlechterverhältnisse und ihre textsprachliche Reproduktion hinaus war der Ansatz von *sub\urban* von Beginn an ein transformativer, auch wenn er nicht so bezeichnet wurde. Im Positionspapier wird allerdings von „transdisziplinär“, „kritische[r] Transnationalisierung“ und „transphober Kritik“ gesprochen (Redaktionskollektiv *sub\urban* 2012), im ersten Editorial immerhin noch sehr viel von Transdisziplinarität. Dort tritt auch der offene Grundgedanke transformativer Wissenschaftlichkeit hervor, bedeutete doch der Redaktion „[k]ritische Stadtforschung [...] auch, die Verortungen und Bedingungen von Wissensproduktion – und von Kritik – immer aufs Neue zu thematisieren und in Frage zu stellen“ (Redaktion *sub\urban* 2013). 266 Beiträge enthalten bis Ende 2021 ausweislich einer Suche im Archiv die Vorsilbe *trans*. Wäre es da nicht sinnig gewesen, die Zeitschrift *trans_urban* zu taufen (natürlich nicht im religiösen Sinne)?

Nach einer Regenbogen-beflaggten Fußballeuropameisterschaft scheint eine solche Benennung zwar anbiedernd, doch war ein „pink washing“ (Haritaworn 2015) solchen Ausmaßes bei Zeitschriftengründung noch nicht absehbar. Damals wurde die Vorsilbe am ehesten mit dem Begriff der Transformation verbunden – zumal mit Bezug zur Stadtentwicklung. Allerdings hatte er hier auch eher etwas strukturschwaches, gegebenenfalls gar ostiges an sich (Rink 2020; Bernt 2017, zu westlichen Parallelen vgl. Schönig 2020). Der Stadtumbau, der den dortigen Wohnungsmarkt gerade zu Ungunsten der Mieter_innen „stabilisiert“ hatte (Fehlberg/Mießner 2015), war Inbegriff dieser Transformation. Eine Zeitschrift *trans_urban* wäre hier möglicherweise eher als Anbiederung an weit weniger kritische, denn vielmehr neoliberale (Mayer 2013) Transformatoren (und_innen, aber die eher zu dekorativen Zwecken) verstanden worden. Dass Transformation auch von Aktivismus und Wissenschaft ausgehen könnte, wurde erst innerhalb des ersten *sub\urban*-Jahrzehnts gängige Sichtweise (Kratzsch/Maruschke 2016).

Erst im Rückblick nach zehn Jahren wird deutlich: Eine Zeitschrift *trans_urban* hätte auch den entscheidenden Transfer (Künkel 2015) bilden können zwischen Transformationsproblem (Marx), historischer Transformation (Foucault), Transgender und (queerfeministischer, postkolonialer, antirassistischer oder gar sozialökologischer) Transition (etwa Jesus Pereira Lopes 2017; Oswin 2015; Naumann/Mießner 2020) und damit den wesentlichen, im Positionspapier genannten Kritikansätzen. Ja, letztlich wäre im Titel eine Transposition möglich gewesen zwischen den verschiedenen „linken Positionierungen“, die im Positionspa-

pier noch auftauchten, im Editorial zur ersten Ausgabe dann nicht mehr explizit benannt wurden (Redaktionskollektiv sub\urban 2012; Redaktion sub\urban 2013): von der alten, über die neue bis hin zur neuesten, identitätspolitischen Linken (Meier 2018) – eine Zeitschrift als transzendentes Wesen zwischen den Widersprüchen linker Politik und linken Politikverstehens (Grunze/Naumann 2014).

2012 aber waren weder die Widersprüche noch die Konturen der neuen Zeitschrift deutlich genug erkennbar. Auch die Gründung war letztlich eine Transformation im Sinne einer „offenen Übergangssituation“, die entsteht, wenn „das Alte stirbt und das Neue noch nicht zur Welt kommen kann“ (Vollmer 2015). So zeigen ausgerechnet die sieben Nennungen von „neu“ im ersten Editorial die ganze Ambivalenz transformativer Publikationstätigkeit: neuere Forschungsprojekte, die „unpolitisch und/oder zu wenig reflektiert“ daherkommen, die bereits zitierte Wiedervorlage, „Altes“, das neu gelesen werden will, eine erneute Veröffentlichung und schließlich Anzeichen für eine politische Neuausrichtung (wohlgermerkt innerhalb der bestehenden Stadtpolitik).

re:urban – Antworten auf die urban question der Zeit

Ziemlich viel sterbende Vergangenheit für eine neue Zeitschrift also. Dabei war 2012, das Gründungsjahr von sub\urban, für die Critical Urban Theory ein revolutionäres Jahr, das Neues gerade auch in der Neubewertung versprach. Bis dahin war etwa das Re für viele kritische Menschen eine schwierige Vorsilbe, dass an Rekonstruktion (André/Lutz/Zschoke 2018), Relativierung, Restitution (Bernt/Holm 2020), Restrukturierung (Klappenberger 2016; Schipper/Wiegand 2015), (Re-)Regulierung (Rinn 2018), „Responsibilisierung“ (Heeg 2013) oder gar die reproduktive Sphäre (Schröder/Scheller 2017; Schuster/Höhne 2017) denken ließ. Re stand hier – und steht noch immer, wie die Jahreszahlen belegen – für etwas reaktionär Rückwärtsgewandtes und das geht in einer vorwärts streitenden Gruppe nimmer. Und beginnt nicht auch rechts mit re (Bescherer 2019), wengleich nicht als Vorsilbe?

2012 nun erschienen Harveys' *Rebel Cities* – sie wurden seitdem immerhin 13 mal in sub\urban zitiert (Kalff/Warda 2016; Engels 2016; Steinbrink et al. 2015; Grubbauer 2017; Helbrecht/Weber-Newth 2017; Samarinis/Spanou 2016). Durch diesen altmeisterlichen *spatial turn* von der *révolution urbaine* zur *urban revolution* wäre re:urban möglicherweise zumindest für die eher marxistisch orientierte Vertreter_innen des Redaktionskollektivs ein brauchbarer Alternativtitel gewesen

– *reclaim the re* quasi. Nun stand das Re auch (wieder) für reaktive und responsive Handlungen, mit nachgestelltem Doppelpunkt schon seit Beginn der Digitalisierung für Responsivität. Als wesentliches Stilmittel der Kritik würden solche Repliken die drängenden Fragen einer hypergespaltenen städtischen Gesellschaft (Forrest/Koh/Wissink 2018), des Kapitals (Smith 2019; Dangschat 2019) und der Planung (Burckhardt 2017; Gribat et al. 2017) betreffen sowie die Herausforderungen (Metzger 2016), Konflikte (Bürgin 2017) und Kämpfe (Türkmen 2015), die sich daraus ergeben – letztlich aber immer auch die *urban question* (direkt benannt tatsächlich nur bei Kip 2016).

Nun hat sich das sub\urban-Redaktionskollektiv, das sich re:urban-Re:daktion hätte nennen können, nie allein der Critical Urban Theory zugeordnet, sondern sich in einem breiten Spektrum unterschiedlicher kritischer Perspektiven verortet (Redaktionskollektiv sub\urban 2012). Damit musste es der Harvey'schen Vorstellung realexistierender Veränderungen, relokalisierter Globalisierung und dem Trend der Reurbanisierung trotz gleichzeitiger Repolitisierung (Volk 2014) und Rekommunalisierung nicht unkritisch folgen. Trotz der vormaligen, beispielsweise feministischen oder ökologischen (Vollmer/Michel 2020) Kritik an der Suburbanisierung konnte die sich gerade erst manifestierende Stadtwanderung fast schon reflexhaft wieder als Revanchismus (zwölfmal zitiert, nur von Holm 2019 im Text erwähnt!) kritisiert werden. So blieb die hinreichend als neoliberale Reregulierung konnotierte *urban renaissance* vor allem eine immobilienwirtschaftlich getriebene, exklusive Gentrifizierung aus der Retorte (Schipper/Wiegand 2015; Füller et al. 2013), die durch sich verschärfende Konkurrenz (Geiselhart et al. 2020) Betroffenheiten erzeugt (Meuth/Reutlinger 2021) und dazu führt, dass „[i]nzwischen [...] förmlich jeder Fleck städtischen Bodens zu Mondpreisen verkauft werden [kann]“ (Heeg 2018).

In dieser kritischen Replik auf die Reurbanisierung deutet sich an, wie vehement sich sub\urban dem Mainstream entgegenstellt, der eben nicht „linksgrün-versifft“ ist, wie man beim Reden mit Rechten (Feustel 2019) denken könnte. Ob Reuse, Recycling oder (*corporate*) *responsibility*: Zwischen links und grün passt mehr als der Doppelpunkt zwischen Re und urban auszudrücken vermag. Wenn die Nachhaltigkeits- und Resilienzdebatten „die kritische Reflexion über Ungleichheit, Ausgrenzung und Konflikte systematisch ausblenden und die Inhalte, denen wir uns zuwenden wollen, nachhaltig verschatten“ (Redaktionskollektiv sub\urban 2012), so gilt dies für die städtische Renaissance in gesteigertem

Maße. Sie muss der linken Kritik der kritischen Linken wie ein Kind der Blair-Clinton-Schröders erscheinen: Zu viel *new*, zu wenig *labour*; zu viel *my*, zu wenig *socialism*, zu viel *governance*, zu wenig Regieren.

pro!urban – Vorwärts gerichtete Kritik

re:urban wäre insofern ein Titel gewesen, der vor der digitalzeitlichen Ewigkeit von zehn Jahren allzu trendy gewirkt hätte – mit allen Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, nicht nur durch die Reminiszenz an den elektronischen Briefverkehr, der maschinenstürmerisch als zu smart angesehen werden könnte (Follmann/Leitheiser/Kretschmer 2021; Redaktion sub|urban 2021b). Wie schon trans_urban hätte re:urban Widerspruch und Kritik auslösen müssen, die die Zeitschrift doch lieber in sich versammelt als auf sich selbst gerichtet sehen wollte.

Dann lieber das Problem bei der Vorsilbe packen und mit dem Titel eine eindeutig progressive Produktbotschaft an das promovierte, promovierende und/oder proletarische (Nennungen in 16 Artikeln, unter anderem – ausgerechnet – in vielen bereits im Abschnitt re:urban zitierten sowie Gribat et al. 2016; Gschrey 2015; Schwanhäüßer 2017) Publikum richten: pro!urban wäre eine profunde Fürsprache für das Städtische oder auch für ein progressives, produzierendes Verständnis von Stadtleben jenseits der Steigerung der zwangsläufig neoliberalen, kapitalgetriebenen Stadtproduktion (Füller et al. 2013), ihre immobilienwirtschaftliche *promotion* und touristische Projektion (Kritische Geographie Berlin 2014).

Bei Gründung hätte sich pro!urban an die im besten Sinne propagandistische (von lateinisch *propagare*, ausbreiten, verbreiten) Spitze einer Bewegung stellen können, die die international schon 2009 diskutierte Frage „wessen städtische Renaissance?“ mit einem schallenden „unsere“ beantwortet hätte – schon deshalb das Ausrufezeichen im Titel. Erst später fanden sich viele urbane Produzierende zusammen (Vollmer 2016), gärtnernten (Exner/Schützenberger 2015), gründeten (Schmiz 2017), feierten (Remmert/Kokoula 2014) und machten andere Projekte selber (Jörg/Schuster 2014). 2013 aber war vieles davon – und ist es in der Provinz jenseits von Berlin-halleluja-Berlin noch heute – eher utopistische Projektion denn verlässliche Prognose – „...und das ist auch gut so“, wären es doch ansonsten längst von den üblichen gegenüber dem Kapital protektionistischen Stadtproduzent_innen einverlebte Prototypen zukünftiger Profite und müssten als Proto-Gentrifizierung kritisiert werden (Staehele 2020).

So aber stellt sich die Frage, ob die zaghaften Probebohrungen der neuen urbanistischen Bewegungen kritisiert werden *können* und *sollen*, also

Gegenstand einer kritischen Zeitschrift sein können, ob andersherum Kritik Progressionen beschleunigen kann oder sogleich zur Regression führen muss (Bertram 2013). Natürlich sind viele der in den vergangenen Jahren entstandenen urbanen Produkte eigentlich Prozesse (Azzellini 2016) und beinhalten als solche Kritik an den Problemen der (sogenannten) bestehenden Ordnung. Ihnen voran gingen überproportional viele Proteste (Engels 2016; Frenzel et al. 2016; Schreiber 2018; Türkmen 2015; Diesing 2013; Gomes de Matos 2013; Youkhana/Sebaly 2014), deren Kritikhaftigkeit kaum zu beanstanden ist (Strüver 2015) – obgleich auch sie etymologisch eigentlich für etwas stehen (von lateinisch *protestare*, für etwas Zeugnis ablegen). *pro!urban* wäre also vor allem damit befasst, diese progressive Kritik zu protokollieren. Das aber hat *sub\urban* längst hinter sich gelassen – dennoch wurden zumindest die Proteste in 158 Beiträgen erwähnt.

post.polis. – Die andere Seite des Städtischen

An dieser Stelle bietet es sich an, nicht länger nur die Vorsilbe, sondern auch den Wortstamm der *sub\urban* zu betrachten. Warum eigentlich *sub*-, *trans*-, *re*- oder *pro!urban*? Wie kommt es, dass ausgerechnet eine bei aller *trans*-, *sub*-, *re*- oder *pro!disziplin*arität eher sozial- denn materialwissenschaftlich (nun gut, Kokoula 2020 beschäftigt sich immerhin mit Abfall) orientierte Zeitschrift das „Städtische“ als urban auffasst? Gewiss hat etwa für Lefebvre das Urbane eine soziale und strukturelle Dimension (s. o.). Zudem bildet es den Anschluss an die Urban Studies (Redaktion *sub\urban* 2021a), doch gäbe es mit dem griechischen Begriff der *polis* eine zweite Möglichkeit, städtisches Leben in seiner nicht nur sozialen, sondern darüber hinaus politischen Bedeutung zu erfassen. Wenngleich das Politische seit der politisierten Wahrnehmung von allem (bis hin zu einer „Politik des Politischen“; Diesing 2013) in der Postmoderne nie aus städtischen Diskursen verschwunden ist und auch von Anfang an Gegenstand in *sub\urban* war (s. u.), blieb es doch zunächst auf untergeordnetem Posten. Erst nach fünf Jahren wurde durch die hier schreibenden politischen Subjekte (Vollmer 2014) etwa für die Planung als vorbereitendem Teil der Stadtproduktion der politische Prozess betont bzw. deren Repolitisierung postuliert (Helbrecht/Weber-Newth 2017) – auch und gerade durch den zuvor erwähnten Protest (Volk 2014).

Auch wenn der Poststrukturalismus gerade in der kritischen Wissenschaft manche Rationalität in Frage gestellt hat (Reitz 2016), bringt *post.* vieles auf den Punkt, was bei *sub* notwendigerweise im Vagen und bei *trans* distanziert bleiben muss. Die Substanz hat ein Oben und ein Unten,

die Transformation ein klares Davor und Danach. Das Alte kann noch in der Welt sein, dass Neue sich darüber aber schon in *blog postings* ereifern und – je nach eigenem Postulat – an einer postkolonialen (Goonewardena 2015; Lollia/Meftach/Greif 2016; Macé 2015; Haritaworn 2015; Lanz 2015), post-säkulären (Tsianos 2014), postfundamentalistischen (Yildiz 2019) oder postmigrantischen (Mecheril 2014) städtischen Identität bauen. Und wird nicht auch das Suburbane längst postum als „Post-Suburbia“ betrachtet (Kip 2016)?

Nun könnte man ohne Polemik einwenden, dass in Zeiten der E-Post ohnehin überall gepostet wird (aber: keine Ergebnisse bei der Suche in sub\urban) und das „Kritik vor allem für's Politische“ (König 2018) folgt. Und natürlich ist eine Punktierung im Satz oder gar im Wort grammatikalisch nicht nur fraglich, sondern dürfte den sub\urban-Gründer:innen schon wegen der damals überall hängenden „Wir. Dienen. Deutschland.“-Poster (Youkhana/Sebaly 2014; Köppert 2015) der Bundeswehr eher post- als faktisch (Kumkar 2019) dahergekommen sein. Gemeinsam mit der bestehenden polizeistaatlichen Ordnung (Fassin 2014; Germes 2014), könnte post so auch als Verschleierung eines Fortbestands anderer Wahrheiten dienen: Wenn wir heute in der Postdemokratie leben, wann waren unsere Städte eigentlich jemals demokratisch (Mullis/Schipper 2013; Rosemann 2013)?

Viel schwerwiegender allerdings: Schon das erste sub\urban-Themenheft handelte von der „postpolitischen Stadt“ (Michel/Roskamm 2013; Swyngedouw 2013). Damit hätte sich der hier vorgeschlagene Zeitschriftentitel *post.polis.* natürlich fortan erledigt gehabt... oder die Zeitschrift hätte ihren pluralistischen Kritikansatz eingetauscht gegen eine postkritische Haltung in einer Mischung aus Rancière, Mouffe und Žižek, postdemokratisch garniert mit ein wenig Crouch.

ko*polis – Gemeinschaft statt Gesellschaft

Kaum hatte sich der postpolitische Befund konkretisiert und wurde andernorts gar das Scheitern der liberalen Demokratie vermutet, verkündete sub\urban das Ende der Postdemokratie (Mullis 2018). Tatsächlich gibt es das ganze sub\urbane Jahrzehnt hindurch eine kontinuierlich anwachsende Strömung, durch die nicht nur Kommunikation (Bauriedl/Strüver 2017; Kühn/Lehn 2019), sondern auch Kommunen (Vollmer 2017) und Kommunard_innen (Azzellini 2016), *commons* (Nicolaus 2014) und *communities* in Konkurrenz (Reitz 2016) und Ko-Existenz mit Konflikthafigkeit (Mießner 2017) und Konsensualisierung (Haumann 2018) kollektiv

an Bedeutung gewannen. Willkommen Willkommenskultur (Bayer/Holm/Lebuhn 2014)!

Von unkritischeren Zeitschriften und selbst von manch politischer Entscheidung der Großen Koalition, die unter sub\urban fast durchgängig regierte, wurde diese Konjunktur des ko schneller konsumiert (König 2015), kommuniziert und teils kooptiert (Hess/Lebuhn 2014). Das soll hier nicht kritisiert werden. Denn vieles, was das kollektive Wissen (Tribble/Wedler/Katthagen 2017) über bürgerschaftliche Koproduktion (Räuchle/Schmiz 2020) des städtischen Konzerts (Tijé-Dra 2014) durch kollektives Datensammeln (Adanalı/Gribat 2015), kollektive Wohnformen (Koch 2020; Kotti & Co 2016), Konstruktion oder Konstitution (Dörfler 2015) konstatiert, bedarf der Kontextualisierung (Haumann 2018). Eine komplexere Betrachtung der Konstellationen (Kip 2016) offenbart, dass dieser neue Content oftmals die Lücken der Austerität füllen muss (Wiegand et al. 2016), dass in der Ko-Evolution (Hutta 2015) die kleineren Kopilot_innen oftmals stärker in die Verantwortung genommen werden als die Konzerne (Strobel 2020) und dass die Emotionalität der Ko-Kreation (Landau/Mohr 2015) auch ein depolitisiertes Potenzial besitzt (Schubert 2014), das letztlich eher den Konservativen nützt (Augustin 2019). Und wenn kommunale Gemeinschaften die konturlose Gesellschaft ersetzen, ist das doch letztlich auch Kokoloeres!

sub\urban – Raus in die Vergangenheit

Dann also doch lieber sub? In der wechselhaften Geschichte des Städtischen des kurzen sub\urbanen Jahrzehnts stellt Suburbia (Hayden 2017; Sucker 2015) trotz aller revanchistischen oder proklamierten Stadtwanderung (s. o.) – zumal im globalen Maßstab – eine Konstante dar. Im fachlichen Diskurs emanzipierte sich die Vorstadt jedoch zunächst nur von einem wenig geliebten bis verhassten, Flächenungerechtigkeit verschärfenden (Brokow-Loga/Neßler 2020) Zustand zu einer urbanen Konstellation unter vielen (Kip 2016). Im 2020 beginnenden „pandemischen Zeitalter“ nun könnte der Backslash sogar zum gar nicht mal querdenkerischen Querstrich kippen: Suburbanisierung war nun nicht länger rückwärtsgewandt, sondern Substrat für eine das unter Pandemiebedingungen – quasi subpandemisch – als suboptimal befundene Urbane substituierende Zukunft (Höhne/Michel 2021; Mullis 2021).

Oder: Sind Subways und Subkultur im Lockdown, die Wildnis nicht länger subversiv (Kapitza/Hofmeister 2020) und fehlt die städtische Subsistenzwirtschaft (Thomas 2020), wird der Aufbruch an die „wuchernden Ränder“

Von sub\urban zu Pro:Polis?

(Kapitza/Hofmeister 2020) schnell als „Logik des Ausbruchs“ dargestellt (Füller/Dzudzek 2020)? Sehr zur Freude des Subprime-Marktes (Calbet i Elias 2019) steigert sich der Wert der mehr oder weniger bescheidenen Vorstadtimmobilien eher substanziell denn supplementär (Feustel 2019).

Das hier mehr als subtile Kritik erforderlich ist, zeigt sich auch daran, dass die sub\urban-Redaktion nun nicht nur den Backlash hervorhob, sondern im Call zum vorliegenden Heft erstmals die volle Bandbreite des sub-Verständnisses zeigt: So „lässt sich das sub verschiedenartig lesen: als subversiv, suboptimal, subaltern, subkulturell, substanziell, subjektiv, sublim, subtil, suburban...“ (Redaktion sub\urban 2021a). Dieser Aufzählung und darüber hinaus fehlt sub\urban – mit Ausnahme von Engels 2016, Schilling 2021 und Baron 2021 – allerdings die Subsahara, wie auch der subalterne Globale Süden allzu selten als Subjekt in Erscheinung tritt. Diese Kritik konstruktiv gewendet, würde Sub\urbanität so vielfältig daherkommen, dass Suburbanisierung tatsächlich nur eine der vielen Varianten der Urbanisierung wäre (Kip 2016). Dann allerdings müsste der Strich um wenige Grad gekippt werden, damit das Urbane zum gemeinsamen Nenner wird, durch den sich etwa das Sub – das Kritische also – teilen lassen müsste.

Pro:Polis – Heilung, Hoffnung, Wünsche

Post.Scriptum: Soll damit tatsächlich eine ko*rrigierende Trans_formation eines sub/optimal gesetzten Zeichens als Re:launch pro!moted werden?

In diesem Beitrag wurden bislang durchaus provokativ sechs Namen diskutiert, die in den vergangenen zehn Jahren zumindest zeitweise eine zeitschrift für kritische stadtforschung hätten umschreiben können und hier wohl als alternativ bezeichnet würden, hätte diesen Begriff nicht nahezu zeitgleich mit der sub\urban-Gründung eine (post-) politische Partei gekapert (Nölke 2019), die mit ihrer spezifischen Mischung aus Neoliberalismus, Konservativismus und Rassismus-Nähe bei aller Kritikfreudigkeit, Offenheit und Diversität unter Redakteur_innen, Beiträger_innen und Leser_innen von sub\urban vermutlich auf deutlich unterdurchschnittliche Zustimmungsraten treffen dürfte. Die vorherigen Ausführungen haben gezeigt, dass alle sechs Vorschläge – zwangsläufig – auch kritisch gesehen werden können, dass in ihnen Widersprüchlichkeiten der Stadtforschung und linker Orientierungen zu Tage treten oder dass sie sich bereits nach kurzer Zeit selbst überlebt hätten.

Die anhaltenden, sich gegenseitig verstärkenden Krisen (Nicolaus 2014; Samarinis/Spanou 2016; Vollmer/Michel 2020; Höhne/Michel 2021) und

die darauf antwortenden Regime (Köse 2016), letztlich auch die planetare Urbanisierung (Berfelde 2020) verlangen nach großen Zusammenhängen, nach langfristigen – postsäkulären (Tsianos 2014) vielleicht sogar ewigen – Analysen und kleinteiligen Lösungen. Zumindest unter der Voraussetzung, dass – siehe *pro!urban* – Lösungen gewünscht sind und der wahren Kritik nicht im Wege stehen. Warum also nicht in größeren Dimensionen denken?

Seit ca. 110 Millionen Jahren gibt es Bienen auf diesem Planeten – seine Urbanisierung erscheint dagegen als „Bienenschiss“ der Weltgeschichte. Eine sich in einem so dimensionierten Kontext ver- und entortende progressive Zeitschrift würde kritisch-konstruktiv oder konstruktiv-kritisch staatenbildend wirken (Bernet 2019) – wenngleich die Königin entweder als monarchisch kritisiert oder als feministisch konstruiert werden müsste. Der sich daraus ergebende Titel verweist wiederum weniger auf die stets vorgefasste, vorbelastete und krisen-assoziierte Urbanität, sondern die offene gesellschaftlich-politische *polis*, die den notwendigen Zusammenhalt für das Städtische – sozusagen den Kitt der urbanen Waben – bietet. Ein aktivistisches *pro* zitiert, zählt und teilt durch einen Genderstern-äquivalenten Doppelpunkt die Stadtgesellschaft. Zusammengenommen wäre mit *Pro:Polis* das Kittharz der Bienen Sinnbild für eine artgerechte, natürliche, nutzbringende Politik. Propolis ist nicht nur aus *pro* „vor“ und *polis* „Stadt“ zusammengesetzt und damit zumindest in einer Wortbedeutung dem *sub\urban* ähnlich. Die Zusammensetzung des Stoffs aus vielen unterschiedlichen Substanzen variiert stark, wird aber eine antibiotische, antivirale, antimykotische und damit zugleich prophylaktische wie heilende Wirkung zugeschrieben: Im eng besiedelten Bienenstock dient er der Eindämmung von Krankheiten und Abdichtung von Spalten.

Angesichts der erheblichen Verwerfungen der aktuellen Stadtgesellschaften ist dies – bei aller notwendigen Kritik an Prozedere, Projekten und Produkten; Politik, Polemik und Pol-Schmelzen – zum Jubiläum also ein eher hoffnungsvoller Ausblick: Von den *sub\urbanen* und sonstigen Rändern her ermöglichen Protest und andere politische Prozesse eine „Stadt von unten“ (Stadt von Unten 2017), die allen Mutmaßungen, das Städtische würde in der *Dysto|polis* des *Des...urbanen* enden, ein Kontra gibt.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Kassel gefördert.

Autor_innen

Grischa Bertram ist Planungswissenschaftler und politischer Mensch. Er forscht zu (Protest-)Partizipation, lokaler Demokratie, Stadterneuerung und Planungsgeschichte. grischa.bertram@uni-kassel.de

Literatur

- Adanali, Yaşar Adnan / Gribat, Nina (2015): Das Unsichtbare sichtbar machen. Die Networks of Dispossession kartieren türkische Stadtentwicklungsprozesse. Ein Interview mit Yaşar Adnan Adanali. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 153-164.
- André, Tomczak / Lutz, Manuel / Zschoge, Holger (2018): Make Potsdam great again. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/2-3, 231-244.
- Arendt, Hannah (1994 [1961]): Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I. München: Piper.
- Augustin, Magdalena (2019): Vom Denkmalschutz zum Heimatschutz? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 211-222.
- Azzellini, Dario (2016): „This is a process not a protest.“ Globale urbane Proteste, Betriebsbesetzungen zur Produktion unter Arbeiterkontrolle und lokale Selbstverwaltung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 83-102.
- Baron, Nicole (2021): Verflechtungen im städtischen Gefüge. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 235-240.
- Bauriedl, Sybille / Strüver, Anke (2017): Smarte Städte. Digitalisierte urbane Infrastrukturen und ihre Subjekte als Themenfeld kritischer Stadtforschung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 87-104.
- Bayer, Natalie / Holm, Andrej / Lebuhn, Henrik (2014): Städtische Diskurse um Migration im Wandel. Integration, diversity und soziale Bewegungen in München und Berlin. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/3, 81-92.
- Berfelde, Rabea (2020): Dialektische Methodologie vor dem Hintergrund planetarischer Urbanisierung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 257-261.
- Bernet, Tobias (2019): Stadtstaaten oder Barbarei? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 45-68.
- Bernt, Matthias (2017): „Keine unklugen Leute“. Die Durchsetzung des „Stadtumbau Ost“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 41-60.
- Bernt, Matthias / Holm, Andrej (2020): Die Ostdeutschlandforschung muss das Wohnen in den Blick nehmen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 97-114.
- Bertram, Grischa (2013): Kritisiert die Kritiker_innen! Kommentar zu Margit Mayers „Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/1, 169-174.
- Bescherer, Peter (2019): „Stadt von rechts“ oder „Recht auf Stadt“? In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 49/194, 157-161.
- Bock, Violetta / Goes, Thomas / Vollmer, Lisa (2018): Elitenkritik, populäre Bündnisse und inklusive Solidarität. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/1, 119-128.
- Brokow-Loga, Anton / Neßler, Miriam (2020): Eine Frage der Flächengerechtigkeit! In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 183-192.
- Burckhardt, Lucius (2017): Wer plant die Planung? (1974). In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 105-114.
- Bürgin, Reto (2017): Interessenskonflikt im Basler Hafeneareal. Wie Widerständige Lucius Burckhardts Planungskritik neu interpretieren. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 277-286.
- Calbet i Elias, Laura (2019): Wo ist die Rente im Erbe der Rent-Gap-Theorie? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/3, 95-100.

- Dangschat, Jens (2019): Gentrifizierung: Kein „back to the city“ – weder von Menschen, noch des Kapitals. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/3, 101-108.
- Diesing, Johannes (2013): Occupy London und die besetzte Friern Barnet Library. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/2, 101-120.
- Dörfler, Thomas (2015): Der Raum ist der Freund des Seins. Bachelards Poetik des Raumes als Anstoß zu einer neuen Betrachtung des sozialen Raumes. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/2, 95-108.
- Engels, Bettina (2016): Spontan, gewaltsam, von Hunger getrieben? Diskursive Rahmung von food riots und Protesten gegen hohe Preise in Burkina Faso 2008. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/1, 75-90.
- Exner, Andreas / Schützenberger, Isabelle (2015): Gemeinschaftsgärten als räumlicher Ausdruck von Organisationsstrukturen. Erkundungen am Beispiel Wien. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/3, 51-74.
- Fassin, Didier (2014): Gewaltformen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/2, 91-106.
- Fehlberg, Thorsten / Mießner, Michael (2015): Mietpreissteigerungen und Wohnungseingpässe abseits der Ballungsräume. Investitionen in Wohnimmobilien in B-Lagen und Regionalzentren – das Beispiel Göttingen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 25-44.
- Feustel, Robert (2019): Substanz und Supplement. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 137-146.
- Follmann, Alexander / Leitheiser, Stephen / Kretschmer, Holger (2021): Smart und/oder partizipativ? Eine kritische Betrachtung der SmartCity Cologne. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 115-139.
- Forrest, Ray / Koh, Sin Yee / Wissink, Bart (2018): Hypergespaltene Städte und die „unmoralischen“ Superreichen. Fünf abschließende Fragen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/2-3, 91-104.
- Frenzel, Janna / Greif, Philippe / Klein, Fabian / Uhlmann, Sarah (2016): Riots. Zur Verortung eines unscharfen Phänomens. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/1, 7-24.
- Füller, Henning / Dzudzek, Iris (2020): Die Logik des Ausbruchs. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 165-182.
- Füller, Henning / Marquardt, Nadine / Glasze, Georg / Pütz, Robert (2013): Urbanität nach exklusivem Rezept. Die Ausdeutung des Städtischen durch hochpreisige Immobilienprojekte in Berlin und Los Angeles. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/1, 31-48.
- Geiselhart, Klaus / Eisemann, Carolin / Feick, Fabian / Kammerbauer, Stefan (2020): Poor Doors in Erlangen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 77-98.
- Germes, Mélina (2014): Illegalität – Stadt – Polizei. Einführung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/2, 9-16.
- Gomes de Matos, Catarina (2013): Das Modell Barcelona – Partizipation, Protest und Postpolitik. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/2, 121-140.
- Goonewardena, Kanishka (2015): Vom Antikolonialismus zu globalen Gebeten ohne Marx: Über die Ungewöhnlichkeit der so-genannten Postkolonialisierung. Kommentar zu Stephan Lanz' „Über (Un-) Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 103-110.
- Gribat, Nina / Höhne, Stefan / Michel, Boris / Schuster, Nina (2016): Kritische Stadtforschungen. Ein Gespräch über Geschichte und Produktionsbedingungen, Disziplinen und Interdisziplinarität. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 11-36.
- Gribat, Nina / Kadi, Justin / Lange, Jan / Meubrink, Yuca / Müller, Jonas (2017): Planung als politische Praxis. Zur Einleitung in den Themenschwerpunkt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 7-20.
- Grubbauer, Monika (2017): Perspektiven einer Politisierung von Planungsprozessen jenseits lokaler Mobilisierungen. Kommentar zu Lucius Burckhardts „Wer plant die Planung?“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 137-146.

Von sub\urban zu Pro:Polis?

- Grunze, Nico / Naumann, Matthias (2014): Die Neuausrichtung linker Stadtpolitik vorantreiben. Der Gesprächskreis „Stadtpolitik“ der Rosa-Luxemburg-Stiftung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/1, 181-184.
- Gschrey, Raul (2015): Orwell Court. Gegen/Blicke in einer betongewordenen Wohnutopie im Londoner Nordosten. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/2, 155-164.
- Günzel, Stephan (2015): Für einen Vergleich von Bachelard und Lefebvre. Ein Beitrag zur Debatte um die Erzeugung des Raums. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/2, 91-94.
- Haritaworn, Jin (2015): Über die (Un-)Möglichkeit, die Beziehung zwischen Kolonialität, Urbanität und Sexualität zu thematisieren. Kommentar zu Stephan Lanz' „Über (Un-) Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 111-118.
- Haumann, Sebastian (2018): Partizipation als Konsens. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/2-3, 189-196.
- Hayden, Dolores (2017): Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen? (1981) Überlegungen zum Wohnen, zur städtischen Umwelt und zur menschlichen Arbeit. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/3, 69-86.
- Harvey, David (2012): Rebel cities. From the right to the city to the urban revolution. New York: Verso.
- Heeg, Susanne (2013): Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/1, 75-99.
- Heeg, Susanne (2018): Immobilien, Stadtentwicklung und die Superreichen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/2-3, 111-118.
- Helbrecht, Ilse / Weber-Newth, Francesca (2017): Die Abschöpfung des Planungsmehrwerts als Repolitisierung der Planung? Eine neue Perspektive auf die aktuelle Wohnungsfrage. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 61-86.
- Hess, Sabine / Lebuhn, Henrik (2014): Politiken der Bürgerschaft. Zur Forschungsdebatte um Migration, Stadt und citizenship. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/3, 11-34.
- Höhne, Stefan / Michel, Boris (2021): Das Ende des Städtischen? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 141-149.
- Holm, Andrej (2019): „Es macht einfach Sinn!“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/3, 119-124.
- Hutta, Jan S. (2015): Andere Geborgenheiten: Topophilie jenseits des Authentizitätsdiskurses. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/2, 109-124.
- Jesus Pereira Lopes, Rogério de (2017): Queer inclusive planning. Raumansprüche und queeres Selbstverständnis in einer heteronormativen Gesellschaft. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 243-256.
- Jörg, Steffen / Schuster, Nina (2014): Von der Melkmaschine St. Pauli zu Utopia? St. Pauli selber machen! In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/1, 151-166.
- Kalff, Yannick / Warda, Katharina (2016): Die Chaostage 1995 als politisches Spektakel. Medialität und Materialität urbaner riots. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/1, 91-110.
- Kapitza, Katharina / Hofmeister, Sabine (2020): „Wuchernde Stadt“ und „gezähmte Wildnis“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 35-54.
- Kip, Markus (2016): No Escape from the Burbs. Rezension zu Roger Keil (Hg.) (2013): Suburban Constellations: Governance, Land and Infrastructure in the 21st Century. Berlin: JOVIS. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 333-338.
- Klappenberger, Linus Karl Maria (2016): Neuer „Hofadel“ am Seerheinufer Konstanz? Machteffekte im restrukturierten Raum. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 293-302.

- Koch, Andreas (2020): Stadtökologie statt Ökologie. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 167-176.
- Kokoula, Xenia (2020): Abfall, Stadt, Natur. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 55-76.
- König, Jonas (2015): Schwindel-Gefühle. Die Ökonomisierung von Emotionen und Stadtraum. Ausblicke auf Hamburg und Warschau. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/2, 165-172.
- König, Tim (2018): Die Kritik zerbricht an der documenta. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/1, 97-104.
- Köppert, Katrin (2015): Queere Archive des Ephemereren. Raum, Gefühl: Unbestimmtheit. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/2, 67-90.
- Köse, Dilan (2016): „Wir sind der Zorn“ (Exoume thn Orgh). Die Romanos-Bewegung 2014 in Griechenland als konstituierender Bruch im postpolitischen Krisenregime. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/1, 53-74.
- Kotti & Co (2016): Alles muss man selber machen. Multi-Layer-Organizing für eine soziale Wohnraumversorgung in Berlin. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 121-126.
- Kratzsch, Claudia / Maruschke, Robert (2016): Basisorganisation verändert die politische Landschaft. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 103-112.
- Kritische Geographie Berlin (2014): Touristification in Berlin. Ein Bericht zur Workshop-Reihe des Vereins Kritische Geographie Berlin. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/1, 167-180.
- Kühn, Annetkatrin / Lehn, Katrin (2019): Let's talk about...? Warum und wie wir mit Rechten reden müssen! In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 159-166.
- Kumkar, Nils Christian (2019): Die Faktizität des Postfaktischen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 167-172.
- Künkel, Jenny (2015): Urban policy mobilities versus policy transfer. Potenziale für die Analyse der Neuordnung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 7-24.
- Landau, Friederike / Mohr, Henning (2015): Interventionen als Kunst des urbanen Handelns? Rezension zu Judith Laister / Anton Lederer / Margarethe Makovec (Hg.) (2014): Die Kunst des urbanen Handelns / The Art of Urban Intervention. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 173-178.
- Lanz, Stephan (2015): Über (Un-)Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 75-90.
- Lollia, Franco / Meftach, Mehdi / Greif, Philippe (2016): Frankreich dekolonialisieren! Politik und Aktivismus in Pariser Banlieues. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/1, 143-154.
- Macé, Eric (2015): Terroranschläge in Frankreich seit 1995: ein postkoloniales Drama. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 129-134.
- Mayer, Margit (2013): Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/1, 155-168.
- Mecheril, Paul (2014): Was ist das X im Postmigrantischen? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/3, 107-112.
- Meier, Lars (2018): Intersektionalität privilegierter Identitätsdimensionen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/2-3, 31-48.
- Metzger, Joscha (2016): Das Wissen um die „gute Stadt“ und die Herausforderung, um sie zu kämpfen. Rezension zu Moritz Rinn (2016): Konflikte um die Stadt für alle. Das Machtfeld der Stadtentwicklungspolitik in Hamburg. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 327-332.
- Meuth, Miriam / Reutlinger, Christian (2021): Von Gentrifizierung betroffen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 11-30.

Von sub\urban zu Pro:Polis?

- Michel, Boris / Roskamm, Nikolai (2013): Einführung. Die „postpolitische Stadt“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/2, 9-16.
- Mießner, Michael (2017): Raumordnungspolitik als Verdichtung politischer Kräfteverhältnisse. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 21-40.
- Mullis, Daniel (2018): G20 in Hamburg. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/1, 29-50.
- Mullis, Daniel (2021): Peripherien und Zentralitäten. Geographien von Covid-19. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/3-4, 303-318.
- Mullis, Daniel / Schipper, Sebastian (2013): Die postdemokratische Stadt zwischen Politisierung und Kontinuität. Oder ist die Stadt jemals demokratisch gewesen? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/2, 79-100.
- Naumann, Matthias / Mießner, Michael (2020): Nachhaltiges Wohnen auf dem Dorf? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 193-198.
- Nicolaus, Noel David (2014): Zwischen citizenship und commoning. Recht auf Stadt in Zeiten der Eurokrise. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/3, 113-125.
- Nölke, Andreas (2019): Forschungsprioritäten in Zeiten des Aufstiegs rechter Parteien. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 179-184.
- Oswin, Natalie (2015): Queer worldings in the urban age. Die sub\urban Journal Lecture beim Deutschen Kongress für Geographie im Oktober 2015 in Berlin. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/3, 99-110.
- Räuchle, Charlotte / Schmitz, Antonie (2020): Wissen Macht Stadt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 31-52.
- Redaktionskollektiv sub\urban (2012): Gründungsworkshop. Positionspapier, <https://zeitschrift-suburban.de/sys/files/docs/Postitionspapier1012.pdf> (letzter Zugriff am 2.7.2021)
- Redaktion sub\urban (2013): Editorial. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/1, 1-6.
- Redaktion sub\urban (2016): Editorial. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 5-10.
- Redaktion sub\urban (2021a): Call Jubiläumsheft 10 Jahre sub\urban - sub\urban: Verortungen, Entortungen. 27.1.2021. <https://zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/announcement/view/83> (letzter Zugriff am 3.8.2021).
- Redaktion sub\urban (2021b): Editorial. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 5-9.
- Reitz, Tilman (2016): Von der Kritik zur Konkurrenz. Die Umstrukturierung wissenschaftlicher Konflikte und ihre Wissenseffekte. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 37-58.
- Remmert, Chantal / Kokoula, Xenia (2014): Die Stadt tanzt! Über den Prozess der Raumproduktion durch illegale Partys in Berlin. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/2, 115-120.
- Reuschling, Felicita (2017): Eine feministische Perspektive für Berlin heute. Kommentar zu Dolores Haydens „Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen?“ (1981). In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/3, 115-124.
- Rink, Dieter (2020): Schrumpfung und Stadtbau als zentrale Themen der Forschung zu Städten in Ostdeutschland. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 137-144.
- Rinn, Moritz (2018): Ein Urbanismus der Ungleichheit. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/1, 9-28.
- Rosemann, Till (2013): Planning in the Face of Democracy. Mit Jacques Rancière über Raumplanung und Demokratie nachdenken. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/2, 41-60.
- Samarinis, Paschalis / Spanou, Dimitra (2016): „Städtische Krisen“ und „Austerity Urbanism“ in griechischen und deutschen Städten. Nachbetrachtungen eines gemeinsamen Projekts. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 313-320.

- Schilling, Hannah (2021): Junge Städter zwischen Improvisation und Ausbeutung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 31-50.
- Schipper, Sebastian / Wiegand, Felix (2015): Neubau-Gentrifizierung und globale Finanzkrise. Der Stadtteil Gallus in Frankfurt am Main zwischen immobilienwirtschaftlichen Verwertungszyklen, stadtpolitischen Aufwertungsstrategien und sozialer Verdrängung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/3, 7-32.
- Schmiz, Antonie (2017): „Unternehmen Sie etwas!“ Rezension zu Baris Ülker (2016): Enterprising migrants in Berlin. Bielefeld: transcript. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 315-320.
- Schönig, Barbara (2020): Ererbte Transformation. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 115-122.
- Schreiber, Maxi (2018): „Morningside Park: A Civil Rights Battleground“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/1, 157-160.
- Schröder, Susan / Scheller, David (2017): Abgesicherte Fürsorge und fürsorgliche Absicherung in Gemeinschaft. Mehrgenerationenwohnprojekte als neue Formen der städtischen Reproduktion? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/3, 23-42.
- Schubert, Axel (2014): Emotionale Rationalität und Planung: Planungsansätze einer „3. Generation“. Oder: Zum depolitizierenden Potenzial von Vertrauensbildung und Selbstversicherung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/1, 71-94.
- Schuster, Nina / Höhne, Stefan (2017): Stadt der Reproduktion. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/3, 9-22.
- Schwanhäußler, Anja (2017): Ghettos, Banlieues und territoriales Stigma. Rezension zu Loïc Wacquant (2017): Die Verdammten der Stadt. Eine vergleichende Soziologie fortgeschrittener Marginalität. Wiesbaden: Springer. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/3, 176-180.
- Smith, Neil (2019): Für eine Theorie der Gentrifizierung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/3, 65-86.
- Stadt von Unten (2017): Wer plant die Planung? Ein Vorschlag. Kommentar zu Lucius Burckhardts „Wer plant die Planung?“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 153-162.
- Staehele, Stefan (2020): „mind grabbing und ästhetische Gentrifizierung“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 277-281.
- Steinbrink, Malte / Ehebrecht, Daniel / Haferburg, Christoph / Deffner, Veronika (2015): Megaevents und favelas. Strategische Interventionen und sozialräumliche Effekte in Rio de Janeiro. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 45-74.
- Strobel, Hannes (2020): Organisiert gegen einen profitorientierten Wohnungskonzern. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 195-204.
- Strüver, Anke (2015): Critical Mass als performative Kritik der städtischen Verkehrspolitik? Fahrradfahren mit Judith Butler auf dem Gepäckträger. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/3, 33-49.
- Sucker, Katharina (2015): Vom Zentrum an die Peripherie und wieder zurück. Eine kritische Reflexion über die städtischen Distinktionspraktiken der alten Istanbuler Elite. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 145-152.
- Swyngedouw, Erik (2013): Die postpolitische Stadt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/2, 141-158.
- Thomas, Nicola (2020): Urbane Kleingärten im Fokus von Stadtentwicklung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 11-34.
- Tijé-Dra, Andreas (2014): Rapper vs. Polizei? Zu einem „französischen Verhältnis“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/2, 131-136.
- Tribble, Renée / Wedler, Patricia / Katthagen, Volker (2017): PlanBude Hamburg. Kollektives Wissen als Grundlage von Stadtgestaltung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/1-2, 267-276.

Von sub\urban zu Pro:Polis?

- Tsianos, Vassilis S. (2014): Homonationalismus und New Metropolitan Mainstream. Gentrifizierungsdynamiken zwischen sexuellen und postsäkularen Politiken der Zugehörigkeit. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/3, 59-80.
- Türkmen, Ceren (2015): The fabric of communities in struggle. Moralische Ökonomie, Alltagswissen & Migration in den Kämpfen um die soziale Stadt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/3, 125-136.
- Vogelpohl, Anne (2018): Henri Lefebvres „Recht auf Stadt“ feministisch denken. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/2-3, 149-158.
- Volk, Christian (2014): Ziviler Ungehorsam in modernen Demokratien. Eine Nachlese in demokratietheoretischer Absicht. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/2, 137-142.
- Vollmer, Lisa (2014): Politische Subjekte. Rezension zu Imogen Tylers „Revolting Subjects: Social Abjection and Resistance in Neoliberal Britain“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/1, 190-193.
- Vollmer, Lisa (2015): Wenn „das Alte stirbt und das Neue nicht zur Welt kommen kann“. Städtische soziale Bewegungen und Geschichte. Rezension zu Armin Kuhn (2014): Vom Häuserkampf zur neoliberalen Stadt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 167-172.
- Vollmer, Lisa (2016): Im Aufstand vereint? Rezension zu Margit Mayer, Catharina Thörn und Håkan Thörn (Hg.) (2016): Urban Uprisings. Challenging Neoliberal Urbanism in Europe. London: Palgrave. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 339-345.
- Vollmer, Lisa (2017): Keine Angst vor Alternativen. Ein neuer Munizipalismus. über den Kongress „FearlessCities“, Barcelona 10./11. Juni 2017. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5/3, 147-156.
- Vollmer, Lisa / Michel, Boris (2020): Wohnen in der Klimakrise. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/1-2, 163-166.
- Wiegand, Felix / Petzold, Tino / Mullis, Daniel / Belina, Bernd (2016): Durch Athen auf Frankfurt blicken „Austerity Urbanism“, Uneven Development und Alltäglichkeit – Reflektionen aus zwei Workshops. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 303-312.
- Yildiz, Erol (2019): Eine neue Kartographie des Möglichen. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 282-286.
- Youkhana, Eva / Sebaly, Christian (2014): GraffitiCity – kreativer Protest, belonging und citizenship im Madrider Stadtteil Lavapiés. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2/1, 49-70.

#traumfabrikcb

Die Aneignung der Stadtpromenade in Cottbus

Lucas Opitz, Ursula Nill

1. Einleitung

Es gibt städtische Orte, die zum Innehalten auffordern, weil sie uns unbeschönigt spiegeln, dass auch schlechte Entscheidungen getroffen werden, deren Folgen die Menschen zu tragen haben. Die Stadtpromenade in Cottbus ist ein solcher Ort. Hier manifestiert sich eine Vielfalt an Konsequenzen aus politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fehlentscheidungen. Sichtbar ist eine mit Bauzäunen abgesperrte Fläche im Zentrum der Stadt, auf der Pionierpflanzen dabei sind, sich einen vormals identitätsstiftenden Ort zu eigen zu machen. Während der

Abb. 1 Mokka-Milch-Eisbar „Sternchen“
(Quelle: Lichtblick2012, wikimedia.org, CC-BY-SA 3.0)



Komplex „Treuhand“ den Grundstein legte und neoliberale Spekulant_innen darauf bauten – oder eben nicht –, hat die Kommune durch die Bevorzugung von Partikularinteressen und eine radikale Fehleinschätzung von Fortschritt das Ihre zu einer verzwickten Lage beigetragen. Die Fläche ist der Öffentlichkeit entzogen.

Gebaut wurde hier seit Jahren nur rückwärts. Das betrifft sowohl die ehemaligen Pavillons und das beliebte, im kollektiven Gedächtnis der Cottbuser_innen verankerte, inzwischen abgerissene „Sternchen“ (vgl. Abb. 1) als auch das Vertrauen der Zivilgesellschaft in die Handlungsspielräume der öffentlichen Hand. Die Rechnung für Letzteres dürfte mindestens genauso hoch sein wie die Mietkosten für die Bauzäune, wenn nicht höher.

Das gesellschaftliche Interesse an der Entwicklung der Stadtpromenade ist anhaltend groß. Unsere Analyse zeigt, dass Zeitungs-, Fernseh-, Blog- und Radiobeiträge zu Verantwortlichkeiten, Vorgehen und alternativen Möglichkeiten dicke Bücher füllen. Das kollektive Gefühl, das die Medien widerspiegeln, bewegt sich zwischen konstruktivem Interesse, ernsthafter Frustration, ungläubigem Kopfschütteln und immer weniger Hoffnung. Hier setzt unser Projekt #traumfabrikcb an.

Unser Ziel war es, die öffentliche Diskussion positiv zu gestalten, um aus der „Frustrationsspirale“ ausbrechen zu können. Wir inspirierten die Bewohner_innen und schafften Empowerment zur Selbstverwirklichung. Unter Erprobung neuer Denkmuster wurden im Projekt neue, innovative Instrumente zur Aktivierung bürgerlichen Engagements entwickelt, die für andere Beteiligungsanliegen ein übertragbares Format bieten. Dies möchten wir mit vorliegendem Beitrag öffentlich zugänglich machen.

2. Die Autor_innen – das kollektiv stadtsucht

Als „kollektiv stadtsucht“ entwickeln wir den Raum mithilfe von Konzepten und Planungen, die von partizipatorischen, integrierten und dialogorientierten Herangehensweisen geprägt sind (vgl. Abb. 2). Unsere Kollektivist_innen zeichnen sich durch heterogene Hintergründe aus, beruflich und privat, wobei unsere Arbeit sich keinem Gedanken verschließt und die Metaebene als Konsequenz einberechnet. Von integrierter Stadt- und Regionalentwicklung beziehungsweise -planung über städtebauliche und architektonische Entwürfe bis hin zur Gestaltung von Kommunikations- und Partizipationsprozessen arbeiten wir interdisziplinär, umsetzungsorientiert, themen- und maßstabsübergreifend.



Abb. 2 Die Arbeit im kollektiv stadtsucht (Quelle: eigene Aufnahme)

Wir verstehen uns als Generalist_innen. Unsere Herangehensweise nährt sich aus der Leidenschaft, Gegebenes zu hinterfragen. Wir hören in Situationen hinein, setzen Impulse und loten Möglichkeiten aus. Wir finden Wege *dafür*, keine Gründe dagegen. Durch unseren Hintergrund verfügen wir über ein Verständnis von räumlichen sowie politischen Sachlagen und haben Einblick in verwaltungstechnische Abläufe. Dieses Wissen verwendeten wir im Projekt #traumfabrikcb für gemeinnützige Projekte, so wie wir es auch an anderer Stelle getan haben, aktuell tun und weiterhin tun werden. In der Vergangenheit waren dies Interaktionen im öffentlichen Raum, Beiträge zu stadtrelevanten Diskussionen oder Publikationen zu Sachlagen von öffentlichem Interesse.

Als Cottbuser Kollektiv sehen wir es als unsere Pflicht und unsere Chance an, mit dem Geschehen vor Ort zu interagieren und einen positiven Beitrag zu leisten. Unser Projekt #traumfabrikcb greift die Entwicklung der Stadtpromenade auf, die einen besonders spannenden städtischen Themenkomplex in Cottbus darstellt. Eine vergleichbare Problemdefinition findet sich auch an anderen Orten.

3. Das Prinzip „Lust“

In das erstarrte Dickicht der Stadtpromenade begibt sich das kollektiv stadtsucht mit dem Projekt #traumfabrikcb. Zu viel liegt im Halbschatten. Nach außen ist unklar, wie die aktuelle Situation (vgl. Abb. 3) an einem so wichtigen Ort entstehen konnte. Das Ersichtliche und das, was an Information zugänglich ist, befördert Missmut. Die Gesellschaft fühlt sich aus der Diskussion ausgeschlossen. Daher war für uns klar: Mit Verstand



Abb. 3 Stadtpromenade Cottbus, Status quo 2021 (Quelle: eigene Aufnahme)

gibt es hier kein Weiterkommen. Durch das Instrument des Spekultativen verschreibt sich das Projekt nicht der Klärung, dem Verstehen oder dem Durchblick, sondern dem Prinzip „Lust“.

Die #traumfabrikcb setzt sich hedonistisch über die Sachlage hinweg und bahnt sich einen anderen Weg in die Materie. Das positive Narrativ ist Teil des Experiments, den Frust durch eine bewusste, selbstgewählte Arglosigkeit aufzubrechen. Mit einer bejahenden, zukunftsgegenwärtigen und lustvollen Haltung, durch die sich zwar nicht die Umstände ändern, aber die eigene Perspektive verschiebt, wird nach einem anderen Standpunkt gefahndet.

Die Entscheidung zur Tat geschieht in guter Gesellschaft der vielen, die vorher da waren und vergebens an den Zäunen gerüttelt haben (vgl. Abb. 4), sowie in vollem Bewusstsein der Berichte, die die Dokumentenarchive haben anschwellen lassen. Dieser Gemengelage ergibt sich die #traumfabrikcb und bestimmt sie als Austragungsort einer Auseinandersetzung und kollektiven Neuorientierung. Sie hofft insgeheim, dass die Zeit und die Erkenntnis reif geworden sind.

Ein Jahr lang waren die Bürger_innen der Stadt Cottbus eingeladen, ihre Ideen für die Stadtpromenade in Cottbus zu „malen“. Mit einer schlichten Zeichnung des Ortes auf einer Postkarte wurden sie zum Mitmachen angesprochen. Der Fleck, um den sich die Aktion dreht, liegt zentral im Bild und ist weiß. Mithilfe dieser Vorlage, als Postkarte oder digital, konnten Ideen visualisiert werden. Die Träume wurden uns zugesendet – klassisch analog oder digital per E-Mail beziehungsweise Social Media. Flankiert von einer intensiven Öffentlichkeitsarbeit verbreiteten wir die Ideen auf unseren Kanälen, um die Einsendungen zu diskutieren und vor allem

#traumfabrikcb

wertzuschätzen. Bei der Verteilung und Bekanntmachung bedienten wir uns der herkömmlichen analogen und digitalen Werkzeuge.

Schlussendlich mündeten alle Ideen in eine große finale Ausstellung in räumlicher Nachbarschaft zur besagten Stadtpromenade. Die Ausstellung diente als Plattform, und in ihrem Verlauf diskutierten wir einen Weg, die #traumfabrikcb von der Theorie in die Praxis zu überführen.

Gleichzeitig stellte diese Ausstellung quasi eine „Zusammenkunft“ von Dokumenten dar, die aufzeigen, dass die Stadtpromenade auch anders sein könnte (vgl. Abb. 5). Die Postkarten-Zeichnung der #traumfabrikcb diente den Urheber_innen als Brücke zwischen Fantasie und Realität, wurde aber mit Fertigstellen durch die Teilnehmenden eigenständig. Die Darstellungen entwickelten sich so zu Stellvertretern von „Traumorten“, die der Fantasiewelt entstammen.

Für die Urheber_innen der eingereichten Ideen ist die Imagination eines anderen möglichen Zustandes die Voraussetzung, um „Traumorte“ zu Papier bringen zu können. Nur was ich mir vorstellen kann, kann ich zeichnen. Indem die Menschen die Stadtpromenade auf der Karte kreativ bearbeiten, eignen sie sich den Ort an. Dies geschieht als tatsächliche Handlung mit Stift und Schere, aber auch auf gedanklicher Ebene im Formulieren und Einreichen einer Idee. Die Bearbeitung einer schlichten Karte wird so wortwörtlich zur Anteilnahme an einem öffentlichen Geschehen.

Abb. 4 Die Kita-Gruppe Grashüpfer bearbeitet kommunalpolitische Themen (Quelle: eigene Aufnahme)



Abb. 5 Aufgearbeitete Einsendungen – Ideengeber für andere (Quelle: eigene Darstellung)



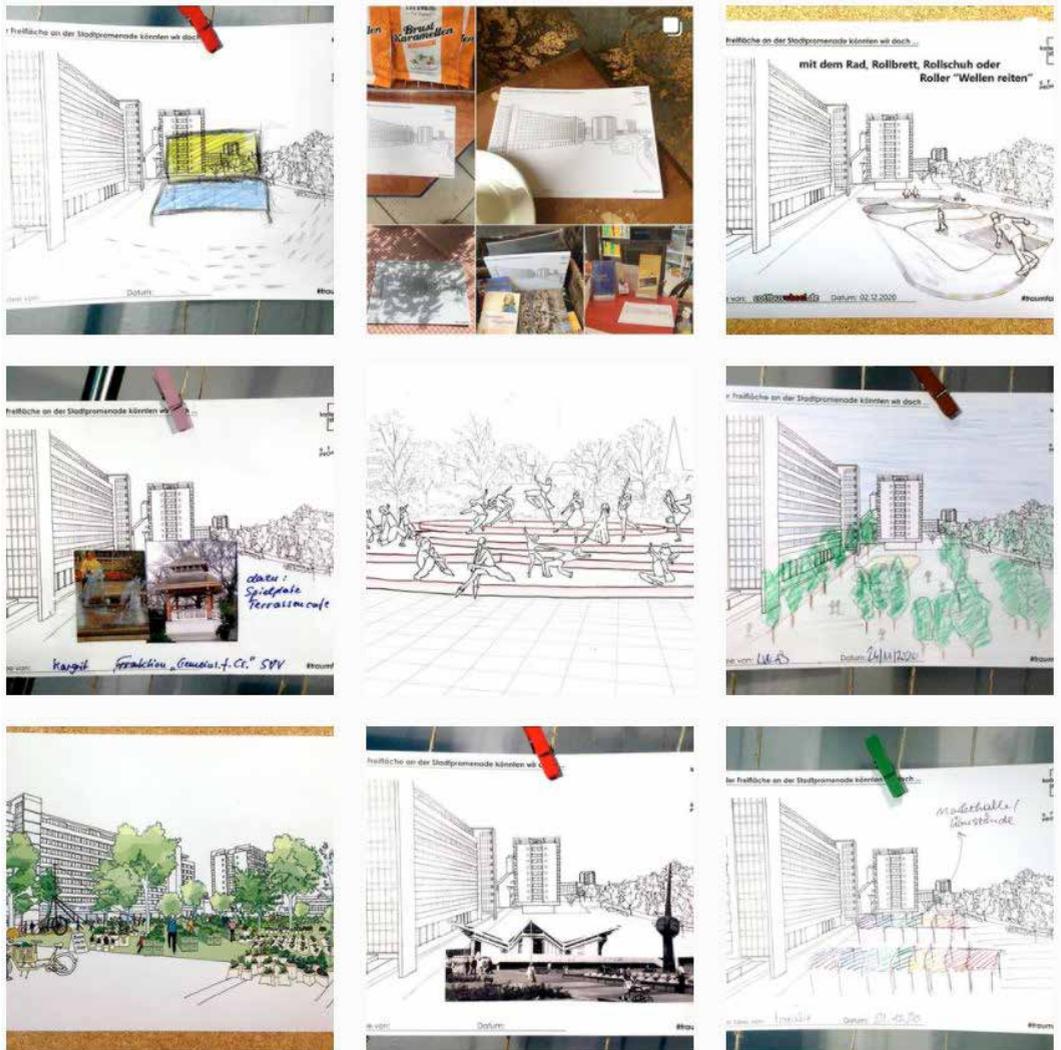


Abb. 6 Ergebnisse der #traumfabrikcb (Quelle: eigene Aufnahmen)

Ein bisschen gehört die Stadtpromenade uns allen, auch wenn wir sie nicht besitzen. „Ich empfinde es als mein Recht, meine Meinung kundzutun“, impliziert jede formulierte und eingereichte Idee. Die Ideen als Stellvertreter eines anderen möglichen Zustandes verbinden sich in der Zusammenstellung und formulieren mit den Bildern ein unübersehbares und nicht zu dementierendes öffentliches Anliegen.

Die Bearbeitungsstrategie ist nicht linear. Während sich die ersten Bilder bereits in zusammengesammelten, aber instandgesetzten Rahmen befinden, sind einige der zukünftig Ideengebenden noch ahnungslos. Sie erfahren davon vielleicht aus der Zeitung oder dem Radio, stoßen in sozialen Medien auf die Bilder, oder Bekannte erzählen davon. Inspiriert

#traumfabrikcb

werden sie von Bildern, Zeichnungen und Ideen anderer Urheber_innen, die bereits zu einem früheren Zeitpunkt von der #traumfabrikcb erfahren und teilgenommen haben.

Die Texte und Bilder, die nach und nach beim kollektiv stadtsucht zusammenkamen (vgl. Abb. 6), bildeten den Kern der #traumfabrikcb und gleichzeitig deren Antrieb. Das bereits getätigte Bekenntnis, das Engagement anderer, wirkte inspirierend und setzte eine Kettenreaktion in Gang, die Einzelne durch neue Impulse in immer wechselnder Besetzung gemeinsam antrieben.

Dies reihte sich ein in andere Aktivitäten rund um die Stadtpromenade, die in unterschiedlicher Ausprägung vorher schon da waren oder gerade neu entstanden. Es stellte sich eine Öffentlichkeit her. Unser Projekt wurde mit positiver Resonanz über digitale und analoge Plattformen angenommen. Der Ort erhielt, trotz jahrelanger Stagnation, steigendes und anhaltendes Interesse (vgl. Abb. 7). Mit einem Gemeinschaftsgefühl, welches den Status quo infrage stellt, hat das kollektiv stadtsucht der „Frustrationsspirale“ aktiv entgegengewirkt. Die Hoffnung besteht, dass das Wirbeln der #traumfabrikcb in vereintem Kraftakt das Kunststück schlussendlich anzukündigen vermag – vielleicht sogar einen gemeinwohlorientierten, kooperativen, quasi doppelten Vorwärtssalto in der Stadt Cottbus.

Das zumindest ist unser Traum.



Abb. 7 Aktivitäten der Zivilgesellschaft bündeln sich (Quelle: eigene Aufnahme)

4. Teilhabe als Herausforderung

Die #traumfabrikcb ist Partizipation in Form eines gelebten, transparenten öffentlichen Diskurses. Durch die #traumfabrikcb haben wir gemeinsame Ziele formuliert, wie die Stadtpromenade sein könnte. Das ist ein Erfolg!

Doch auch die Kritik am Projekt war und ist berechtigt: Die #traumfabrikcb wurde vom Eigentümer nicht mitgetragen. Stadtpolitik und -verwaltung wurden nicht vorab involviert. Und das Projekt war aktionistisch – aber: Warum auch nicht?

Wir haben uns damit weit aus dem Fenster gelehnt, denn der Gegenstand der Beteiligung, die Stadtpromenade, verweigert sich dem Zugriff. Die Fläche ist im Besitz eines privaten Investors, dessen Interessen sich nicht auf städtische oder gesellschaftliche Anliegen fokussieren. Diese Tatsache ist bekannt und der räumliche Ausdruck beziehungsweise dessen Konsequenzen sind beim täglichen Gang durch das schöne Cottbus unübersehbar. Mit einer gesunden Menge Trotz ruft also die #traumfabrikcb zur Beteiligung an einer Sache auf, an der sich nicht beteiligt werden kann oder soll.

Dieses Vorgehen birgt das Risiko eines vergeblichen Engagements, von enttäuschter Hoffnung und von Frust über die nur scheinbare Vorwärtsbewegung. Wir gehen dieses Risiko ein, da wir davon überzeugt sind, dass die Angst vor Risiken kein Grund sein darf, den Status quo stillschweigend



Abb. 8 Mitarbeit und Mitreden (Quelle: eigene Aufnahme vom Presseartikel der Lausitzer Rundschau)

#traumfabrikcb

hinzunehmen. Die #traumfabrikcb bäumt sich auf. Sie ist laut und bunt, fröhlich, kraftvoll und auch ein bisschen frech (vgl. Abb. 8).

Jede Einsendung zeigt, dass die Menschen dieser Stadt mitreden wollen, und ist zugleich eine Forderung, gehört beziehungsweise gesehen zu werden.

Die #traumfabrikcb könnte schlussendlich auch mit einem lauten Knall als heiße Luft verpuffen oder krachend gegen die Wand fahren. Es gibt sie nur, solange neue Impulse den Prozess am Laufen halten. Das Projekt ist ein Hinweis auf einen Fehler. Es fordert dessen Berichtigung und produziert Vorschläge am laufenden Band. Es ist ein Experiment, dessen Erfolg oder Misserfolg erst im Nachhinein bewertbar sein wird.

An diesem konkreten Ort wird der Status quo herausgefordert und der Anspruch auf mehr Mitsprache und Transparenz bei Entscheidungen über unser aller Lebensraum, die Stadt, erhoben. Warum sollte die #traumfabrikcb also nicht erfolgreich (gewesen) sein?

Autor_innen

Lucas Opitz ist Stadtplaner im kollektiv stadtsucht aus Cottbus. Er ist auf der Suche nach Wegen dafür, nicht nach Gründen dagegen.
info@kollektiv-stadtsucht.com

Ursula Nill ist angehende Stadtplanerin im kollektiv stadtsucht aus Cottbus. Sie fokussiert sich auf städtebauliche Konzepte und Beteiligungsformate.
traumfabrikcb@kollektiv-stadtsucht.com

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

Eine Auswertung von Licht und Schatten einer breiten gesellschaftlichen Kampagne

Kalle Kunkel

Die Berliner Kampagne „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ (DWE) hat in den vergangenen Jahren bundesweit und international große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Kampagne forderte im Rahmen eines Volksentscheids auf der Ebene des Landes Berlin die Vergesellschaftung der großen profitorientierten Immobilienkonzerne. Sie konnte dafür in einer Abstimmung parallel zu den Bundestags- und Landtagswahlen im Jahr 2021 fast 60 Prozent der gültigen Stimmen hinter der Forderung vereinen.

Vor dem Hintergrund dieses Erfolgs hat sich eine Debatte darüber entwickelt, was die gesellschaftliche Linke von DWE lernen kann. Dabei werden häufig drei Elemente der Kampagne betont, die ihren Erfolg ausmachen: (1) die radikale und provokante Forderung nach Enteignung und Vergesellschaftung, die aber zugleich mit einer realpolitischen Durchsetzungsperspektive durch den Bezug auf Artikel 15 des Grundgesetzes hinterlegt war (Hoffrogge/Junker 2021; Kusiak 2020; Taheri 2018); (2) die Öffentlichkeitsarbeit, sowohl mit den eigenen sozialen Medien als auch gegenüber der Presse, die auf traditionelle linke Symbolik und Sprache verzichtete und die radikale Forderung mit der Lebenswirklichkeit vieler Berliner*innen verband (Neise 2021); und (3) das Zusammenspiel von DWE mit den lokalen Mieter*inneninitiativen in Berlin auf der einen Seite und der Aufbau eigener, in den Bezirken verankerter Organisationsstrukturen in Form der sogenannten Kiezteams auf der anderen Seite, durch die über 1.000 Aktive in die Kampagne eingebunden werden konnten (Flierl et al. 2021; Strobel 2022). Zugleich hat sich jedoch auch eine Diskussion um die soziale Zusammensetzung der Kampagne entsponnen, in der der Initiative durch einige Debattenbeiträge eine Prägung durch

„aktivistische Milieus“ attestiert wird, was zu einer Entfremdung von insbesondere nicht-akademisch geprägten Teilen der Bevölkerung geführt habe (Schwerdtner 2021). Diese Sichtweise wird jedoch aus der Kampagne heraus auch kritisiert (Becker 2021; Bähr/Müller 2022).

Der folgende Beitrag nimmt diese Diskussion zum Ausgangspunkt für eine konkretere Betrachtung der Organisationspraxis innerhalb von DWE. Zwar stimmt es, dass die Aktiven in der Kampagne nicht den Querschnitt der Berliner Bevölkerung abbilden. Im Folgenden soll jedoch gezeigt werden, dass kulturalisierende Erklärungen, die diese Nicht-Repräsentativität zum Beispiel auf die Verwendung spezifischer Sprachcodes oder einen „akademischen Habitus“ zurückführen, zu kurz greifen. Vielmehr gilt es zu verstehen, wie die materiellen Praxen von sozialen Bewegungen dazu führen, dass sich bestimmte gesellschaftliche Gruppen beteiligen (können) und manche eher nicht. Konkret: Welche Anliegen werden spezifisch adressiert? Wie können Menschen zu Initiativen hinzustoßen? Mit welcher Motivation werden Menschen aktiv?

Dabei soll gezeigt werden: Gerade das, was die Dynamik und die Strahlkraft der Kampagne ermöglicht hat, hat zugleich dazu geführt, dass die soziale Pluralität der neueren stadtpolitischen Bewegungen in Berlin seit circa 2010, die durch lokale Auseinandersetzungen in den Kiezen geprägt war, nicht in die Kampagne eingehen konnte. Die Kampagne DWE kann damit auch ein Lernfeld für den widersprüchlichen Zusammenhang zwischen Organisation entlang konkreter Interessen und Zuspitzung sozialer Konflikte in großen Kampagnen sein.

Der Artikel versucht dabei, auch einige Diskussionen zur Bearbeitung dieses widersprüchlichen Zusammenhangs darzustellen, die die Entstehung der Kampagne begleitet haben. An diesen Diskussionen war der Autor zum einen im Rahmen der Stadt-AG der Interventionistischen Linken und zum anderen in der AG Starthilfe von DWE beteiligt. Das Nachzeichnen dieser Diskussionen soll zum einen zeigen, welche Versuche es bislang gab, die beschriebenen Widersprüche zu bearbeiten. Zum anderen soll damit auch eine Gegenerzählung zum Bild von DWE als gut geölter Kampagnenmaschine entwickelt und die Erfahrungen sowohl des Erfolgs als auch der Grenzen für weitere Diskussionen fruchtbar gemacht werden.

1. Die Ausgangslage

Ab dem Jahr 2016 gerieten die großen profitorientierten Wohnungskonzerne wie Deutsche Wohnen, Akelius oder Vonovia in Berlin in den Fokus

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

der Kritik. Zunehmend organisierten sich Mieter*inneninitiativen rund um Abwehrkämpfe gegen die Inwertsetzungsstrategien dieser Konzerne. Zu der Zeit begannen aus verschiedenen Strängen der stadtpolitischen Bewegung Diskussionen um die Enteignungsforderung (Flierl et al. 2021; Hoffrogge/Junker 2021; Kunkel 2019).

Auch in der Interventionistischen Linken (iL) diskutierten wir seit Ende 2017 intensiv darüber, ob die Kämpfe mit der Forderung nach Vergesellschaftung und einer darum entwickelten Kampagne zugespitzt werden könnten und sollten. Dabei gab es Stimmen (zu denen auch der Autor zählte), die dieser Perspektive skeptisch gegenüberstanden. Die Skepsis derjenigen, die einer Zuspitzung auf eine Enteignungskampagne – egal ob mit Volksentscheid oder mit anderen Instrumenten – kritisch gegenüberstanden, bezog sich auf den Stand der Kämpfe und der Organisierung in den Mieter*innenschaften der großen Konzerne. Denn im Jahr zuvor hatte es ein Organisationsprojekt in einer großen Siedlung (Otto-Suhr-Siedlung) von Deutsche Wohnen in Berlin gegeben, an dem auch die iL beteiligt war. Dort wurde in einem größeren Maßstab mit sogenannten Organizing-Methoden im Rahmen von sozialen Bewegungen ohne hauptamtlichen Apparat experimentiert. Es gelang in mühevoller Kleinarbeit, eine Mieter*inneninitiative in der Siedlung aufzubauen, die einen Achtungserfolg gegen eine energetische Modernisierung erreichen konnte. In dem Organisationsprozess kamen Menschen aus der Siedlung mit externen Unterstützer*innen von der iL, der Initiative Kotti & Co und Einzelpersonen zusammen. Durch die externe Unterstützung war es möglich, die Nachbarschaft sehr breit anzusprechen. In der Anfangsphase luden die externen Unterstützer*innen zusammen mit einzelnen Nachbar*innen, die bereits aktiv geworden waren, durch zahlreiche Haustürgespräche zu Treffen ein. Im Verlauf dieser Aktivitäten wurden Gesprächstrainings für die Einladung der Nachbar*innen zu den Treffen sowie Workshops für das Sprechen mit der Presse angeboten. Darüber hinaus gab es aber vor allem in der Anfangsphase eine große personelle Unterstützung für die neu entstehende Initiative, etwa bei der Ansprache der Nachbar*innen, der Vorbereitung und Durchführung der Treffen oder der Kontaktaufnahme mit der lokalen Politik. Es gelang den Aktiven, über einen langen Zeitraum hinweg regelmäßige Treffen zu organisieren, an denen vor allem die älteren Nachbar*innen teilnahmen. Eine klassische Organisation also, die über die Auseinandersetzung mit einem konkreten Problem über den Kreis der politisch Interessierten hinausgreift. Aus dieser Organisation heraus wurde die stadtweite Vernetzung der Deutsche-

Wohnen-Mieter*innen, die ursprünglich von Kotti & Co initiiert worden war, reaktiviert. Es folgten weitere Projekte, etwa in Süd-Neukölln, in denen auch versucht wurde, mit externer Unterstützung Selbstorganisationsprozesse in Nachbarschaften anzustoßen.

Vor diesem Hintergrund gab es zu Beginn der Debatten über DWE 2017/2018 die Befürchtung, dass – als Folge der Dynamik der Kampagnenmobilisierung – die Organisierung vor Ort auf der Strecke bleiben könnte. Denn die lokale Organisierung orientiert sich stärker an einer eigenen Zeitlichkeit, das heißt, den Menschen wird die individuell von ihnen benötigte Zeit gegeben, um Aufgaben und Rollen in einem Organisationsprozess zu übernehmen. Ausgangspunkt dieser lokalen Organisierungen sind Themen, die die Menschen ohne ideologische Vermittlung als brennend empfinden, weshalb sie bereit sind, dafür aktiv zu werden und Konflikte einzugehen: konkret drohende Mieterhöhungen und Verdrängung durch Modernisierung, sich lang hinziehende Baumaßnahmen, kaputte Heizungen im Winter. Viele weitere Erfahrungen, wie die lokalen Kämpfe um solche Themen stadtpolitisch gestärkt werden könnten, wären denkbar gewesen, wenn auch externe Unterstützer*innen am Aufbau von Initiativen mitgewirkt hätten. Dies wäre für eine größere Zahl an Menschen die Möglichkeit gewesen, in den konkreten Auseinandersetzungen aktiv zu werden und auch den politischen Prozess einer Enteignungskampagne mitzutragen. In der Rückschau war diese Vorstellung, erst ein bestimmtes Niveau der politischen Organisierung in den Nachbarschaften erreichen zu müssen, bevor eine Kampagne wie DWE funktionieren kann, zu schematisch in einem planvollen Stufenmodell gedacht. Dadurch wurde die Bedeutung des politischen Momentums unterschätzt, das DWE entfalten sollte. Wie jedoch später deutlich wurde, zeigte sich im Laufe der Kampagne, dass die nur prekäre Verankerung von DWE in den lokalen Initiativen ein Problem darstellte. Eine wichtige Konsequenz aus der Diskussion um die Bedeutung der lokalen Initiativen war jedoch, dass der Rückbezug auf die konkreten Kämpfe der Mieter*innen auch in der Frage, wer die Kampagne nach außen vertritt, einen zentralen Stellenwert erhielt. Es sollten nicht nur Menschen mit viel Erfahrung in der Öffentlichkeitsarbeit für die Kampagne sprechen, sondern auch möglichst viele Mieter*innen, die im Konflikt mit Deutsche Wohnen & Co stehen.

2. Die Anfänge

Tatsächlich geriet dieser Anspruch in der Repräsentation jedoch zu einer Dauerbaustelle und konnte mit Fortschreiten der Kampagne sogar immer weniger eingelöst werden. Die Verankerung der Kampagne in der konkreten Vernetzung der Mieter*innen von Vonovia, Deutsche Wohnen (DW), Akelius oder Covivio war immer prekär. In der DW-Vernetzung gab es die Verabredung, dass auf den Vernetzungstreffen lediglich kurz über den Stand der Enteignungsdiskussionen berichtet wird. Im Zuge dessen wandelte sich bei vielen Teilnehmenden der Treffen die anfängliche Skepsis in Zustimmung – vor allem, als deutlich wurde, dass die Kampagne für eine größere Sichtbarkeit der Kämpfe sorgen könnte. Diese Zustimmung blieb jedoch relativ passiv. Die Vernetzungsaktivitäten der Mieter*inneninitiativen gingen auch unabhängig von der Kampagne aus verschiedenen Gründen zurück, bis sie schließlich durch die Coronapandemie zum Erliegen kamen (Strobel 2020).

Trotz der gewachsenen Zustimmung zu DWE, etwa in der DW-Vernetzung, wurden jedoch die Aktiven aus der Vernetzung nur vereinzelt auch in der Kampagne aktiv – von jenen, die tatsächlich „nur“ wegen ihrer konkreten Probleme mit ihren Vermieter*innen an der Vernetzung teilnahmen und nicht schon politisch in irgendeiner Form vorgeprägt waren, haben nur wenige die Kampagnentreffen als den Ort ihrer Organisation gesehen. In den ersten Pressekonferenzen und breiter wahrgenommenen öffentlichen Statements sprachen noch Aktive aus der Vernetzung direkt für die Kampagne. Es gibt aus dieser Zeit bewegende Zeugnisse davon, welche Energie die Anbindung der Forderung nach Enteignung an die konkrete Sprechposition betroffener Mieter*innen entfalten kann. Hier schilderten Aktive aus den lokalen Initiativen, wie sie, die die Stadt am Laufen halten, aus der Stadt verdrängt werden und warum für sie Vergesellschaftung die Perspektive darstellt.[1] Diese vereinzelt Sprecher*innen haben jedoch aus persönlichen Gründen ihre Aktivitäten in der Kampagne reduziert oder eingestellt. Es kamen in der Folge kaum mehr Menschen aus den lokalen Initiativen nach. Damit war die Kampagne in ihrer Repräsentation nach außen relativ schnell auf Sprecher*innen zurückgeworfen, die aus einer allgemeinen politischen Perspektive heraus sprachen, aber nicht aus einer persönlichen Perspektive als Mieter*innen von Deutsche Wohnen & Co. Gleiches – und sogar noch mehr – gilt für das Innenleben der Kampagne. Die Arbeitsstrukturen, die direkt zu Beginn gebildet wurden (Öffentlichkeits-AG, Aktions-AG,

Sammel-AG, Vergesellschaftungs-AG und Starthilfe-AG), wurden vor allem in den ersten Monaten der Kampagne fast ausschließlich aus bereits organisierten politischen Strukturen oder von Menschen mit viel Erfahrung in linken politischen Organisationen aufgebaut und am Leben erhalten.

3. Die Praxis der AG Starthilfe

Aus der Vernetzung der DW-Mieter*innen hatte sich parallel zum Start der Diskussion um die Enteignungsforderung die AG Starthilfe gebildet. Sie sollte die Erfahrungen in der Mieter*innenorganisation sowie die bestehenden Organizing-Konzepte bündeln und für Mieter*inneninitiativen in Gründung zugänglich machen. Dies geschieht bis heute in Form einer Broschüre zum Einmaleins der Organisation, in Workshops, in denen dieses Wissen praktisch angeeignet werden kann, und in Form konkreter Unterstützung vor Ort. Mit dem Beginn der Kampagne hat sich die AG Starthilfe bewusst als eine Zwischenstruktur verstanden, weshalb die Anbindung an die Kampagne eher lose blieb. Stattdessen lag der Fokus weiter auf der Aufrechterhaltung der selbstorganisierten Strukturen und dem Versuch, hier das Organizing-Handwerkszeug weiterzugeben. Das Kalkül dahinter: Wenn wir anfangen, uns vollständig auf die Logik der Kampagne einzulassen, können wir Organisationsprozesse vor Ort nicht mehr in ihrer eigenen Zeitlichkeit unterstützen. Zugleich war die Idee, dass durch die Anbindung an die Kampagne aus den Organisationsprozessen vor Ort auch Mitstreiter*innen in der Kampagne selbst aktiv werden. Entsprechend informierten wir im Rahmen von Mieter*innentreffen, Workshops oder Veranstaltungen immer auch über die Kampagne. Insbesondere der „Blitz“ wurde in diesem Zusammenhang ein wichtiges Instrument der Organisation. Bei einem Blitz werden für einen Tag möglichst viele Aktive mobilisiert, um eine maximale Anzahl an Nachbar*innen auf einmal für den Aufbau einer Mieter*inneninitiative anzusprechen. Zu Beginn gibt es eine kleine Einführung in die Situation der Initiative und vor allem ein Training, wie wir ein „organisierendes Gespräch“ führen können. Dabei soll die Person, die an die Haustür klopft, weniger selbst reden, sondern vor allem durch Fragen herausfinden, was ihr Gegenüber bewegt. Kern ist hier, nicht nur Informationen zu vermitteln, sondern vor allem Kontaktdaten von den angesprochenen Nachbar*innen zu erhalten und die Gesprächspartner*innen zu einem ersten Treffen einzuladen. Mehrere Mieter*inneninitiativen konnten wir so unterstützen, möglichst viele von ihren Nachbar*innen einzuladen,

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

wodurch die ersten Treffen meist zu einem energetisierenden Startschuss für den weiteren Organisationsprozess wurden. Je nach Bedarf und unseren Ressourcen haben wir die Initiativen dann in ihrem weiteren Aufbau begleitet. Manchmal war nur ein wenig Beratung nötig; manchmal baten uns die Initiativen aber auch über längere Zeiträume, sie dabei zu unterstützen, die Treffen zu moderieren und vorzubereiten, weil das entsprechende Handwerkszeug bei den neu aktiv werdenden Nachbar*innen noch nicht vorhanden war.

Dieser Versuch der Verbindung einer Kampagne mit konkreten Organisationsprozessen ist nur bedingt geglückt. Zwar konnten die Organisationsprozesse von dem beginnenden Interesse an der Enteignungskampagne profitieren. Die Aktiven aus der Kampagne unterstützten bei den Blitzen, und den lokalen Auseinandersetzungen konnte über die Kanäle der Kampagne mehr Aufmerksamkeit verschafft werden. Was jedoch nicht gelungen ist: Obwohl die Mieter*innen aus den lokalen Initiativen immer wieder auch Aktionen der Kampagne unterstützten, begaben sie sich nur selten in die Arbeitsstrukturen von DWE und gar nicht in die Schlüsselstrukturen wie den Koordinierungskreis der Initiative hinein. Die Gründe dafür sind vielfältig. Zum einen sind die Kämpfe der lokalen Nachbarschaftsinitiativen selbst meist sehr langwierig und enden nicht mit einem klaren „Sieg“. Die Hauptaktiven stecken also viel Energie in diese lokale Arbeit. Oft sind jedoch auch sie nach den Auseinandersetzungen erst mal froh, wieder mehr Zeit für andere Sachen zu haben. Tatsächlich ergibt sich aus dem Engagement für die Lösung eines konkreten Problems nicht automatisch die Überzeugung, die nächstgrößeren Fragen zu stellen und dafür ebenfalls aktiv zu werden. Es fehlen hierfür Organisationen in der stadtpolitischen Bewegung, in denen Aktive aus lokalen Auseinandersetzungen zusammenkommen können, um unabhängig von konkreten Aktivitäten größere Fragen zu besprechen, Informationen über politische Entwicklungen zu bekommen und sie gemeinsam einzuordnen. In ihren guten Zeiten waren Gewerkschaften und – abhängig von ihrem Selbstverständnis – auch Mieter*innenvereine solche Orte.

In der AG Starthilfe hatten wir vor diesem Hintergrund intensive Diskussionen zu der Frage: Was kommt nach dem ersten Schritt der Organisation? Welche Orte brauchen wir, an denen die Kernaktiven der Auseinandersetzungen zusammenkommen können, um weitergehende politische Perspektiven zu entwickeln? Sollten wir dafür neue Orte schaffen – wie es zum Beispiel die Mieter*innengewerkschaft versucht –

oder sollten wir Impulse in bestehende Strukturen wie zum Beispiel die existierenden Mieter*innenvereine geben, damit sich diese zu solchen Orten entwickeln?

Unabhängig von dieser Diskussion mussten wir aber bilanzieren, dass wir mit unserem Ansatz, sowohl in der Kampagne als auch in den konkreten Auseinandersetzungen präsent zu sein, produktiv gescheitert sind: Wir konnten viele Verbindungslinien zwischen der Arbeit der Nachbarschaftsinitiativen und DWE ziehen sowie wechselseitige Unterstützung organisieren. Es ist uns aber nicht gelungen, dass darüber die Kampagne in einem bedeutenden Ausmaß von denjenigen getragen wurde, die über ihre konkreten Probleme vor Ort Konflikte mit ihren Vermieter*innen eingegangen sind.

4. Wer ist dann die Initiative DWE?

Die Unterschiede in der Zusammensetzung zwischen den Nachbarschaftsinitiativen und der Initiative DWE verweisen darauf, was in der angloamerikanischen Organizing-Sprache unverblümt *recruiting* genannt wird: Wie finden sich die Menschen, die in Strukturen und Kampagnen aktiv werden? In der Passivkonstruktion liegt dabei die Crux: Sie mogelt sich nämlich um das Subjekt dieses Findungsprozesses herum. In der gewerkschaftlichen Organizing-Debatte ist dieses Subjekt recht klar bestimmt: Es ist die Gewerkschaft, die mit hauptamtlichen Ressourcen und im besten Fall einer bestehenden ehrenamtlichen Struktur für einen spezifischen Betrieb einen Plan dafür macht, wie sie ihn gewerkschaftlich organisieren will. Im Organizing ist hier nun zentral, dass die Organizer*innen nicht offen einladen und eben jene Menschen aktiv werden, die schon überzeugt sind. Vielmehr sollen die Organizer*innen Schlüsselpersonen identifizieren, die bestimmte Teile der Belegschaft oder Communities hinter sich vereinen können. Jane McAlevey (2019: 36 ff.) hat diese Frage zu dem Widerspruch der *selfselection* oder der strategischen strukturbasierten Rekrutierung zugespitzt. *Selfselection* meint dabei jene Form von offener Einladung, der diejenigen folgen, die schon motiviert sind. Unter strukturbasierter Rekrutierung ist dagegen die systematische und planvolle Erschließung sozialer Räume im Organizing-Prozess zu verstehen, um Schlüsselpersonen zu identifizieren, die ihre Gruppen/Communities mobilisieren können. McAlevey macht damit einen wichtigen Punkt. Sie verweist darauf, dass unsere Organisierung organisch mit den bestehenden gesellschaftlichen Strukturen verbunden sein sollte, damit wir möglichst weit in die Gesellschaft wirken können

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

– und zwar über persönliche Beziehungen und nicht durch mediale Vermittlung. Sie verweist auch darauf, dass es eben nicht um eine möglichst große politische und kulturelle Übereinstimmung gehen muss, sondern um das Gelingen, Menschen über ihre konkreten Interessen einzubinden. Es braucht das Versprechen eines *life changing struggle* für die Menschen, um aktiv zu werden: endlich genug Personal, endlich genug Geld, um nicht mehr von *paycheck* zu *paycheck* zu leben. Zugleich verweist diese Beschreibung jedoch auch auf ein Problem: Es ist klassisch avantgardistisch gedacht, dass eine Organisation einen Plan macht und dafür „Truppen“ sammelt. Während die Mobilisierung und Organisierung selbst möglichst demokratisch gestaltet werden soll, setzen die strategischen Entscheidungen zum Einsatz von Ressourcen eine Organisation und Führung bereits voraus. In sozialen Bewegungen findet sich jedoch immer eine Mischung aus selbstorganisierten, eigensinnigen Strukturen und Organisationen oder Strukturen und Einzelpersonen, die aufgrund politischer Diskussionen und vorangegangener politischer Erfahrungen Vorschläge einbringen.

In den Kategorien von McAlevey war DWE eine klassische *selfselected campaign*. Dies hat zuvorderst mit der Art und Weise zu tun, wie Menschen zu der Kampagne dazugestoßen sind. Die Beschreibungen oben sollten zeigen: Trotz der Anbindung an die Mietenkämpfe waren es nicht jene, die sich rund um konkrete Anliegen herum bereits in lokalen Initiativen organisiert hatten, die in der Kampagne aktiv geworden sind. Vielmehr hat die Kampagne darüber funktioniert, dass sie zum einen ein für viele spürbares Problem adressiert hat, aber – und das ist zentral – zum anderen ein attraktives ideologisches Angebot war: Wir fordern das Immobilienkapital heraus. Auch wenn die Perspektive von „Miete ohne Profite“ sehr konkret ist: Niemand kann sagen, wann und ob die Kampagne für die persönliche Situation einen Unterschied machen wird. Nicht einmal die Mieter*innen von Covivio oder Akelius, deren Wohnungen inzwischen größtenteils in Eigentumswohnungen umgewandelt worden sind und für die entsprechend die Uhr bis zur möglichen Eigenbedarfskündigung tickt, können mit der Kampagne die spezifische Hoffnung verbinden, dass sie den Verkauf als Eigentumswohnung damit verhindern können. Und auch von dem großen politischen „Beifang“ (Mietendeckel, Regulierungsdiskussion) ist jeweils völlig unklar, wer davon genau profitieren wird. Deshalb spielt der Problemdruck erst im Zusammenhang mit der ideologischen Attraktivität der Kampagne eine zentrale Rolle dafür, warum die Menschen hier aktiv werden.

Der Einstieg in die Kampagne erfolgte, insbesondere aufgrund der Coronapandemie, über Onlinemobilisierung. Über Social Media und E-Mail-Verteiler wurde ab der zweiten Jahreshälfte 2020 zu regelmäßigen Einsteiger*innentreffen eingeladen. Diese waren mit zum Teil bis zu 100 Teilnehmenden sehr gut besucht und hatten ein stetes Anwachsen der Kiezteams – also die dezentrale Sammelstruktur der Kampagne – zur Folge. Von hier aus verselbstständigte sich der Prozess. Menschen kennen Menschen, die sie einladen, dazuzustoßen. Einzelne melden sich bei den zentralen Kontaktmöglichkeiten und fragen, wo sie einsteigen können. Für den Aufbau der Kiezteams hatte die Sammel-AG verschiedene Unterstützungsmöglichkeiten vorbereitet. Es gab Leitfäden und Schulungen zur Durchführung von ersten Treffen und für das Sammeln von Unterschriften, es gab Empfehlungen für die Form der Kommunikationsstruktur, die sich die Kiezteams geben sollten. Und im besten Fall gab es personelle Unterstützung bei der Durchführung des ersten Treffens (Strobel 2022).

Von solchen Strukturen werden Menschen mit einem grundsätzlichen politischen Commitment angezogen. Sie müssen – vor allem in den Anfangsphasen – hohe soziale und kulturelle Kompetenzen für diese Art von Selbstorganisationsprozess mitbringen und nicht zuletzt auch die Zeit dafür haben oder sich zumindest ihre Zeit flexibel einteilen können.[2] All dies gilt für die Mitarbeit in den jeweiligen Arbeitsgruppen der Kampagne in verschärfter Form.

5. Die Diskussion um die Struktur der Kampagne

Das enorme Wachstum der Kampagne durch die beschriebene Form, in der neue Mitstreiter*innen dazustießen, wurde in der Kampagne weitgehend begrüßt. Die größte Skepsis in Bezug auf dieses Wachstum hatte unter anderem diejenige, die diese Erfolge organisierte: die Sammel-AG, in der sehr kritisch reflektiert wurde, in welchem Verhältnis die anwachsenden Chat-Gruppen zu den realen Aktivitäten und Organisationsprozessen standen. Deshalb wurde viel Zeit investiert, um herauszufinden, was die lokalen Strukturen eigentlich brauchen und wie diese Unterstützung in einer fast vollständig ehrenamtlichen Kampagne (zu diesem Zeitpunkt gab es eine 450-Euro-Kraft) organisiert werden könnte.

Als AG Starthilfe problematisierten wir zwar nicht den Umstand, dass viele neue Aktive dazugekommen waren, aber dass die konkreten Mieter*innenkämpfe in der Kampagne zu wenig sichtbar waren – sowohl thematisch als auch personell. Allerdings mussten wir uns eingestehen,

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

dass auch unsere Versuche als Bindeglied zwischen Kampagne und Initiativen – verstärkt durch Corona – nicht so systematisch aufgegangen waren, wie es notwendig gewesen wäre.

Vor diesem Hintergrund haben wir als AG Starthilfe verschiedene Impulse in der Kampagne gesetzt: Zum einen hatten wir eine intensive Diskussion darüber, wie sich migrantische Perspektiven auf die Probleme am Wohnungsmarkt verbinden ließen mit der Skandalisierung des Umstands, dass Menschen ohne deutschen Pass beim Volksentscheid gar nicht abstimmungsberechtigt sind – was ganze 25 Prozent der Berliner*innen ausmacht. Über diese Diskussion wollten wir das Spektrum derjenigen, die wir bisher erreichen konnten, in genau diese Richtung erweitern. Zum anderen entschieden wir uns, ab der zweiten Sammelphase zunächst keine Unterstützung mehr für lokale Initiativen anzubieten und unsere oben beschriebene Rolle als Zwischenstruktur zwischen DWE und den Nachbarschaftsinitiativen aufzugeben. Innerhalb von DWE konzentrierten wir uns auf die Frage, wie die Unterschriftensammlung auch genutzt werden könnte, um neue Mitstreiter*innen zu gewinnen. Alle, die ihre Unterschrift gaben, sollten auch nach ihren Kontakten gefragt werden. Die einfache Rechnung: Wenn wir zu 10 Prozent der Unterschriften Kontakte genannt bekämen, hätten wir mindestens 25.000 Kontakte. Um dies einzubetten in die Ausweitung der sozialen Basis der Kampagne, verbanden wir es mit der Idee der Haustürgespräche. Das Kalkül hinter dieser Methodik: Bei Ansprachen auf der Straße kommen wir eher mit denen ins Gespräch, die spontan positiv auf uns reagieren. Bei Haustürgesprächen entscheiden wir dadurch, in welche Nachbarschaften wir gehen und an welche Türen wir klopfen, darüber, welche sozialen Gruppen wir erreichen. Das sollte auch sicherstellen, dass wir mit jenen in Verbindung treten, die wir medial – also mit unseren Social-Media-Kanälen oder über die Medien, die über uns berichteten – nicht erreichen. Darüber hinaus haben wir angeregt, dass die stärkeren Kiezteams innerhalb des S-Bahn-Rings die Kiezteams in den Außenbezirken unterstützen, um auch hier tragfähige Strukturen aufzubauen. Es wurden zentrale Aktionen – zum Teil mit bundesweiter Hilfe – organisiert, bei denen diese Unterstützung planvoll umgesetzt wurde. Die hierbei neu geknüpften Beziehungen in der Kampagne sollten zugleich Startschuss sein für weitere dezentral organisierte Aktionen.

In der Implementierung der Haustürgespräche und des Kontaktesammelns zeigt sich die hohe Kreativität und Lernbereitschaft der Menschen in der Kampagne. Was in vielen Großorganisationen seit vielen Jahren

versucht wird – über die Verbreiterung von *best practice* und verpflichtenden Seminaren einen allmählichen Umschwung in der Organisationskultur zu erreichen –, entwickelte sich bei DWE als Selbstläufer. In den Kiezteams konnten viele Menschen niedrigschwellig aktiv werden. Hier brachten sich aber auch viele Personen ein, die bereits politische Erfahrung oder Organizing-Erfahrung aus Gewerkschaften mitbrachten.

In Süd-Neukölln fokussierte sich das Kiezteam darauf, die Siedlungen der Enteignungskandidaten zu erschließen und hier mit Haustürgesprächen zu experimentieren. Dabei waren viele praktische Fragen zu klären wie beispielsweise: Was sind gute Sätze, damit die Tür aufgemacht wird? Geht man besser zu zweit oder allein? Welche Uhrzeiten passen gut? Diese frühen Erfahrungen waren wichtig, um in die Kampagne hinein deutlich zu machen, dass auch für deutsche Verhältnisse sehr ungewöhnliche Praxen wie Haustürgespräche funktionieren können. Sie wurden in Gesprächsleitfäden und Tipps für den Ablauf von Haustürgesprächen (z. B. den Besuch im Vorfeld durch Türhänger anzukündigen) übersetzt. Darüber hinaus haben wir angefangen, mit Trainings zu experimentieren, wie wir sie von den Blitzen her kannten. Wir haben uns in größeren Gruppen getroffen, es gab eine knappe Einführung in das Einmaleins der Gesprächsführung und nach der Aktion eine kurze Auswertung der Erfahrungen. Hier mussten wir auch unsere bisherige Praxis anpassen: Die Botschaften und die Art der Fragen sind andere auf der Suche nach den unmittelbaren Anliegen der Befragten als bei einem bereits bestehenden Plan, für den Zustimmung gesucht wird. Unter diesen Bedingungen ist es schwieriger, die wichtige Organizing-Regel einzuhalten, vor allem zuzuhören. Es wurde jedoch in den ersten Trainings und Aktionen deutlich: Diejenigen, die es wirklich geschafft haben, mit den Nachbar*innen ins Gespräch zu kommen, konnten viel mehr Kontakte sammeln als die Gruppen, bei denen sehr schnell die Unterschrift eingesammelt und die Frage nach Kontakten etwas unvermittelt angehängt wurde. Es entwickelte sich eine Form des internen Wettbewerbs: Wer sammelt wie viele Kontakte?

Ausgehend von diesen ersten *trainings on the spot*, haben wir die Erfahrungen immer wieder in das Plenum der Kampagne getragen. Von hier aus begann sich die Methode zu verselbstständigen, um dann in der Ja-Kampf-Phase[3] vor der endgültigen Abstimmung am 26. September 2021 zu einer der zentralen Formen der Ansprache zu werden. Über die Zeit wurden immer mehr Aktive darin ausgebildet, selbst kleine Gesprächstrainings geben zu können, sodass wir als Starthilfe gegen Ende der Ja-Kampf-

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

Phase gar nicht mehr für diese angefragt wurden. Auch Menschen, die zuvor extrem skeptisch gewesen waren, an fremden Türen zu klingen, waren gegen Ende des Ja-Kampfs geradezu im Fieber, noch möglichst viele Bewohner*innen zu erreichen. Wichtig war dabei die Haltung, nicht *top-down* bestehende Vorstellungen vom „richtigen Organisieren“ in der Kampagne durchzusetzen, sondern aus einer Wechselwirkung von zentralen Impulsen und Verarbeitung der Erfahrungen vor Ort gemeinsam lernen zu wollen.

Obwohl DWE also nach innen bei Weitem nicht repräsentativ für die Berliner Bevölkerung war und ist, konnten Praxisformen entwickelt werden, die das Gespräch mit der ganzen Stadtgesellschaft ermöglicht haben. Damit soll das Problem der sozialen Homogenität nicht kleingeredet werden. Je größer diese Homogenität ist, desto schwieriger wird es für Menschen neu dazukommen. Jedoch war allen in der Initiative klar, dass wir nur gewinnen werden, wenn wir geographisch, sozial und kulturell alle Teile der Berliner Bevölkerung erreichen. Auch in dieser Phase ist es jedoch durch die vielen Ansprachen nicht gelungen, die soziale Zusammensetzung der Mitglieder der Kampagne grundlegend zu verändern. Dennoch: Wir haben mehrere tausend Kontakte zusätzlich zu den bereits bestehenden gesammelt, die über Telefonaktionen zu einzelnen Unternehmungen mobilisiert wurden oder sich in Kiezteams einbringen konnten. Vor allem aber waren die Kampagnenmitglieder in der Lage, kollektiv zu lernen und sich neue Formen der sozialen Praxis anzueignen. Auffällig war, dass dabei im realen Leben gerade die Fragen, die in den linken Debatten so ideologisch aufgeladen werden, kaum eine Rolle spielten. Die These etwa, dass die gesellschaftliche Linke wegen genderinklusive Sprache „die Menschen“ nicht mehr erreiche, hat sich nicht bestätigt. Die meisten unserer Materialien waren in geschlechterinklusive Sprache geschrieben, ohne dass dies bei denen, mit denen wir gesprochen haben, nennenswerte Widerstände ausgelöst hätte. Wir haben den Ausschluss vom Wahlrecht von 25 Prozent der Berliner*innen thematisiert und unsere Materialien in den verschiedensten Sprachen herausgegeben sowie gleichzeitig einen Teil der AFD-Wähler*innenschaft auf unsere Seite gezogen (ein Thema, das eigenständig vertieft werden müsste). Und auch in Marzahn-Hellersdorf, das bundesweit wegen dem massiven Stimmenverlust für die Partei DIE LINKE bekannt geworden ist, waren gute Gespräche möglich, selbst wenn die Aktivist*innen als Feminist*innen, Queers oder anderweitig Alternative zu erkennen waren. Am Ende stimmten hier 56,7 Prozent

für die Vergesellschaftung, während sich in der gleichen Wahl erstmals ein CDU-Direktkandidat, der seinen Wahlkampf unter anderem auf die Ablehnung von DWE fokussierte, gegen die LINKE-Direktkandidatin Petra Pau durchsetzen konnte.

Die Auswertung der Kampagne kann also für die gesellschaftliche Linke einige interessante Lernerfahrungen bringen. Es ist gelungen, in relativ kurzer Zeit Organizing-Praktiken in der Kampagne zu einer Praxisform zu machen, über die viele Aktive das erste Mal im Rahmen ihrer politischen Arbeit systematisch mit möglichst vielen Menschen ins direkte Gespräch gekommen sind. Wichtig war dabei die Mischung aus Impulsen, die von den zentralen AGs der Kampagne kamen, und die dezentrale Entwicklung von Praktiken, die dann wiederum für die gesamte Kampagne verallgemeinert wurden. So war es möglich, die Kampagne als gemeinsamen Lernort zu entwickeln, jenseits von starren Führung-Basis-Dichotomien. Zugleich hat diese Form des relativ intensiven Aktivismus auch Ausschlüsse produziert, und zwar für jene, die nicht so schnell einen Platz in einer gut geölten Kampagnenmaschine gefunden haben. Vor allem in den Kiezteams, die lokaler organisiert waren und in denen es einfacher war, „kleinere“ Aufgaben zu übernehmen, konnten diese Hürden zumindest etwas abgebaut werden. Zugleich stellt sich die Frage, wie der Schwung einer solchen Kampagne stärker mit den Auseinandersetzungen um die alltäglichen Konflikte der Mieter*innen mit den Immobilienkonzernen verbunden werden kann. Darin liegt auch ein Schlüssel, um gesellschaftlich weiter in die Breite zu wirken.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg-Erlangen gefördert.

Endnoten

- [1] In dieser Reportage kommen Mieter*innen aus verschiedenen Kämpfen zu Wort: <https://www.zdf.de/politik/frontal/enteignung-fuer-bezahlbare-mieten-100.html>; hier wird ein Beitrag einer Mitstreiterin der Mieter*innenproteste von Deutsche Wohnen vor der Linksfraktion im Bundestag dokumentiert: <https://www.youtube.com/watch?v=zrUId9XmuR4>.
- [2] Mit dieser Form der „Einladungspolitik“ werden implizit bereits zahlreiche Vorentscheidungen über die soziale Offenheit der Organisation getroffen. Im Kontrast dazu steht beispielsweise die Schilderung der Einladungs- und Einbindungspolitik des Labor and Community Strategy Center, bei der intensiver darauf geachtet wird, ob verschiedene Formen des Engagements möglich sind (Kratzsch/Maruschke 2016: 107). Auch die klassenspezifischen Möglichkeiten der Beteiligung an den stadtpolitischen Kämpfen der 1970er-/1980er-Jahre weisen Gemeinsamkeiten mit der hier geschilderten Dynamik auf (Vollmer 2018: 143 ff.). Lisa Vollmer macht dabei ebenso auf die Gefahr von Spaltungen durch unterschiedliche materielle Betroffenheit aufmerksam.

Was hat „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ zu dem gemacht, was es ist?

[3] So wurde die letzte Phase analog zum Wahlkampf der Parteien genannt. Denn bei uns standen keine Parteien zur Wahl, sondern die Menschen hatten die Möglichkeit, sich für ein Ja zur Vergesellschaftung zu entscheiden.

Autor_innen

Kalle Kunkel ist Historiker. Er promoviert aktuell zum Thema „Tarifauseinandersetzung als politischer Konflikt“ an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg-Erlangen und engagiert sich bei „Deutsche Wohnen & Co. Enteignen“.
kalle.kunkel@posteo.de

Literatur

- Bähr, Sebastian / Müller, Marie (2021): Probieren statt lamentieren. Warum die Kritik am „elitären Bewegungsaktivismus“ der Kampagne Deutsche Wohnen & Co enteignen wohlfeil und oft einfach destruktiv ist. In: analyse & kritik – Zeitung für linke Debatte & Praxis vom 3.11.2021. <https://www.akweb.de/bewegung/deutsche-wohnen-und-co-enteignen-warum-die-kritik-am-elitaeren-bewegungsaktivismus-destruktiv-ist/> (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- Becker, Jonas (2021): Nur gemeinsam gewinnt man. Volksentscheid Deutsche Wohnen & Co enteignen. In: Der Freitag vom 8.10.2021. <https://www.freitag.de/autoren/pjb/nur-gemeinsam-gewinnt-man> (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- Flierl, Laura / Kunkel, Kalle / Scholz, Nina / Strobel, Hannes (2021): Von Mieterprotesten gegen die Deutsche Wohnen zum Volksbegehren. In: Philipp P. Metzger, Wohnungskonzerne enteignen! Wie Deutsche Wohnen & Co. ein Grundbedürfnis zu Profit machen. Wien/Berlin: mandelbaum, 233-242.
- Hoffrogge, Ralf / Junker, Stephan (2021): Vergesellschaftung von Wohnraum – vom Schlagwort zur Umsetzung. In: Philipp P. Metzger, Wohnungskonzerne enteignen! Wie Deutsche Wohnen & Co. ein Grundbedürfnis zu Profit machen. Wien/Berlin: mandelbaum, 243-264.
- Kratzsch, Claudia / Maruschke, Robert (2016): Basisorganisation verändert die politische Landschaft. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung, 4/2-3, 103-112.
- Kunkel, Kalle (2019): Ein Gespenst geht um ... Berliner Initiative zur Enteignung profitorientierter Wohnungsunternehmen. In: Forum Wissenschaft 2/2019. <https://www.bdwi.de/forum/archiv/archiv/10749702.html> (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- Kusiak, Joanna (2020): Vergesellschaftung: gesetzmäßig, günstig, gut. Initiativen wie „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ in Berlin stehen in bester demokratischer Rechtstradition. In: STANDPUNKTE 12/2020. https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Standpunkte/Standpunkte_12-2020.pdf (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- McAlevey, Jane (2019): Keine halben Sachen. Machtaufbau durch Organizing. Hamburg: VSA. https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/sonst_publicationen/VSA_McAlevey_Keine_halben_Sachen.pdf (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- Neise, Martin (2021): Blaupause für eine erfolgreiche Linke. Der Berliner Volksentscheid zur Enteignung großer Immobilienkonzerne zeigt, wie man Mehrheiten gewinnt. <https://www.rosalux.de/news/id/45255/blaupause-fuer-eine-erfolgreiche-linke> (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- Schwerdtner, Ines (2021): Mit Aktivisten allein gewinnt man nicht. <https://jacobin.de/artikel/mit-aktivisten-allein-gewinnt-man-nicht-deutsche-wohnen-und-co-enteignen-vergesellschaftung-volksentscheid-berlin-mietenwahnsinn-wohnpolitik-spd-giffey-vonovia/> (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- Strobel, Hannes (2020): Organisiert gegen einen profitorientierten Wohnungskonzern. Fünf Jahre berlinweite Vernetzung der Deutsche-Wohnen-Mieter*innen. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 195-204.
- Strobel, Hannes (2022): Mehr werden! Einblicke in den Maschinenraum der Kampagne „Deutsche Wohnen und Co. enteignen“ – Ein Interview mit Judith und Leonie von der

Kalle Kunkel

- Sammel-AG. In: COMÚN – Magazin für stadtpolitische Interventionen #6. <https://comun-magazin.org/mehr-werden/> (letzter Zugriff am 7.3.2022).
- Taheri, Rouzbeh (2018): Deutsche Wohnen enteignen. Ein Landesenteignungsgesetz auf Grundlage Artikel 15 Grundgesetz ist das Ziel. In: STANDPUNKTE 8/2018. https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Standpunkte/Standpunkte_8-2018.pdf (letzter Zugriff eingesehen 7.3.2022).
- Vollmer, Lisa (2018): Mieter_innenproteste von den 1960er bis in die 1980er Jahre in der BRD. Von der Klassenallianz zur Aufspaltung und Einhegung ins neoliberale Projekt. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/2-3, 137-148.

Die Unbestimmtheit als Chance

Wie in kreativen Quartiersentwicklungen die Planungszeit gelebt wird

Yvonne Siegmund

Vor vierzig Jahren kritisierte Lucius Burckhardt an der urbanistischen Planung, dass diese allein auf die Fertigstellung fixiert sei und den Planungsprozess selbst „als ein leeres Verstreichen von Zwischenräumen“ verstehe (2013: 51). Den Planenden fehle das Gefühl dafür, „dass unser Leben nicht in der Zeit nach der Verwirklichung, sondern in der Planungszeit abläuft“ (ebd.). Sich auf die Planungszeit einzulassen, bedeutet, sich gegenüber Unsicherheit und Uneindeutigkeit während des Entwicklungsprozesses zu öffnen. Damit ist sowohl gemeint, sich zu Beginn des Prozesses auf Unbestimmtheit einzulassen als auch diese als produzierte Nebenfolge zu akzeptieren. Dieser Artikel basiert auf der Erforschung von Aushandlungsprozessen in zwei Kreativquartieren in Hamburg und München, deren Beteiligte sich bewusst auf einen ungewissen Prozess eingelassen haben. Ein konstruktiver Umgang mit dem Unbestimmten verlangt nach einem „Fokuswechsel von Objekten hin zu Handlungen zwischen Menschen und Dingen“ (Dell 2020: 88). Das bestätigen beide Quartiersentwicklungen, denn diese sind in besonderem Maße abhängig von Persönlichkeiten und ihren Prozessauffassungen, die in ihrer klarsten Ausprägung eigentlich miteinander unvereinbar scheinen – von tendenziell ergebnisorientierten Planenden und weitgehend prozessorientierten Kreativen. Trotz ihrer unterschiedlichen Einschätzungen und Herangehensweisen wird dargestellt, dass Orientierung, Synchronisierung und Steuerung in offenen Prozessen möglich sind. Ebenso zeigen sie auf, wo die Grenzen „bedingter Planbarkeit“ (Wüstenrot Stiftung 2020) liegen. Anhand beider Fälle – Hamburg und München – geht dieser Text den Fragen nach, ob ein Kreativquartier geplant werden kann oder Planung kreative Entwicklungen nicht eher einschränkt; wie es möglich ist, Orte zu bewahren, zu transformieren und sich entwickeln zu lassen, wie es gelingen kann, Prozesse zu öffnen und gezielt zu koordinieren, Kompromisse auszuhandeln und Widersprüche auszuhalten.

1. Die Fälle Hamburger Oberhafen und Münchner Labor

In meiner Feldforschung fokussiere ich seit 2016 die vermeintlichen Gräben zwischen Planenden und Kreativen, ihre jeweiligen Motive, Prozessverständnisse und Vorstellungen von Raumnutzung und -verwaltung. Die unterschiedlichen Perspektiven entfalten eine fruchtbare Dialektik, die die Beteiligten dazu zwingt, sich für andere Sichtweisen zu öffnen, eigene Routinen zu hinterfragen und sich einander anzunähern, um unerprobte Wege zu gehen. Dies war und ist freilich kein schmerzfreier Prozess. In Kooperationen zwischen Kreativen und Planenden werden dennoch Prozesse beweglich und Räume lebendig, so die Erkenntnis aus meiner vorangegangenen Forschung. Diese schloss mit der Kernhypothese „Quartiersentwicklungen sind Schaukelprozesse“ (Siegmund 2020). Mit Schaukelprozess ist ein mehrdimensionaler und mehrdeutiger Aushandlungsprozess gemeint, der immer wieder angepasst wird, also beweglich bleibt.

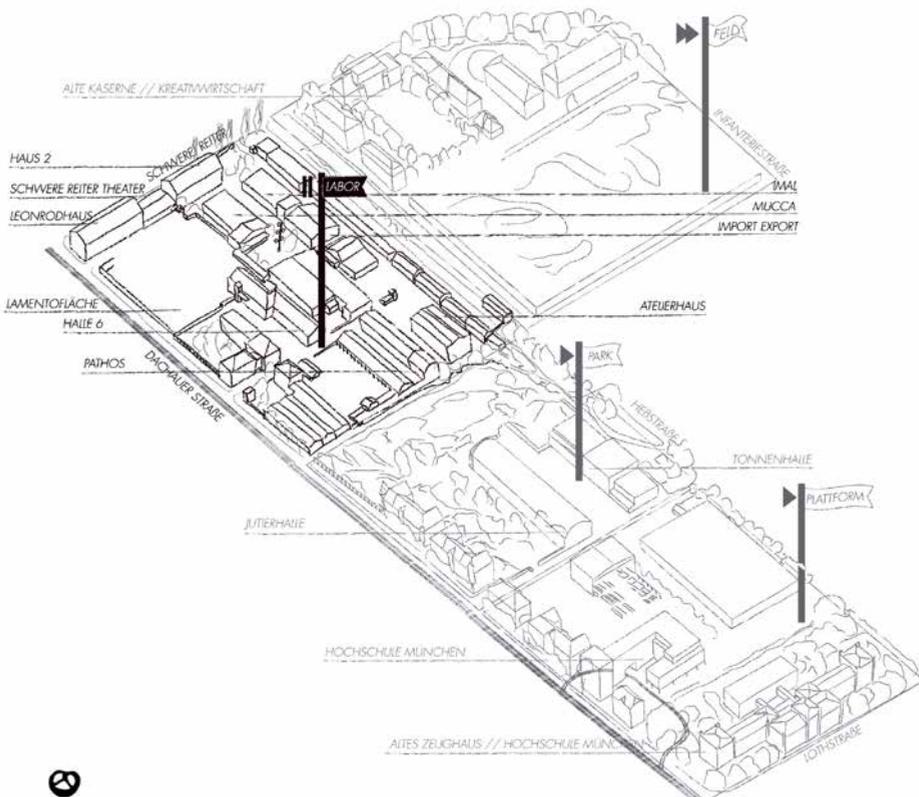


Abb. 1 Skizzierte Luftperspektive des Labors im Kreativquartier, 2018 (Eigene Darstellung)

Die Unbestimmtheit als Chance

Die Schaukel- oder Aushandlungsprozesse in beiden Quartieren, dem *Oberhafen* in Hamburg und dem *Labor* in München, laufen seit etwa zehn Jahren und werden noch weitere Jahre andauern. Das sechs Hektar große Labor, eines von vier Arealen im *Kreativquartier an der Dachauer Straße* in München (Abb. 1), wurde bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs militärisch genutzt, später dann von städtischen und privaten Unternehmen sowie von der kulturellen Szene. Heute entwickeln städtische Verwaltungen das Quartier, nach § 34 des Baugesetzbuches, also ohne qualifizierten Bebauungsplan und daher mit planungsrechtlich größtmöglicher Flexibilität, weitgehend im Bestand, möglichst prozessorientiert und partizipativ. Der sieben Hektar große Oberhafen in der *HafenCity* in Hamburg (Abb. 2) war früher ein Güterbahnhof mit großen Hallen und Freiflächen für Logistik und Lager, die heute für Kulturproduktion und -konsumtion genutzt werden. Eine Ausnahmeregelung ermöglicht die Entwicklung des Kreativquartiers in einem Gebiet, das eigentlich dem Hafenentwicklungsgesetz unterläge. Entwickler:innen sind die *HafenCity Hamburg GmbH*, eine Tochter der *Freien und Hansestadt Hamburg*, zusammen mit der *Hamburg Kreativ Gesellschaft*, einer städtischen Einrichtung zur Förderung der Hamburger Kreativwirtschaft. Anfang der 2010er Jahre wurde beschlossen, die alten Lagerhallen für die Kultur- und Kreativszene zu erhalten und die Nutzer:innenschaft in einem offenen, partizipativen Entscheidungsprozess mit einzubinden. Mit der Entwicklung beider Quartiere ist der Anspruch verbunden, sich auf Prozesse einzulassen, ihnen eine gewisse Zeit zu geben, gewissermaßen entschleunigt zu planen.

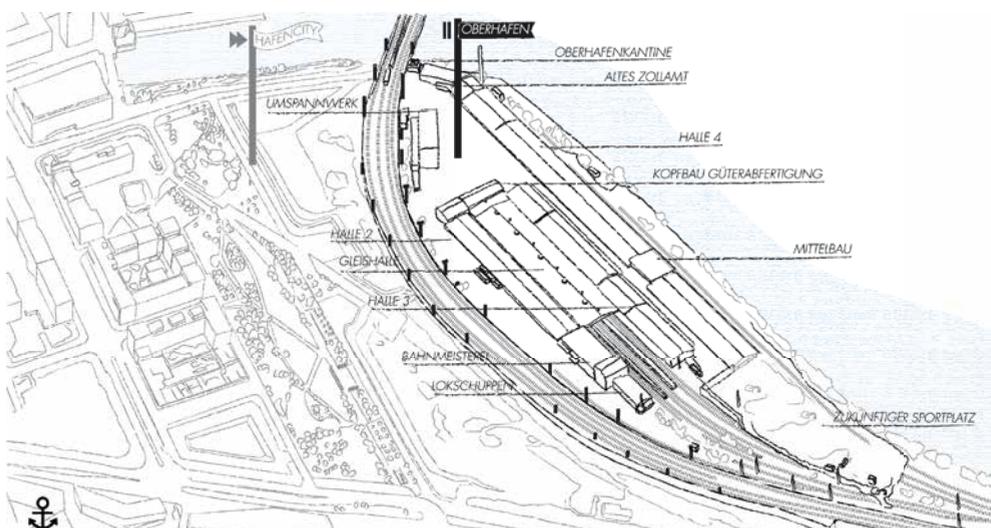


Abb. 2 Skizzierte Luftperspektive des Oberhafens in der HafenCity, 2018 (Eigene Darstellung)

2. Kann ein Kreativquartier geplant werden?

„Wenn ich zum Kreativquartier einen Vortrag halte, gibt es immer eine Folie, auf der steht, dass ein Kreativquartier nicht geplant werden kann. Da es das Kreativquartier in unseren Augen schon gab, war das aber auch nicht nötig“ (Interview mit MG, Städtebau 2019), so die Aussage einer interviewten Person aus dem Architektur- und Städtebaubüro, das den städtebaulichen Wettbewerb zum Münchner Kreativquartier gewann. Die Frage „Kann ein Kreativquartier geplant werden?“ stellte ich allen von mir interviewten Personen, die an der Entwicklung des Oberhafens beziehungsweise Labors beteiligt oder von dieser betroffen sind. Die spontanen Antworten variierten zwischen Ja, Na ja, Ja und Nein. Einige Befragte stellten Rückfragen, was denn Planung bedeute. Andere merkten an, dass es wichtig sei, wer überhaupt plant und mit welchem Motiv. Viele Interviewte verstanden Planung als Entwicklung oder Sich-entwickeln-Lassen und verwiesen auf das Abstecken und Ausreizen bauplanungs- und genehmigungsrechtlicher Rahmenbedingungen ebenso wie auf informelle Aushandlungsformate.

Es gibt keine eindeutige Definition von Kreativquartieren. In der deutschsprachigen planungstheoretischen Literatur werden Kreativquartiere einerseits als Orte und andererseits als kultur- und planungspolitische Instrumente beschrieben. Als Orte, an denen Kultur produziert und konsumiert wird, haben sie in der Regel eine zentrale städtische Lage oder sind infrastrukturell gut erschlossen. Unterschieden wird zwischen zwei idealtypischen Entwicklungsformen kultureller Cluster: Jenen, die wachsen konnten, weil die Räume zu dieser Zeit planungspolitisch und ökonomisch uninteressant waren und denen, die institutionell geplant und kreativwirtschaftlich ausgerichtet sind (vgl. Merkel 2008: 32). Kreativquartiere als kultur- und planungspolitische Strategien verfolgen das Ziel, vom Strukturwandel betroffene Stadträume einer neuen Nutzung zuzuführen und damit aufzuwerten. Das räumliche Clustern privater, öffentlicher und gemeinnütziger Kultur- und Kreativsektoren soll zudem die gesamtstädtische Kultur- und Kreativwirtschaft fördern (vgl. Merkel 2008: 18, 30; vgl. Mommaas 2004: 508). Die Schwerpunktsetzung dieser drei Sektoren variiert vermutlich je nach Eigentumsverhältnissen und Art des Entwicklungs- oder Betriebskonzepts. Einer gewissen Verwertungslogik unterliegen sicherlich alle Orte, die als Kreativquartier bezeichnet werden – und sei es nur dahingehend, dass sich die Konzepte finanziell selber tragen müssen.

Die Unbestimmtheit als Chance

Diese planungstheoretische Definition von Kreativquartieren ergänze ich durch subjektive Zuschreibungen aus der gelebten Praxis. Genauer gesagt gebe ich die Erwartungen und Assoziationen wieder, die die von mir interviewten Kunst- und Kulturschaffenden an diese Orte haben oder mit ihnen verbinden. Kreativquartier sei ein Begriff der Planung (Interview mit HA, Lokal 2021) und werde daher von den Kreativen selten verwendet. Üblich waren vielmehr Bezeichnungen wie „Freiraum“ (Interviews mit MI, Lokal 2018; HB, Lokal 2021) oder „ein Ort, wo wir genau unser ‚So-Sein‘ noch leben dürfen“ beziehungsweise ein Ort der „Freiheit“ (Interview mit MF, Lokal 2017), an dem man in Ruhe seiner Arbeit nachgehen könne (vgl. ebd.); ein Ort, an dem „etwas Neues entsteht“ (Interview mit MM, Lokal 2018). Ein „künstlerisches Gelände“ zu planen, sei also eigentlich ein Widerspruch in sich, da „eine Planung immer Freiräume minimieren muss und weil Planung versucht, diese möglichst effektiv zu nutzen“ (Interview mit MI, Lokal 2018). Ein:e Kulturschaffende:r erwiderte auf die Leitfrage, ob ein kreativer Freiraum geplant werden könne:

„Es ist ja nachvollziehbar, warum sich eine durchgeplante Gesellschaft in einem durchökonomisierten System solche Freiräume wünscht. Hier leistet man sich eine Luxusinsel, die nach einer anderen Logik funktioniert, die anders funktionieren darf. Und dabei stoßen Planende immer wieder an ihre Grenzen.“ (Interview mit HB, Lokal 2021)

Mit einer anderen Logik ist gemeint, sich in einen Aushandlungsprozess mit lokalen Kunst- und Kulturschaffenden zu begeben und mit den vorhandenen gebauten Strukturen und ihren Eigenarten zu arbeiten. Diese Prozesse sollen die „Freiheit haben“, sich in Richtungen zu bewegen, „die wir planerisch gar nicht eindeutig vorwegnehmen können“ (Interview mit MH, Kulturreferat 2017).

3. Planung und der Umgang mit Unbestimmtheit

In diesem Abschnitt gehe ich dem planerischen Umgang mit Unsicherheit und Uneindeutigkeit nach, wobei ich unter Planung insbesondere Stadtplanung verstehe. Auch an dieser Stelle beziehe ich mich überwiegend auf deutschsprachige Literatur. Das *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung* definiert Stadtplanung als Querschnittsdisziplin, die (sub-)urbane Räume ordnet, lenkt und entwickelt (vgl. Pahl-Weber/Schwartz 2018: 2509). Diese Tätigkeiten sind mit einer klaren Problem- und Zieldefinition verbunden. Zielfindung sei überhaupt die „zentrale Funktion

der Planung“ (Rittel/Webber 2013: 22). Daher neige Planung dazu, Probleme auf das Wesentliche zu reduzieren (vgl. Burckhardt 2004: 74; Kaltenbrunner 2020: 118). Soziale Probleme sind jedoch komplex und können nicht vollständig und eindeutig erfasst und nie endgültig und objektiv gelöst werden (vgl. Rittel/Webber 2013). Vor diesem Hintergrund kann die planerische Komplexitätsreduktion durchaus auch zur Verschlechterung der Verhältnisse beitragen (Burckhardt 2004: 74; Kaltenbrunner 2020: 118). Seit den 1960er Jahren vollzieht sich ein Veränderungsprozess von der Stadtplanung zu Stadtentwicklungsplanung, Stadtentwicklung und Stadtmanagement (vgl. Albers 1988: 96; Sinning 2007: 303). Das rationale Vorwegnehmen, Vorstrukturieren und Konzeptionieren wurde ergänzt durch weichere, kommunikative und koordinierende Aufgaben, um Projekte in Kooperation mit Privaten aus Wirtschaft und Zivilgesellschaft umsetzen zu können (vgl. Sinning 2007: 303 f.).

Etwa seit den 1990er Jahren spielt der Umgang mit den zeitlichen Bedingungen in der räumlichen Entwicklung eine größere Rolle. Überwiegend werden diese jedoch auf die Geschwindigkeit reduziert: *cittàslow*, *slow cities*, *fast urbanism* oder *slow urbanism* sind Begriffe, die seit den 1990er Jahren verwendet, aber unterschiedlich ausgelegt werden. Ähnlich wie beim Begriff Kreativquartier können darunter sowohl strategische Vorgehensweisen als auch räumlich-programmatische Merkmale verstanden werden. Mit *slow urbanism* werden zum Beispiel historische Zentren assoziiert, da deren Kleinteiligkeit und ihr Erleben als entschleunigt empfunden werden, während Ausfallstraßen oder *shopping malls* als Orte des schnellen Durchfahrens und Konsums, also als beschleunigt wahrgenommen und daher mit *fast urbanism* verknüpft werden (vgl. Herzog 1995). *Fast*, *slow* und *sudden* werden auch als städtische Strategien verstanden, mit deren Einsatz auf wechselnde Konjunkturphasen (schnelles Handeln bei Wachstum, langsames bei Schrumpfung) reagiert wird. *Suddenism* dient dazu, sich auf Krisen oder Umweltkatastrophen vorzubereiten (vgl. Roggema 2015). Mit *slow urbanism* wird zudem der vorherrschenden Kultur des schnellen Konsums begegnet (vgl. Dogrusoy/Dalgakiran 2011: 127). Im flämischen Planungskontext entwickelte sich die partizipative, akupunkturhafte Praxis des *slow urbanism* dagegen ganz pragmatisch aus den kleinteiligen Eigentumsverhältnissen in Flandern (vgl. Borret 2014; vgl. Siegmund 2020: 26).

Die Begriffe Kreativquartier, *fast urbanism* und *slow urbanism* zeigen, wie unterschiedlich auslegbar und damit uneindeutig Etiketten sein können. Vom Streben nach Kategorisierung, so Zygmunt Bauman, ver-

sprächen wir uns Ordnung und Berechenbarkeit (vgl. 2016: 14), dabei sei die „Ambivalenz ein Nebenprodukt dieser Klassifikation“. In den Geisteswissenschaften gibt es ähnliche Versuche, gesellschaftliche Phänomene klar einzuordnen. Ein Beispiel hierfür ist Hartmut Rosas Feststellung, die „Beschleunigung von Prozessen und Ereignissen“ sei „ein Grundprinzip der modernen Gesellschaft“ (2005: 15). Zwar würden gelegentlich „Entschleunigungsasen auftauchen“, diese versprächen aber nur „limitierte Stabilität“ und Kontrolle (ebd.: 191). Obgleich Rosas Theorie einer beschleunigten Gesellschaft unbestritten ist, wird sie mittlerweile differenzierter betrachtet. Nach Ansicht des Philosophen Byung-Chul Han ist die gesellschaftliche Beschleunigung nur noch ein Symptom temporaler Zerstreuung, von „Dyschronie“ (2009). Vielmehr fehle es uns heutzutage an einem ordnenden Rhythmus und der Erfahrung von Dauer – Dinge, mit denen man sich identifiziere, seien tendenziell flüchtig und ephemere (vgl. ebd.: 7). Es bleibt also anzuzweifeln, ob schnell oder langsam adäquate Charakteristika für komplexe Planungsprozesse und Stadträume sind. Eine treffendere Beschreibung aktueller Tendenzen im stadtplanerischen Handeln ist *ephemere Stadtentwicklung*, also eine flüchtige Art, Städte zu entwickeln (vgl. Holl 2020: 258). Diese Art der Stadtentwicklung ist nicht von formalen Mustern determiniert. Sie bezieht das Flüchtige und Uneindeutige mit ein und integriert sich ändernde programmatisch-räumliche Setzungen ebenso wie fluide soziale Konstellationen (vgl. ebd.).

4. Orte zwischen Dynamik und Stillstand

„Ephemere Stadtentwicklung als ein impulsgebendes ergänzendes Verfahren“ (ebd.) beschreibt auch den Ansatz der beiden von mir untersuchten Kreativquartiere, Stadt durch temporäre Nutzungen und gemeinsam mit den Nutzenden entwickeln zu wollen. Der Schutz seltener Freiräume für niedrigschwellige Kunst und Kultur erfordert eine gemächliche und offene Entwicklung, die gebaute Strukturen erhält und diese nicht überformt oder verwertet. Gleichzeitig wird von den Nutzenden erwartet, dass sie Orte dynamisch bespielen und über das Quartier hinaus Impulse setzen. Beide Quartiere sollen also entschleunigte, aber zugleich dynamische Orte sein. Zudem bergen sie Orte, die stillstehen, monate- oder jahrelang nicht genutzt werden können. So wurde etwa bei der zwischengenutzten Lamentohalle im Labor zu lange mit der Sanierung gewartet, sodass die Halle schließlich aus statischen Gründen abgerissen werden musste. Damit lag eine 6.000 Quadratmeter große Fläche brach, die theoretisch solange durch Zwischennutzungen bespielt werden sollte, bis sich eine



Abb. 3 Überlagerte Veränderungen auf der Lamentofläche im Labor, 2016–2020 (Eigene Darstellung)

Abb. 4 Überlagerte Veränderungen auf dem Platz vor Halle 4 im Oberhafen, 2017–2021 (Eigene Darstellung)

längerfristige Nutzung ergibt. Formale Ausschreibungen erschweren jedoch eine abwechslungsreiche Bespielung der Fläche. Die meiste Zeit über blieb sie ungenutzt. In Hamburg wurde ein Teil der Halle 4 im Oberhafen abgerissen, da an dieser Stelle ein Sportplatz geplant ist. Damit wurden Kunst- und Kulturschaffenden bereits knappe Arbeitsräume sowie dem Quartier ein städtebaulich wichtiger Platz genommen. Die Abbildungen 3 und 4 dokumentieren den Ursprungszustand, aber auch Abriss, Baustellen, Leerstand und Zwischennutzungen auf der Fläche der Lamentohalle sowie vor der Halle 4.

5. Prozesse zwischen Entschleunigung, Beschleunigung und Stillstand

Für Planende sind entschleunigte, offene Prozesse auch mit zügig durchzuführenden Minimalsanierungen, Brandschutzmaßnahmen und Umbauten verbunden, um die kurzfristige Nutzbarmachung temporärer Räume zu ermöglichen. Wie bereits erwähnt, wird von den Kreativen erwartet, dass sie Impulse und Dynamik erzeugen. Die Kreativen nehmen sich jedoch im Vergleich zum großen, entschleunigten Planungs-Zahnrad selbst als ein viel zu schnell drehendes kleines Zahnrad wahr (vgl. Inter-

views mit MB, Lokal 2016; MC, Lokal 2016). Die Entwicklungsprozesse im Quartier vergleichen sie zudem mit einer angezogenen Handbremse. Diese Metaphern machen deutlich, dass sich die kleinen Räder zwar bewegen (wollen), sich aber viel zu schnell drehen und eben nicht das große Ganze antreiben – mitunter auch, weil die planerische Handbremse Entwicklungen verhindert oder verzögert. Dahinter steckt auch eine Kritik am temporären, also unsicheren Status der lokalen Kunst- und Kulturschaffenden als Zwischennutzende (vgl. Siegmund 2020: 140f).

6. Sich Persönlichkeiten annähern – Persönlichkeiten aushalten

„Ich glaube gar nicht mal, dass das eine Fachfrage ist, sondern eine Frage von Persönlichkeiten“ (Interview mit ML, Referat für Stadtplanung 2018), lautet eine Antwort auf die Frage, ob ein Kreativquartier geplant werden kann.

Mithilfe des kontrollierten Verfahrens der Grounded Theory habe ich für beide Quartiersentwicklungen vier Planungstypen herausgearbeitet: Planende, Kreative, Koordinierende und Impulsgebende. Die Grundidee der Grounded Theory ist eine Verknüpfung von Auswertung und wiederkehrender Feldforschung, mit der in diesem Fall räumliche Veränderungen im Quartier, im Prozess sowie in den Sichtweisen der handelnden Personen erfasst werden können. Diese Forschungsstrategie ermöglicht es, Erkenntnisse in einem kontinuierlichen Prozess zu hinterfragen, zu prüfen und zu verdichten. Empirisch stützte ich mich zu einem erheblichen Teil auf Interviews, die ich seit Jahren regelmäßig mit Personen aus den zuständigen Verwaltungen und der ansässigen Kunst- und Kulturbranche führe. Eine Typisierung der Beteiligten macht Konflikte, aber auch Annäherungen plastischer: Ihre zeitlichen Orientierungen bilden eine wesentliche Voraussetzung für ihre jeweiligen Prozessverständnisse, Wahrnehmungen sowie ihr planerisches oder kreatives Handeln (vgl. Siegmund 2020).

Hinter einer zeitbezogenen Analyse steckt die Annahme, dass jeder Planungstyp nach (s)einer eigenen zeitlichen Logik – seiner „Eigenzeit“ – handelt und Entwicklungen dementsprechend wahrnimmt und erwartet (vgl. Siegmund 2019, 2020). Der erste Typ sind die Planenden: „Die Planung ist begeistert von dem Gedanken, dass sich das Quartier selbst entwickelt. Aber gleichzeitig kann sie sich nicht davon verabschieden, dass man irgendwann einen Planentwurf hat, der eine Endsituation darstellt.“ (Interview mit MA, Kommunalreferat 2017) Treffend beschreibt die befragte Person hier das Dilemma planender Institutionen. In der Regel

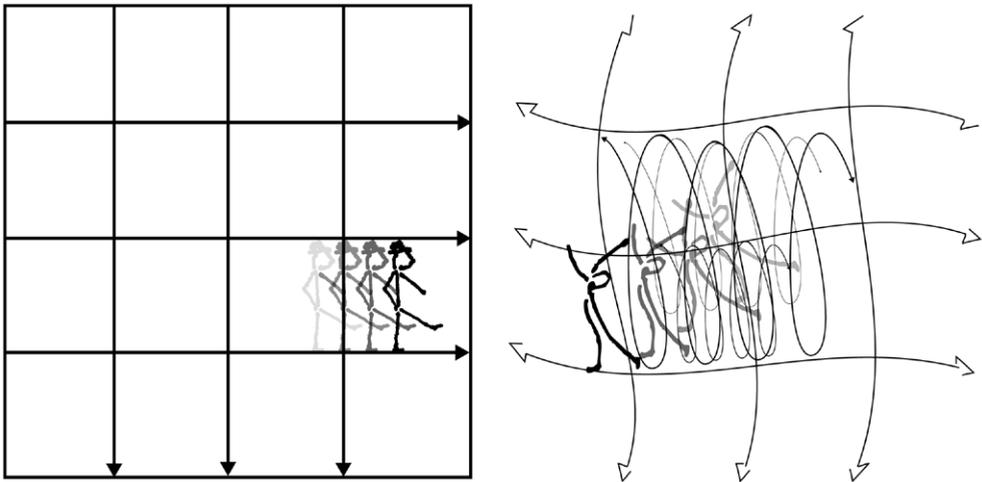


Abb. 5 Planungstakt versus kreativer Rhythmus (Eigene Darstellung)

marschieren diese innerhalb eines abgesteckten Rasters und in einem linearen Planungstakt ergebnisorientiert Richtung Zukunft (Abb. 5 und 6). Da Planende in Verwaltungen zur Verschwiegenheit verpflichtet sind, solange Schritte noch nicht auf allen Ebenen abgestimmt sind, verstärkt sich bei den Kreativen der Eindruck des Durchmarschierens. Der zweite Planungstyp, die Kreativen, verstehen Entwicklung als iterativen Prozess, als eine sich zyklisch verlängernde Gegenwart. Die Zukunft ist unscharf, da abhängig von Projekten und Ereignissen. Kreatives Schaffen ist für sie nur im eigenen Rhythmus und daher innerhalb flexibler Rahmenbedingungen möglich (Abb. 5 und 6).

Die unterschiedliche Art, wie Planende und Kreative Prozesse begreifen, bedarf einer Koordinierung. Diese Bedingung trägt auch zur Konstitution des dritten Typs bei, der Koordinierenden, die sowohl von Planungs- als auch Nutzungsseite gestellt werden (z. B. durch die Hamburg Kreativ Gesellschaft oder als die Vertretung der Nutzenden *5plus1* im Oberhafen): „Ich sehe mich als Puffer und bin auch in der Moderationsposition. Also, ich denke, ich werde von beiden Seiten das eine oder andere abfangen oder versuchen zu kanalisieren.“ (Interview mit MK, Koordinierungsstelle Kreativlabor 2016)

Der vierte Typ sind die Impulsgebenden. Diese tauchen häufig plötzlich und organisiert auf und nehmen Einfluss auf den Prozessverlauf.

Alle vier Typen ließen sich auf den Prozess ein und veränderten dadurch ihre Aufgaben und mitunter auch ihre Einschätzungen (Abb. 6). Verwaltungen, die normalerweise mit Abriss, Neubau und klassischer Projektentwicklung beschäftigt sind, müssen verstärkt kommunizieren

Die Unbestimmtheit als Chance

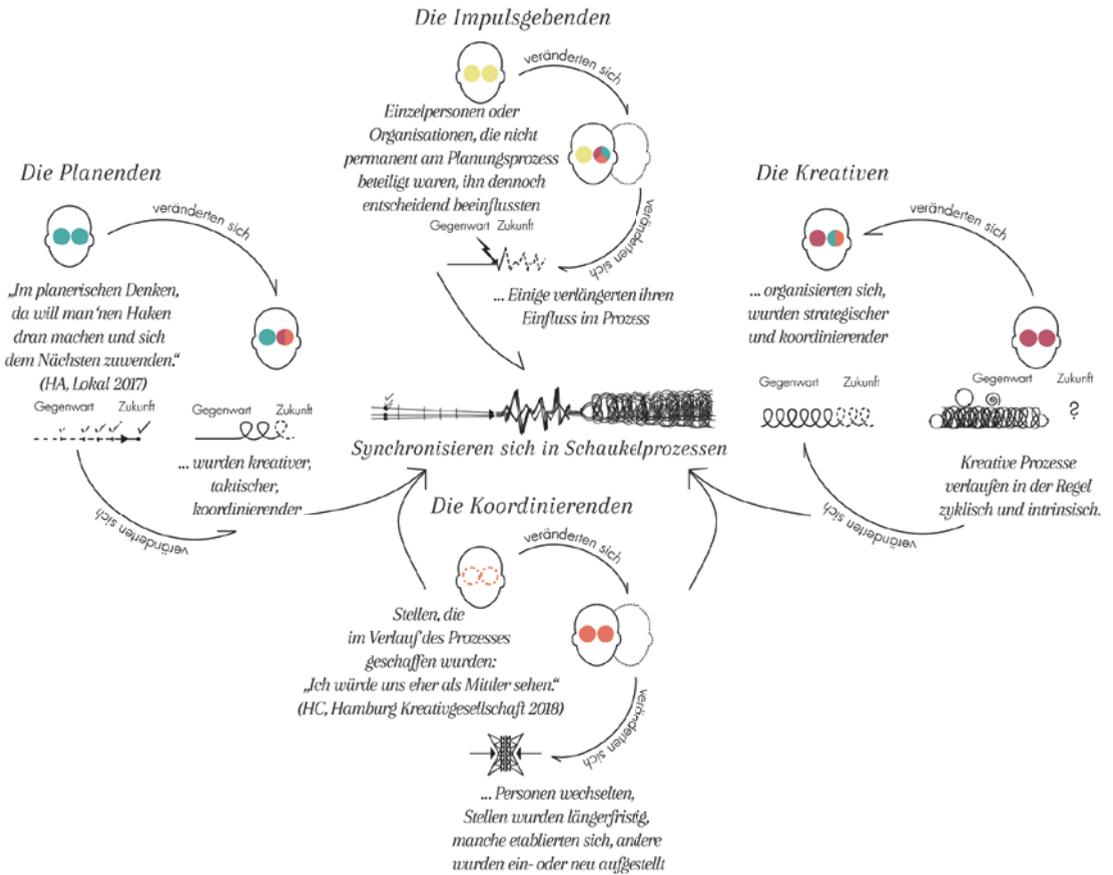


Abb. 6 Planungstypen und ihre Annäherungen in beiden kreativen Quartieren 2016–2021 (Quelle: Siegmund 2021)

und koordinieren. Ein großes Anliegen ist ihnen dabei, „mit allen Beteiligten eine klare, offene, transparente und wenig störanfällige Kommunikationsstruktur zu entwickeln“ (Interview mit ML, Referat für Stadtplanung 2018). Informelle Vereinbarungen beseitigten ein Stück weit die vonseiten der Kreativen vielfach kritisierte Intransparenz. Sie werden jedoch auch unverbindlich, ungenau oder missverständlich kommuniziert, weshalb manche Personen in bestimmten Entscheidungssituationen doch formelle, schriftliche Vereinbarungen bevorzugen. Die Kreativen organisierten und institutionalisierten sich, um ihre Ziele durchzusetzen. Festzuhalten ist, dass Nutzerinnen-Organisationen als Koordinierende mittelfristig scheiterten oder sich neu aufstellen müssen (u. a. die Vertretung der Nutzenden *5plus1* im Oberhafen) oder nicht weiter finanziert wurden, wie das Quartiersbüro als Schnittstelle zur Öffentlichkeit im Labor (vgl. Interviews mit HA, Lokal 2021; MM, Lokal 2021). Seit 2021 sind die Verantwortung und die Aushandlung im Oberhafen auf mehrere

(kreative) Schultern verteilt. Diverse Arbeitsgemeinschaften wurden gegründet, die für die Entwicklung spezieller Räume (Durchgänge, Gleishalle, Garten etc.) Sorge tragen und darüber mit der Planung kommunizieren und verhandeln. Damit erweiterte sich der Kreis der koordinierenden (und in Verantwortung stehenden) Personen auf dem Hof. Eine gelingende Synchronisierung ist in besonderem Maße abhängig von den Koordinierenden. Synchronisierung wird nicht nur diskutiert, sondern auch „erkämpft“ und „erstritten“ (Interview mit HB, Lokal 2021). Grundsätzlich jedoch findet aus Sicht der Kreativen noch viel zu wenig Beteiligung statt (vgl. Interviews mit HA, Lokal 2021; HB, Lokal 2021). Einigen Impulsgebenden gelang es, ihre Zuständigkeiten zu erweitern oder zu verlängern.

7. Kreative Quartiersentwicklungen leben!

Zusammengefasst versuchen alle Beteiligten, sich in einem lebendigen Prozess aufeinander zuzubewegen, aber auch das ist nur eine Momentaufnahme von wenigen Jahren in einem noch sehr lange andauernden Prozess. Diesen Versuch beschrieb eine befragte kulturschaffende Person als „seltsamen Tanz“ und „irgendwas zwischen Zermüblingsarbeit und schrittweisem Vertrauensgewinn“ (Interview mit HB, Lokal 2017). Denn beide Systeme – Planende und Kreative – seien letztlich nicht miteinander kompatibel (vgl. Interview mit HB, Lokal 2021). Allerdings leben die Prozesse auch von diesem Wechselspiel aus Annäherung und De-Synchronisierung. Es bildet die Grundlage für Kritik, Reflexion und Diskussion routinierter, erprobter und ebenso neuer Steuerungsformate und Stellen.

Konkret machten Befragte die erfolgreiche Planung eines Kreativquartiers abhängig von:

„unterschiedlichen Persönlichkeiten und Bedürfnislagen sowie deren differenzierten Vorstellungen von ‚Planung‘ bzw. von prozessualen und räumlichen Entwicklungen (bspw. ‚von innen‘, ‚erhalten‘, ‚wachsen‘, ‚Transformationsprozess‘). ‚Planung‘ wurde auch als Aushandlungsprozess verstanden bspw. ‚von unten‘, in dem sich alle Beteiligten ‚vertrauen‘, ‚einigen‘, ‚kümmern‘ und ‚Verantwortung übernehmen‘. Aus wiederum unterschiedlichen Zukunftsideen (von ‚Freiräumen‘ über ‚Utopien‘ bis zum ‚Kreativquartier‘) muss eine Schnittmenge – eine gemeinsame Vision – formuliert werden. [...] Zwischen getakteten Abläufen, lokalen Rhythmen und ungeplanten Ereignissen pendelten sich beide Kreativquartiere auf einen maßgeblichen Rhythmus ein.“ (Siegmund 2020: 237 f.; Abb. 7)

Die Unbestimmtheit als Chance

Kann ein Kreativquartier geplant werden?

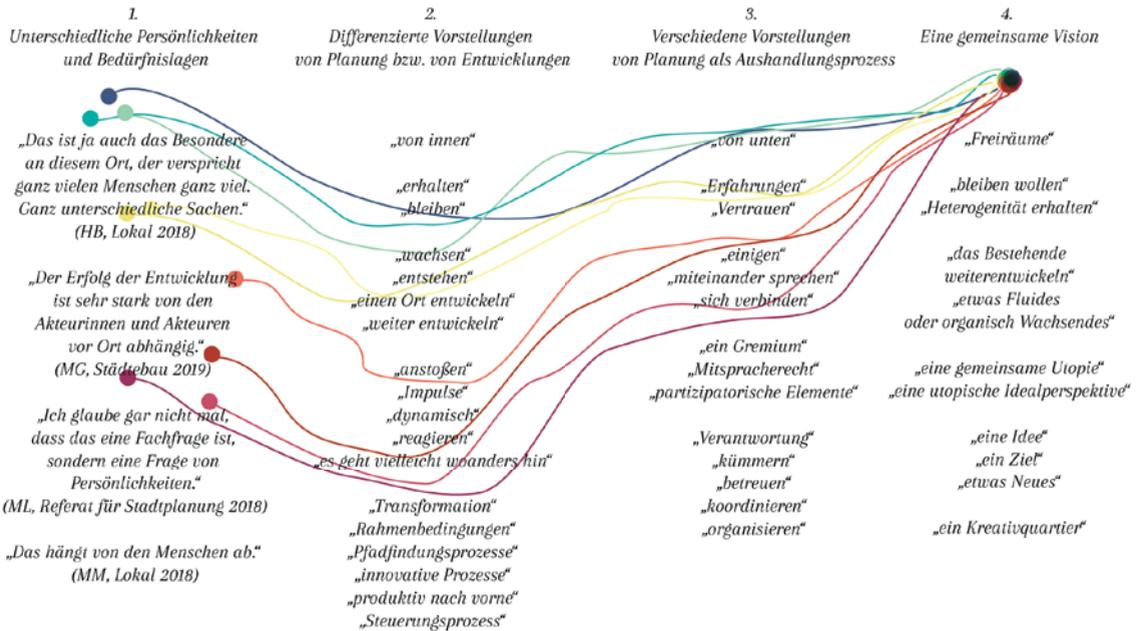


Abb. 7 Auswertung der Antworten auf die Frage: „Kann ein Kreativquartier geplant werden?“ (Eigene Darstellung)

Bei solch unterschiedlichen Persönlichkeiten und Bedürfnislagen, so differenten Vorstellungen von Planung als Entwicklung beziehungsweise als Aushandlungsprozess kann eine gemeinsame Vision niemals so eindeutig sein wie eine Zielsetzung. Aber sie kann eine Schnittmenge formulieren und eine grobe Richtung vorgeben, die im Detail korrigierbar ist. Hierfür bedarf es flexibler Rahmenbedingungen, innerhalb derer Kunst- und Kulturschaffende „eigenes schaffen können“ (Interview mit MM, Lokal 2021) sowie eine Synchronisierung aller Beteiligten durch koordinierende Personen und Formate.

In offenen und vieldeutigen Entwicklungen können Räume, Nutzungen und Handlungen nicht als Entweder-oder begriffen werden, sondern sollten als Sowohl-als-auch verstanden werden:

- zur Bewahrung gebauter Strukturen gehört auch die Option, diese verändern zu können (etwa durch Umprogrammierungen, Umbau, Ausbau oder Rückbau). Beide kreative Quartiere sind Entschleunigungs-oasen, dynamische Orte und stehen gelegentlich still.
- Entschleunigung als Maßgabe zur Art des Planens ist ein Konstrukt. Entschleunigung ist nicht ohne Beschleunigung denkbar und umgekehrt.

Yvonne Siegmund

Darüber hinaus entscheiden weitere zeitliche Aspekte (beispielsweise Takt und Rhythmus) sowie Eigenzeiten über den Prozessverlauf.

- Prozesse werden je nach Rolle, Aufgabe und Phase unterschiedlich erfahren: mal als schnell, mal als langsam und auch mal als träge. Beteiligte Persönlichkeiten verändern sich und Vergangenes wird rückblickend mitunter anders eingeschätzt.

Veränderungen und Uneindeutigkeit prägen beide Entwicklungen. Die Herausforderungen, die mit offenen Prozessen und einer Vielzahl an Beteiligten, Netzwerken und Formaten verbunden sind, sind zugleich auch Chancen. Denn: „Je mehr Optionen [...] ein System besitzt, je vielfältiger es aufgebaut und vernetzt ist, umso stabiler reagiert es auf äußere Störungen.“ (Lesch 2021: 81)

Quartiersentwicklungen sind Schaukelprozesse. Für die Stadtentwicklung bedeutet das, Stadt stärker kontextbezogen und situativ zu entwickeln, Stabilität zu schaffen und Unsicherheit zuzulassen, um Unterschiede zu synchronisieren und Widersprüche auszuhalten – Sie sollte Planungszeit nicht als Zwischenraum, sondern als gelebte Zeit begreifen (vgl. Siegmund 2020).

Autor_innen

Yvonne Siegmund arbeitet in der Stadtplanung und im Urban Design. Mit dem Fokus auf Zeit erforscht sie urbane Abhängigkeiten und Veränderungsprozesse.
yvonne.siegmund@gmx.net

Literatur

- Albers, Gerd (1988): Stadtplanung: Eine praxisorientierte Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bauman, Zygmunt (2016): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Hamburger Institut für Sozialforschung.
- Borret, Kristiaan (2014): Slow urbanism. Een nieuw perspectief. In: *Bauwelt* 12, 30-47.
- Burckhardt, Lucius (2004): Wer plant die Planung?. In: Jesko Fezer / Martin Schmitz (Hg.), *Wer plant die Planung? Architektur, Politik und Mensch*. Berlin: Martin Schmitz, 71-88.
- Burckhardt, Lucius (2013): Der kleinstmögliche Eingriff oder die Rückführung der Planung auf das Planbare. Berlin: Martin Schmitz.
- Dell, Christopher (2020) Stadt als Improvisationsmaschine im Zeitalter der urbanisierten Gesellschaft. In: Wüstenrot Stiftung (Hg.), *Bedingt planbar. Städtebau und Stadtentwicklung in Deutschland und Europa*. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung, 88-98.
- Dogrusoy, Ilknur Turkseven / Dalgakiran, Ahu (2011): An alternative approach in sustainable planning. *Slow urbanism*. In: *Archnet, International Journal of Architectural Research* 5/1, 127-142.
- Han, Byung-Chul (2009): *Duft der Zeit. Ein philosophischer Essay zur Kunst des Verweilens*. Bielefeld: transcript.

Die Unbestimmtheit als Chance

- Herzog, Lawrence A. (1995): Fast urbanism and slow urbanism. Globalization and public space in three Mexican cities. <http://www.lawrenceaherzog.com/wp-content/uploads/2016/01/chapterinjoneseeditedbook06.pdf> (letzter Zugriff am 9.3.2022).
- Holl, Christian (2020) Ein Auftrag, Neues entstehen zu lassen. Ephemere Stadtentwicklungsprozesse. In: Wüstenrot Stiftung (Hg.), *Bedingt planbar. Städtebau und Stadtentwicklung in Deutschland und Europa*. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung, 258-268.
- Kaltenbrunner, Robert (2020): Planen oder Gärtnern? Über die Spielregeln eines neuen Urbanismus. In: Wüstenrot Stiftung (Hg.), *Bedingt planbar. Städtebau und Stadtentwicklung in Deutschland und Europa*. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung, 112-125.
- Lesch, Harald (2021): Die Physiker und die Zeit. In: Harald Lesch / Karlheinz A. Geißler / Jonas Geißler, *Alles eine Frage der Zeit. Warum die „Zeit ist Geld“-Logik Mensch und Natur teuer zu stehen kommt*. München: oekom, 112-125.
- Merkel, Janet (2008): *Kreativquartiere. Urbane Milieus zwischen Inspiration und Prekarität*. Berlin: edition sigma.
- Mommaas, Hans (2004): Cultural clusters and the post-industrial city. Towards the remapping of urban cultural policy. In: *Urban Studies* 41, 507-532.
- Pahl-Weber, Elke / Schwartze, Frank (2018): *Stadtplanung*. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.), *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, 2509-2520.
- Rittel, Horst W. J. / Melvin M. Webber (2013): Dilemmas in einer allgemeinen Theorie der Planung. In: Wolf D. Reuter / Wolfgang Jonas (Hg.), *Thinking design. Transdisziplinäre Konzepte für Planer und Entwerfer*. Basel: Birkhäuser, 20-38.
- Roggema, Rob (2015): Three urbanisms in one city. Accommodating the paces of change. In: *Journal of Environmental Protection* 6, 946-956.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Siegmund, Yvonne (2019): Kann Offenheit geplant werden? Ein Essay über die zeitliche Dimension in der räumlichen Planung. In: Abbasiharofteh, Milad / Baier, Jessica / Eberth, Andreas / Göb, Angelina / Knaps, Falco / Larjosto, Vilja / Thimm, Insa / Zebner, Fabiana (Hg.), *Räumliche Transformation. Prozesse, Konzepte und Forschungsdesigns*. Hannover: Akademie für Raumentwicklung, 166-177.
- Siegmund, Yvonne (2020): *Was treibt die Planung? Eine zeitbezogene Untersuchung von Abhängigkeiten in Quartiersentwicklungen*. Dissertation. Hamburg: HafenCity Universität Hamburg.
- Sinning, Heidi (2007): *Stadtplanung – Stadtentwicklung – Stadtmanagement. Herausforderungen für eine nationale Stadtentwicklungspolitik*. In: *Stadtentwicklung. Herausforderungen für eine Nationale Stadtentwicklungspolitik* 8/6, 303-308.
- Wüstenrot Stiftung (2020): *Bedingt planbar. Städtebau und Stadtentwicklung in Deutschland und Europa*. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung.

Interviews

- Interview mit HA (Lokal) am 19.7.2017 in Hamburg.
- Interview mit HA (Lokal) am 17.6.2021 in Hamburg.
- Interview mit HB (Lokal) am 2.8.2017 in Hamburg.
- Interview mit HB (Lokal) am 11.07.2018 in Hamburg.
- Interview mit HB (Lokal) 22.6.2021 in Hamburg.
- Interview mit HC (Hamburg Kreativgesellschaft) am 29.05.2018 in Hamburg.
- Interview mit MA (Kommunalreferat) am 22.6.2017 in München.
- Interview mit MB (Lokal) am 20.6.2016 in München.
- Interview mit MC (Lokal) am 20.6.2016 in München.
- Interview mit MF (Lokal) am 9.3.2017 in München.

Yvonne Siegmund

Interview mit MG (Städtebau) am 6.3.19 in Berlin.

Interview mit MH (Kulturreferat) am 23.6.2017 in München.

Interview mit MI (Lokal) am 19.7.2018 in München.

Interview mit MK (Koordinierungsstelle Kreativlabor) am 2.12.2016 in München.

Interview mit ML (Referat für Stadtplanung) am 20.7.2018 in München.

Interview mit MM (Lokal) am 1.6.2018 in München.

Interview mit MM (Lokal) am 1.7.2021 in München.

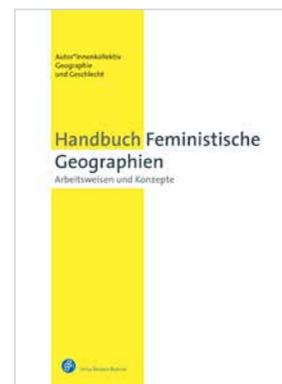
Feministische Geographien in der Hand

Rezension zu Autor*innenkollektiv Geographie
 und Geschlecht (2021): *Handbuch Feministische
 Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte*.
 Opladen u. a.: Barbara Budrich.

Katharina Schmidt

Endlich! Ein *Handbuch Feministische Geographien*! Ich vermute, ich spreche für viele, die als lehrende Person schon einmal ein Seminar, eine Übung oder Ähnliches zu feministischen Geographien angeboten haben und sich mühsam einzelne Artikel und Beiträge zusammensuchen mussten, um Studierenden die Grundlagen feministischer geographischer Wissensproduktion näherzubringen. Feministische Geographien haben sich mittlerweile an einigen Universitäten im deutschsprachigen Raum etabliert, und es gibt zahlreiche und vielfältige thematische, methodologische und theoretische Auseinandersetzungen und Publikationen (u. a. auch bereits einführende Bände in feministische Geographien). Dennoch fehlte es in letzter Zeit an einem aktuellen und zugänglichen Sammelband, der viele der neueren, international diskutierten Ansätze und Debatten aufgreift, bündelt und in diese einführt – und das gerade auch auf Deutsch und in Bezug auf deutschsprachige Geographien. Das *Handbuch Feministische Geographien* nimmt sich dieser Aufgabe an und richtet sich dezidiert an eine studierende und lehrende Leser*innenschaft und führt in aktuelle Debatten feministischer Geographien ein. Dafür gliedert sich das Handbuch in zwei Teile. Mit Teil 1, den *Arbeitsweisen*, legen die Autor*innen einen besonderen Fokus auf die Politiken und Praktiken feministisch-geographischer Wissensproduktion. In Teil 2 *Konzepte* werden fünf aktuelle theoretische Debatten anhand ausgewählter Themen

Abb. 1 Titel des Buches
 (Quelle: Verlag Barbara
 Budrich)



aufgegriffen, die derzeit unter anderem im Umfeld der Diskussionen eines „Neuen Materialismus“ (Garske 2014; Löw et al. 2017) diskutiert werden.

Schon ein kurzer Blick in das Handbuch zeigt, dass die Autor*innen immer wieder Formate und Wege gefunden haben, um von einer klassischen „single-story“- und „how to do“-Handbuchstruktur abzuweichen. Dies zeigt sich in den vielen „kleinen“ Besonderheiten, die den Unterschied machen. Allen voran und gar nicht so klein ist hier natürlich die kollektive Schreibweise der Beiträge in unterschiedlichen Konstellationen sowie die Positionierung der Autor*innen als Autor*innenkollektiv zu nennen. Es sind aber auch die vielen Boxen mit konkreten Beispielen, Checklisten oder persönlichen Erfahrungen und Reflexionen sowie Interview- beziehungsweise Gesprächsformate oder das Teilen persönlicher Highlights, Texttipps und Einschätzungen, die das Handbuch zu einem kleinen Schatz machen – vermutlich gerade für diejenigen, die in ihrem Lehr- und Lernalltag weniger direkten Zugang zu feministisch-geographischen Inhalten, Positionen und Praktiken haben.

1. Feministisch-geographische Arbeitsweisen: einige Politiken und Praktiken

In Teil 1 des Buches werden die Politiken und Praktiken feministischer Geographien entlang der Felder Geschichte, Aktivismus, Wissensproduktion, Forschungspraxis und Lehre fokussiert. Dies geschieht zum Teil durch Einblicke in persönliche Erfahrungen, die stets vor dem Hintergrund disziplinärer und struktureller Herausforderungen diskutiert werden. So wagt Kapitel 1 eine kleine Geschichtsschreibung transnationaler feministischer Geographien im deutschsprachigen Raum und erzählt von der Entwicklung aus einer Nische heraus bis hin zu ihrer „Institutionalisierung“ heute. Daran schließen die drei Autor*innen des Kapitels 2 an und berichten in einer Art Gespräch darüber, wie sie selbst Teil dieser Geschichten feministischer Geographien wurden und wie diese mit eigenen feministischen Positionen und Aktivismen durch Austausch, Widersprüche und Inspirationen verwoben waren und sind. Welche Herausforderungen sich zwischen feministischen Ansprüchen und neoliberalen Strukturen der Wissensproduktion ergeben, greift Kapitel 3 auf, indem hier – inspiriert durch das *Slow-Scholarship*-Manifest des Great Lakes Feminist Geography Collective (Mountz et al. 2015) – auf dieses Spannungsfeld in der deutschsprachigen Forschungs- und Lehrlandschaft fokussiert wird. In Kapitel 4 zeigen drei Autor*innen, wie sie in ihrer Forschung versuchen, innerhalb machtvoller Rahmenbedingungen – den *politics of fieldwork*

– verantwortungsvolle feministische Forschungspraktiken umzusetzen. Anhand der Beispiele werden hier explizit mit Verweis auf post- und dekoloniale sowie queer-feministische Perspektiven die Notwendigkeit, aber auch Komplexität solcher Praktiken deutlich. Mithilfe von Checklisten werfen die Autor*innen diesbezüglich Fragen auf, die von den Lesenden für die eigene Forschungspraxis aufgegriffen werden können. Fragen, warum und wie auch im Rahmen von Lehre ein bewusster Umgang mit intersektionalen Machtverhältnissen nötig und möglich ist, geht Kapitel 5 nach. Hier werden auf Basis emanzipatorisch- und kritisch-feministischer Bildungsperspektiven Lehr- und Lernräume als Orte der radikalen Veränderung verstanden und es wird hervorgehoben, welches Potenzial in feministisch-geographischer Lehre steckt.

Teil 1 des Handbuchs betont mit seinen fünf Beiträgen also, dass nicht nur das *Was*, sondern gerade das *Wie* der Wissensproduktion in all ihren Dimensionen zählt, und schließt damit an die international und interdisziplinär geführten Debatten in den feministischen Geographien an (vgl. Moss 2002; Oberhauser et al. 2017). Für den deutschsprachigen transnationalen Kontext werden darin die Bedeutung informeller Strukturen, kollektive und kollaborative Praktiken, Vernetzung oder die Rolle von Reflexion, Positionalität und Intersektionalität für eine verantwortungsvolle und machtkritische feministisch-geographische Wissensproduktion immer wieder hervorgehoben. Ebenso wird bereits in Teil 1 die Unmöglichkeit deutlich herausgestellt, im Rahmen des Handbuchs alle Themen, Positionen und Perspektiven feministischer Geographien abdecken zu können beziehungsweise zu wollen.

2. Feministisch-geographische Konzepte: einige Theorien und Themen

In Teil 2 des Buches werden fünf inhaltliche Schwerpunkte gesetzt, die neben feministischen Perspektiven auf Arbeits- und Naturverhältnisse den Fokus auf Körper, Technowissenschaften sowie Emotionen und Affekte legen. Während alle dieser fünf theoretisch-konzeptionellen Beiträge in ihr jeweiliges Themenfeld einführen und einen spezifischen Blickwinkel innerhalb feministischer Diskussionen präsentieren, schaffen sie es dennoch, diese stets mit weiteren grundlegenden Themenfeldern und zentralen Debatten der feministischen Geographien zu verweben.

So werden in Kapitel 6 feministische Geographien der Arbeit und damit die klassischen Grundlagen der verräumlichten und vergeschlechtlichten Arbeitsteilung zwischen zu Hause, und öffentlichem Raum sowie in der

Mobilität dargelegt, um diese dann in aktuelle Debatten der Feminisierung, Prekarisierung und Globalisierung vor allem am Beispiel von Care-Arbeit und Sexarbeit nachzuzeichnen. Dabei werden Bezüge zu Gentrifizierung, Migrationsregimen und (neuen) Dynamiken von vergeschlechtlichten Ausbeutungsverhältnissen hergestellt, ohne dabei die feministischen Arbeitskämpfe aus Aktivismus und Akademie zu vergessen. Vom Ökofeminismus über feministische politische Ökologie hin zu Konzepten eines mehr-als-menschlichen feministischen Materialismus gibt Kapitel 7 Einblicke in die Debatten um feministische Perspektiven auf Naturverhältnisse. Vor diesem Hintergrund werden globale Umwelt(un)gerechtigkeiten am Beispiel des Extraktivismus aufgezeigt, wie sie derzeit vor allem aus einer lateinamerikanisch-dekolonialen Perspektive diskutiert und in Relation zu europäischen Energie-, Klima- und Entwicklungspolitiken gesetzt werden. Kapitel 8 stellt dezidiert feministische Forschung von, über und mit Körpern in den Fokus und hebt dabei die zentrale Bedeutung poststrukturalistischer queer-feministischer Konzepte und Perspektiven auf Geschlecht hervor. Es zeigt, wie die Diskussionen um Raum, Sexualität und Geschlecht feministisch-geographische Forschungen maßgeblich bereichert haben. Ausgehend hiervon fokussiert das Kapitel Perspektiven eines Neuen Materialismus auf Körper und verknüpft diese wiederum mit ökofeministischen Debatten beziehungsweise der feministischen politischen Ökologie sowie den feministischen Technowissenschaften. Dadurch wird, mit leichten Überschneidungen, die Verbindung zu dem vorherigen sowie dem nachfolgenden Kapitel 9 deutlich. In Letzterem wird dann maßgeblich entlang Donna Haraways Figur des Cyborgs (Haraway 1991) aufgezeigt, wie digitale Technologien mittlerweile relationaler Bestandteil jeglicher Dimensionen der Raumproduktionen sind. Die dementprechenden Cyborg-Geographien werden anhand feministisch-geographischer Auseinandersetzungen mit GIS, urbaner Infrastruktur und globalen Dimensionen reproduktiver Technologien vorgestellt und ihr kritisches Potenzial ins Verhältnis zur Bearbeitung ungleicher/ungerechter intimer, lokaler und globaler Machtverhältnisse gesetzt. Mit dem Fokus darauf, wie Emotionen und Affekte Raumerfahrungen prägen beziehungsweise gesellschaftliche Räume mit und durch sie (re) produziert werden, beschäftigt sich das letzte theoretisch-konzeptionelle Kapitel des Handbuchs. Unter Rückbezug auf interdisziplinäre und queer-feministische Debatten aus unter anderem Philosophie, Psychologie, Sozial- und Kulturtheorie sowie Anthropologie nähert sich Kapitel 10

Gefühlen wie Wut, Angst, Scham, Fürsorge, Liebe oder Begehren als vielfältigen Dimensionen emotionaler Geographien und diskutiert diese mit Blick auf affekttheoretische Debatten nicht nur im Verhältnis zu ihrer gesellschaftlichen, sondern auch körperlichen/biologischen Verortung. Jenseits der oftmals differenzbasiert geführten Diskussionen öffnet das Kapitel den Blick für affektive und emotionale Räume innerhalb etablierter feministischer Themenfelder wie Zuhause und Alltag, Zugehörigkeit und Nationalismus sowie Geopolitik. Darüber hinaus gewährt es konkrete Einblicke in empirische Forschungsarbeiten und schafft es mit dem Verweis auf emotionale und affektive Dimensionen der Care-Arbeit, wieder einen Bogen zum ersten Beitrag des konzeptionellen Teils des Handbuchs zu schlagen.

Ohne Zweifel stellen die theoretisch-konzeptionellen Kapitel des Handbuchs inspirierende, spannende und vielfältige Beiträge dar, die einen differenzierten Einblick in viele zentrale Debatten feministisch-geographischer Forschung aus dem internationalen und deutschsprachigen Raum bieten. Gleichzeitig sind es jedoch auch sehr dichte Kapitel, die zwischen der Vermittlung der theoretischen Grundlagen, Konkretisierungen in Form von Übungen, Einschüben oder empirischen Beispielen, Einblicken in den Stand der Forschung und darüber hinaus Hinweise auf weiterführende Exkurse oder zentrale Texte und Autor*innen changieren und so für manche Leser*innen durchaus voraussetzungsvoll sein können. Denn nicht jeder Übergang oder Bezug zu Beispielen und Boxen mag ohne Weiteres nachvollziehbar oder ohne weitere Kontextualisierung beziehungsweise Vorkenntnisse alleine bearbeitbar sein. So werden in Übungsboxen anhand von konkreten Beispielen zum Teil recht komplexe Fragestellungen formuliert. Hier wären jeweils weiterführende Hinweise zur Auseinandersetzung mit dem vorgestellten Material hilfreich.

Vor dem Hintergrund, dass das Handbuch ein Produkt des DFG-geförderten wissenschaftlichen Netzwerks „Feministische Geographien des new materialism“ ist, erklären sich neben der Zusammensetzung des Autor*innenkollektivs auch die Schwerpunkte der konzeptionellen Auseinandersetzung in Teil 2 des Buches. Beim Lesen fällt jedoch auf, dass eventuell weniger die eingehende Beschäftigung mit den Debatten des Neuen Materialismus an sich als vielmehr der Bezug zu Körpern und verkörperten Geographien ein verbindendes Element der theoretisch-konzeptionellen Beiträge darstellt. Vielleicht ist auch das einer der Gründe, weshalb der Sammelband allgemein als *Handbuch Feministischer Geographien* konzeptionalisiert wurde? So oder so wäre es eventuell

auch im Titel möglich gewesen, nochmal darauf zu verweisen, dass sich das Buch auf einige Konzepte und Theorien fokussiert. Dies hätte stärker verdeutlicht, dass es sich – wie in Teil 1 auch – um eine partielle Auseinandersetzung handelt, die in Verbindung zum Netzwerk und dessen Ausrichtung steht.

Für das gesamte Buch gilt, dass es erfreulich und wichtig ist, wie Intersektionalität, Positionalität und eine diverse Situietheit von Wissensproduktion als grundlegende feministische Basis umgesetzt wird (auch wenn für Leser*innen, denen die Konzepte nicht geläufig sind, hier etwas Nachlesearbeit ansteht). Mit dem Wissen, dass diese Basis in vielen Forschungs- und Lehrkontexten keine Normalität darstellt, kann das Handbuch auch als strukturelles Back-up für Lehre und Lehrende in der Akademie verstanden werden. Mein Highlight stellen daher auch die persönlich-positionierten Einblicke in eigene Kämpfe, Erfahrungen, Forschungskontexte, Stories sowie Inspirationen und wichtige Momente dar, die vor allem in Teil 1 und im Ausklang geteilt und auch gefeiert werden. Denn es ist mutig, andere an den eigenen Erfahrungen und den damit immer auch verbundenen Verletzlichkeiten teilhaben zu lassen! Die Autor*innen machen sich damit in einem rationalisierten, auf Konkurrenz basierten Wissenschaftssystem vulnerabel und angreifbar. Gleichzeitig wird nur dadurch deutlich, wie vielschichtig und umkämpft feministische Geographien sind und wie sie unterschiedlich erlebt und praktiziert werden, auch wenn das Autor*innenkollektiv nur einen kleinen (aber durchaus machtvoll positionierten) Teil der feministisch-geographischen Community im deutschsprachigen Raum versammelt. Trotz dieser Sensibilität im Buch für diverses Wissen, lokale und globale Kontexte und deren Verwobenheiten sowie die Anerkennung der privilegierten Schreibposition des Autor*innenkollektivs ist in diesem Kontext herauszustellen, dass nur Kapitel 7 es schafft, jenseits von Beispielbezügen explizit nicht-westliche Theoriebildung grundlegend miteinzubeziehen und so auch die feministische Geopolitik des Wissens im Buch etwas aus der Balance zu bringen, während die meisten anderen Beiträge sich doch klassischerweise entlang internationaler Debatten europäisch-nordamerikanischer Epistemologien orientieren (vgl. Lugones 2010). Es ist neben anderen Herausforderungen bestimmt eine wichtige Aufgabe, feministische Geographien (und nicht nur diese) in Zukunft epistemologisch globaler und multipler zu verstehen, zu diskutieren und zu lehren.

Insgesamt reiht sich der Band in eine momentane „Handbuchwelle“ in der deutschsprachigen Geographie ein. Dies schmälert nicht die inhaltliche

Feministische Geographien in der Hand

Qualität der Beiträge im Buch, sondern sagt möglicherweise mehr über die Notwendigkeit einer (neuen) Kanonisierung, aber auch über die aktuelle Dynamik einer Institutionalisierung von Themengebieten, theoretischen und methodologischen Zugängen sowie Subdisziplinen in der Geographie aus. Dies hat durchaus den positiven Effekt, dass hierdurch wichtige Themen gebündelt und platziert werden können und auch feministische Geographien so stärker in den Fokus der Lehre rücken. Gleichzeitig besteht hier aber auch immer die Gefahr einer strategischen Aneignung von Themen, die Ein- und Ausschlüsse produziert und anzeigt, wer oder was wichtig genug ist im Feld (oder eben nicht) und wie akademische Netzwerke funktionieren. Wie im Buch selbst dargelegt, leben die feministischen Geographien im deutschsprachigen Raum trotz ihrer teilweisen beziehungsweise fortschreitenden Institutionalisierung, ihrer theoretisch-konzeptionellen Stärke sowie thematischen Vielseitigkeit doch von ihren unkomplizierten persönlichen informellen Treffen, vielfältigen Netzwerken, ihrer horizontalen und dezentralen Organisationsstrukturen und einem zugänglichen Organ wie der GeoRundmail. Das Handbuch ist eine tolle Ergänzung dieser Strukturen und bringt feministische Geographien sichtbar auf hoffentlich viele Tische und in zahlreiche Bibliotheken und Händel!

Autor_innen

Katharina Schmidt ist Humangeographin. Sie beschäftigt sich mit feministischen, post- und dekolonialen Perspektiven vor allem auf Stadt, Geographien der Obdach- und Wohnungslosigkeit, Machtverhältnissen globaler Wissensproduktion sowie visuellen Geographien.
fgrv007@uni-hamburg.de

Literatur

- Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (2021): Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Garske, Pia (2014): What's the „matter“? Der Materialitätsbegriff des „New Materialism“ und dessen Konsequenzen für feministisch-politische Handlungsfähigkeit. In: PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft 44/174, 111-129.
- Haraway, Donna J. (1991): Simians, cyborgs and women: The reinvention of nature. London: Routledge.
- Löw, Christine / Volk, Katharina / Leicht, Imke / Meisterhans, Nadja (Hg.) (2017): Material turn: Feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Lugones, María (2010): Toward a decolonial feminism. In: HYPATIA. A Journal of Feminist Philosophy 25/4, 742-759.
- Moss, Pamela (Hg.) (2002): Feminist geography in practice: Research and methods. Oxford/Malden: Blackwell.
- Mountz, Alison / Bonds, Anne / Mansfield, Becky / Loyd, Jenna / Hyndman, Jennifer / Walton-Roberts, Margaret / Basu, Ranu / Whitson, Risa / Hawkins, Roberta / Hamilton, Trina /

Katharina Schmidt

Curran, Winifred (2015): For slow scholarship: A feminist politics of resistance through collective action in the neoliberal university. In: *ACME. An International Journal for Critical Geographies* 14/4, 1235-1259.

Oberhauser, Ann M. / Fluri, Jennifer L. / Whitson, Risa / Mollett, Sharlene (2017): *Feminist spaces: Gender and geography in a global context*. London: Routledge.

Aber das sind doch die Guten – oder? Wohnungsgenossenschaften in Hamburg

Rezension zu Joscha Metzger (2021):
Genossenschaften und die Wohnungsfrage.
Konflikte im Feld der Sozialen Wohnungswirtschaft.
 Münster: Westfälisches Dampfboot.

Lisa Vollmer

Warum werden in aktuellen Diskussionen Wohnungsgenossenschaften immer wieder als zentrale Akteure einer gemeinwohlorientierten Wohnraumversorgung benannt – obwohl sie kaum zur Schaffung neuen bezahlbaren Wohnraums beitragen? Warum wehrt sich die Mehrzahl der Wohnungsgenossenschaften mit Händen und Füßen gegen die Wiedereinführung eines Gesetzes zur Wohnungsgemeinnützigkeit, obwohl es doch gerade dieses Gesetz war, das sie im 20. Jahrhundert zu im internationalen Vergleich großen Unternehmen wachsen ließ? Sind Wohnungsgenossenschaften nun klientelistische, wenig demokratische und nur halb dekommodifizierte Marktteilnehmer oder wichtiger Teil der Wohnungsversorgung der unteren Mittelschicht?

Wer Antworten auf diese und andere Fragen sucht und Differenziertheit in ihrer Beantwortung aushält, lese Joscha Metzgers Dissertation *Genossenschaften und die Wohnungsfrage. Konflikte im Feld der Sozialen Wohnungswirtschaft*, die in der Reihe Raumproduktionen beim Verlag Westfälisches Dampfboot erschienen ist. Ausgehend von einem konkreten Konfliktfall – dem Abriss von 120 für untere Einkommenschichten bezahlbaren Wohnungen durch eine Wohnungsgenossenschaft im Stadtteil Hamm im Hamburger Osten in den 2010er-Jahren –, spannt Metzger einen Bogen von

Abb. 1 Titel des Buches
 (Quelle: Westfälisches
 Dampfboot)



der Entwicklung des Wohnungsgenossenschaftswesens seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland allgemein und in Hamburg im Speziellen bis zur Untersuchung der aktuellen Geschäftspraxis großer Hamburger Wohnungsgenossenschaften heute. Damit schließt er empirische wie theoretische Forschungslücken.

Eine solcherart umfassende Einordnung der Akteursgruppe Wohnungsgenossenschaften in die (bundes-)deutsche Geschichte der Wohnraumversorgung, die vor allem auch die Entwicklung der letzten 30 Jahre einschließt (Kap. 4), lag bislang nicht vor. Zur Systematisierung der Phasen des Wohnungsgenossenschaftswesens bedient sich Metzger regulationstheoretischer Ansätze, unterscheidet also zwischen einer Phase des liberalen Kapitalismus im 19. Jahrhundert, dem Fordismus in der Nachkriegszeit und der postfordistischen beziehungsweise neoliberalen Phase, die sich ab den 1970er-Jahren entwickelte. In allen Phasen nehmen Wohnungsgenossenschaften – als Teil der Sozialen Wohnungswirtschaft – eine spezifische Funktion in der Wohnraumversorgung ein. Mit der Bezeichnung Soziale Wohnungswirtschaft markiert Metzger ein Feld, das sich im 19. Jahrhundert herausbildete und bis heute besteht: ein Feld, in dem wohnungswirtschaftliche Akteure den Anspruch, ökonomisch rentabel zu wirtschaften und gleichzeitig soziale Zwecke zu verfolgen, vereinen wollen – also letztlich versuchen, den Widerspruch zwischen Gebrauchs- und Tauschwert des Wohnens aufzuheben. Wohnungsgenossenschaften sind eine zentrale Akteursgruppe innerhalb dieser Sozialen Wohnungswirtschaft (eine andere wären z. B. kommunale Wohnungsunternehmen). Ihr tatsächlicher Beitrag zur Dekommodifizierung der Wohnraumversorgung wandelt sich dabei im Laufe der Zeit in Art und Umfang.

Diesen Wandel von der fürsorglich-paternalistischen Ausrichtung der Wohnungsgenossenschaften im 19. Jahrhundert über ihre Politisierung nach dem Ersten Weltkrieg bis zu ihrer Ausrichtung auf die Versorgung breiter Bevölkerungsschichten mit Wohnraum im Fordismus – einhergehend mit einem massiven Wachstum des Sektors und einer Zentralisierung, Professionalisierung und Bürokratisierung der Unternehmen sowie einer Abnahme der Mitbestimmungsrechte der Mitglieder – beschreibt Metzger ausführlich und ordnet die Genossenschaften dabei jeweils in die allgemeine Entwicklung der Wohnungs- und Stadtentwicklungspolitik ein.

Dies gelingt auch für die jüngste Phase des Postfordismus bzw. Neoliberalismus hervorragend. Den Übergang zwischen Fordismus und

Postfordismus markierte eine neue Periode der Politisierung der Wohnungsfrage und des Genossenschaftswesens ab dem Ende der 1960er bis in die 1980er-Jahre. Neben der Kritik an der Beteiligung der Sozialen Wohnungswirtschaft an der Kahlschlagsanierung bezahlbarer Altbauviertel – die Neue Heimat als gewerkschaftliche und größte Wohnungsgenossenschaft Westdeutschlands war als Sanierungsträger direkt an Abriss und Neubau beteiligt – spielten in Bezug auf Genossenschaften vor allem Forderungen nach mehr Mitbestimmung und Bewohner:innenselbstverwaltung eine Rolle. In Neugründungen der damaligen neuen Genossenschaftsbewegung waren diese Aspekte dementsprechend zentral. Das Stichwort der Selbstbestimmung griffen auch die etablierten Genossenschaften auf, meinten damit aber eine größere Unabhängigkeit des Managements von staatlicher Regulierung und von der Einmischung der Mitglieder. Mit der Abschaffung der Wohnungsgemeinnützigkeit 1989 endete die Phase des Anspruchs, breite Schichten mit Wohnraum zu versorgen. Von den Genossenschaften kam – auch aufgrund innerer Konflikte des Feldes – kaum Widerspruch zu dieser Abschaffung.

In der postfordistischen bzw. neoliberalen Phase der Sozialen Wohnungswirtschaft orientierten sich Genossenschaften in ihrer Geschäftspraxis und inneren Strukturierung zunehmend an privatwirtschaftlichen Unternehmen – lediglich die Gewinnbeschränkung blieb erhalten. Ziel war nun nicht mehr die Versorgung breiter Schichten mit bezahlbarem Wohnraum, sondern der Beitrag zur Herstellung von „funktionierenden“, soll heißen gemischten Nachbarschaften. Damit verschrieben sich die Genossenschaften einem Ideal der neoliberalen Stadt, das die Interessen der Mittelschicht zuungunsten ärmerer Bevölkerungsteile bedient.

Durch die Darstellung der historischen Entwicklung gelingt es Metzger zu verdeutlichen, dass Wohnungsgenossenschaften nicht losgelöst von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen betrachtet werden können und ihre genaue Ausformung immer das Produkt sozialer Kämpfe ist. Die unterschiedlichen Interpretationen des Zwecks von Wohnungsgenossenschaften fasst Metzger prägnant zusammen:

„In einer liberalen Interpretation können sie dazu dienen, die ökonomischen Selbsthilfekräfte einkommenschwacher Schichten durch den Zusammenschluss zu mobilisieren und somit in der marktwirtschaftlichen Konkurrenz durchsetzungsfähiger zu machen. In einer konservativen Interpretation dienen sie der Gemeinschaftsbildung und sozialer Kontrolle und tragen dazu bei,

Tendenzen der Individualisierung und soziale Konflikte einzuhegen. Sozialökonomische Genossenschaftsinterpretationen sehen sie als Vorbild einer moralisch begründeten Ökonomie, in der Unternehmen auch dann erfolgreich sein können, wenn sie Arbeiter_innen oder Konsument_innen nicht ausbeuten. In einer emanzipatorischen Perspektive bieten Genossenschaften dagegen das Potenzial zu einer selbstverwalteten solidarischen Ökonomie, die Ansätze zu einer Überwindung kapitalistischer Verhältnisse bietet.“ (Metzger 2021: 259)

Neben dieser *longue durée* schließt Metzger noch eine weitere empirische Forschungslücke, indem er den Blick auf große Wohnungsgenossenschaften in Hamburg richtet (Kap. 6). Bisheriges Forschungsinteresse galt eher den kleinen Genossenschaftsneugründungen der 1970er-/1980er-Jahre oder heutiger Zeit. Zur Analyse dieser Akteursgruppe greift Metzger auf einen reichhaltigen Fundus an Dokumenten zurück wie Eigenpublikationen der Genossenschaften und Medienberichte, auf vier Jahre teilnehmende Beobachtung, auf zahlreiche Interviews mit Vorständen von Hamburger Wohnungsgenossenschaften und Gruppeninterviews mit Bewohner:innen und Aktivist:innen. Mit Pierre Bourdieu führt Metzger außerdem das Konzept des symbolischen Kapitals von Genossenschaften als Konzept ein und bereichert die kritische Wohnungsforschung damit auch auf theoretischer Ebene. Dieses symbolische Kapital basiert auf dem weithin anerkannten guten Ruf der Genossenschaften als soziale Akteure.

Anhand der Interviews und der anderen Materialien arbeitet Metzger überzeugend heraus, warum die großen Wohnungsgenossenschaften Hamburgs als „nachholende“ Gentrifizierer betrachtet werden können (siehe auch Metzger 2015). Die Mieten in ihren Beständen sind zwar verhältnismäßig günstig, und auch beim Neubau erreichen sie geringere Mietpreise als andere Akteure. Ihr explizites Ziel ist aber die Aufwertung ihrer Bestände und der Sozialstruktur ihrer Bewohner:innen. Sie zielen also stärker auf Mitglieder aus der Mittelschicht. Ihre Mietpreise leiten sie nicht aus den Bewirtschaftungs- und Instandhaltungskosten ab, sondern richten sich in der Mietentwicklung an dem Mittelwert des Mietspiegels aus. Eine konstante Mietsteigerung und eine Orientierung an Haushalten mit mittleren Einkommen sind die logische Folge. Die Entwicklung des Wohnungsmarktes wird damit als objektiv gegeben hingenommen, eine eigenständige dämpfende Einflussnahme darauf nicht in Betracht gezogen. Neben der Mietentwicklung steht auch die Praxis der Mitbestimmung bei den großen Wohnungsgenossenschaften ihrem

emanzipatorischen Potenzial entgegen. Die Gemeinschaftsbildung unter den Bewohner:innen wird zwar gefördert, aber auf das Engagement in der Nachbarschaft reduziert. Aufkeimendes Begehren nach Mitbestimmung in Entscheidungen der Unternehmensführung wird ignoriert oder mit dem Verweis auf Partikularinteressen, die dem genossenschaftlichen Gedanken entgegenstünden, delegitimiert. Metzger kommt zu dem Schluss, dass die großen Wohnungsgenossenschaften das emanzipatorische Potenzial, das er ihnen durchaus zuspricht, nicht ausschöpfen.

Das Beispiel der Beteiligung der Genossenschaften am Hamburger Bündnis für das Wohnen veranschaulicht dies. Dieses Bündnis ist als Antwort der regierenden sozialdemokratischen Partei auf die aufkeimenden wohnungspolitischen Proteste Anfang der 2010er-Jahre zu verstehen. Neben der Politik sind verschiedene wohnungswirtschaftliche Akteure, darunter auch der Verband der Hamburger Genossenschaften, Teil des Bündnisses, in dem wohnungspolitische Entscheidungen diskutiert und umgesetzt werden. Mit dem Bündnis setzt die Hamburger Wohnungspolitik ganz auf den Neubau als Lösung der aktuellen Wohnungsfrage und erteilt regulierenden Eingriffen in den Bestand weitgehend eine Absage. Für den Neubau hat sich das Bündnis neben zu erreichenden Zahlen auf einen Drittmix geeinigt: ein Drittel Eigentum, ein Drittel freifinanzierter Wohnungsbau, ein Drittel geförderter Mietwohnungsbau. Damit treibt das Bündnis nicht nur die Eigentumsquote Hamburgs in die Höhe, der Anteil des sozialen Wohnungsbaus liegt auch weit unter dem Anteil der anspruchsberechtigten Bevölkerung und kann den Schwund von Sozialwohnungen durch das Auslaufen von Bindungen nicht kompensieren. Gemeinsam mit profitorientierten Wohnungsunternehmen sprechen sich die Genossenschaften im Bündnis gegen mietpreisbegrenzende Regulierungen aus, selbst gegen solche, die sie selbst überhaupt nicht tangieren würden (vgl. hierzu etwa die Kampagne Berliner Wohnungsgenossenschaften gegen den Volksentscheid zur Enteignung großer Immobilienkonzerne, von dem sie ebenfalls nicht betroffen sind). Durch ihren Schulterschluss mit profitorientierten Unternehmen – im Hamburger Bündnis für das Wohnen, im Bundesverband deutscher Wohnungs- und Immobilienunternehmen und anderswo – verleihen Genossenschaften diesen ihre Legitimität, ihr symbolisches Kapital, so eines der zentralen Argumente von Metzger.

Angesichts der expliziten Fokussierung des Buches auf „große“ Wohnungsgenossenschaften wäre nahliegend gewesen, ihre Unterscheidung zu „kleinen“ stärker zu beleuchten: Ist es tatsächlich (nur) die Größe, die

die Ausrichtung der Genossenschaften bestimmt? Wie wirkt sich die Größe auf die innere Demokratie, auf das Geschäftsgebaren und die ideologische Verortung der Genossenschaft aus?

Die überzeugende Analyse des aktuellen Gebarens großer Hamburger Wohnungsunternehmen gelingt Metzger nicht nur, weil er ihre Positionierung historisch herleitet und als von gesellschaftlichen Bedingungen bestimmt erklärt, sondern auch, weil er sie in die allgemeine Entwicklung der Hamburger Wohnungsversorgung und -politik einordnet (Kap. 5). Dabei wird deutlich, wie sehr auch die Genossenschaften von Ideen und Idealen der neoliberalen Stadt geprägt sind. Das Kapitel zum Feld der Sozialen Wohnungswirtschaft in Hamburg hätte zur Straffung des gesamten Buches mit dem vorherigen Kapitel zur Geschichte der Sozialen Wohnungswirtschaft in Westdeutschland zusammengefasst werden können. Dann wäre auch deutlicher geworden, inwiefern Hamburg ein typisches Beispiel der bundesrepublikanischen Entwicklung ist und wo Besonderheiten liegen. Die Auftrennung der beiden Kapitel bietet dafür den Vorteil, dass Leser:innen mit speziellem Interesse einzelne Kapitel herausgreifen können.

Die Einordnung von Wohnungsgenossenschaften in die allgemeine Entwicklung der Wohnungs- und Stadtentwicklungspolitik in Westdeutschland und Hamburg, die das Buch leistet, ist beeindruckend und macht es für Leser:innen mit verschiedenen Schwerpunkten empfehlenswert: Ein Interesse an der Geschichte der (west-)deutschen Wohnraumversorgung und -politik wird genauso hervorragend bedient wie ein spezielleres Interesse an der Hamburger Stadtentwicklung. Auch wer sich für Genossenschaften im Allgemeinen interessiert oder etwas über die instrumentelle Verwendung der Begriffe Gemeinwohl und Partikularinteresse lernen möchte, kommt durch das Beispiel der Wohnungsgenossenschaften auf ihre:seine Kosten. Ebenso sei an dem Thema interessierten Aktivist:innen die Lektüre ans Herz gelegt, denn das Buch enthält obendrein Ansätze, wie es gelingen kann, das emanzipatorische Potenzial von Wohnungsgenossenschaften besser auszuschöpfen.

Die Bauhaus-Universität Weimar unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Autor_innen

Lisa Vollmer ist interdisziplinäre Stadt- und Bewegungsforscherin. Ihre Forschungsinteressen sind soziale Bewegungen, Wohnungspolitik und politische Theorie.
lisa.vollmer@metropolitanstudies.de

Aber das sind doch die Guten – oder? Wohnungsgenossenschaften in Hamburg

Literatur

Metzger, Joscha (2015): Genossenschaften als Alternative zur Gentrifizierung? In: RaumPlanung 179/3, 28-33.

Metzger, Joscha (2021): Genossenschaften und die Wohnungsfrage. Konflikte im Feld der Sozialen Wohnungswirtschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot.

IMPRESSUM

s u b \ u r b a n. zeitschrift für kritische stadtforschung
2022, band 10, heft 1
ISSN 2197-2567



Erscheinungsort Berlin

Herausgabe Redaktionskollektiv s u b \ u r b a n

Redaktionskollektiv sub\urban Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Justin Kadi, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Redaktionssekretariat Michael Keizers

Heftkoordination Nikolai Roskamm, Lisa Vollmer

Autor_innen dieser Ausgabe Harald Bauder, Sybille Bauriedl, Bernd Belina, Grischa Bertram, Beate Binder, Wolf-Dietrich Bukow, Richard Bůžek, Allan Cochrane, Iris Dzudzek, Susanne Frank, Henning Füller, Matthew Gandy, Noa K. Ha, Susanne Heeg, Susanne Hübl, Lisa Kamphaus, Roger Keil, Kalle Kunkel, Sophie Mélix, Matthias Naumann, Ursula Nill, Lucas Opitz, Nicole Raschke, Nikolai Roskamm, Katharina Schmidt, Yvonne Siegmund, Anke Strüver, Anne Vogelpohl, Lisa Vollmer, Jan Wehrheim, Max Welch Guerra

Lektorat, Gestaltung, Satz Lars Breuer, info@larslektor.de, Katrin Viviane Kurten, kurten@geo-lektorat.de (Lektorat), Christian Bauer, info@bauerchristian.com (Webseiten- und Printlayout), Robert Hänsch, signtific@jpbberlin.de (Satz), Clara Berlinski (Illustrationen), Redaktion (Gestaltung, Web-Satz)

Titelbild Hamburger Dom (Fotografie von Lucas Pohl, bearbeitet von s u b \ u r b a n)

Förderung s u b \ u r b a n wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Bereich Wissenschaftliche Literaturver-sorgungs und Informationssysteme gefördert.



sub\urban e.V.: Fördermitgliedschaften und Spenden Die Zeitschrift wird durch den Verein sub\urban e.V. getragen. Spenden und Fördermitgliedschaften sind steuerlich absetzbar. Informationen dazu finden sich auf www.zeitschrift-suburban.de

Druck druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Kontakt info@zeitschrift-suburban.de – www.zeitschrift-suburban.de

sub\urban

zeitschrift für kritische stadtforschung
2022, band 10, heft 1
ISSN 2197-2567
zeitschrift-suburban.de
Open Access

